Bilder-Atlas

zum

Conversations-Lexikon.

Ikonographische Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste.

Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet

von

Johann Georg Heck.

In zehn Abtheilungen.

509 Tafeln nebst Text und Universal-Register.

Fünfte Ausgabe.

Vierte Abtheilung:

Völkerkunde der Gegenwart.

42 Tafeln nebst Text.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1860.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

Völkerkunde
der
Gegenwart.

42 Tafeln nebst Text.

Fünfte Ausgabe.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

Völkerkunde der Gegenwart.

Taf. 4, 25, 34, 55, 65, 70, 79, 81, 93, 94, 101, 102, 110, 111, 112, 116, 117, 125, 126, 142, 158, 160, 167, 170, 190, 191, 202, 214, 222, 263, 271, 295, 299, 311, 319, 336, 341, 357, 367, 371, 372, 395.

Einleitung.

Da bei der Wahl der Abbildungen der Völker der Gegenwart weniger auf historische Beziehungen Rücksicht genommen ist, als in der dritten Abtheilung, so werden wir in gegenwärtiger vierten Abtheilung den bisher betretenen Weg verlassen und weniger der Geschichte als vielmehr dem Charakter, den Sitten und Gewohnheiten der Völker unsere Aufmerksamkeit widmen. Ehe wir jedoch zur besondern Schilderung der einzelnen Völker übergehen, sei es erlaubt, mit Hinweisung auf Taf. 110, einige Worte über die Grundtypen des Menschengeschlechts vorauszuschicken.

Nehmen wir auch an, daß alle Menschen die Nachkommen eines gemeinsamen Stammpaares sind, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die zahlreichen Völkerstämme nicht nur in Sprache und Sitten, sondern auch in gewissen physischen Grundzügen sich voneinander unterscheiden, diese sich auch rein von Geschlecht zu Geschlecht forterben, wenn sie nicht durch Vermischung verschiedener Stämme modificirt wurden, so verschieden sie aber auch erscheinen, sich doch nur auf wenige Typen zurückführen lassen. Nach diesen Typen haben nun die Naturforscher die Menschen in mehr oder weniger Racen eingetheilt, je nachdem sie eben mehr oder weniger solcher Typen annahmen. Cuvier stellte nur drei Racen auf, und da über diese bereits in der I. Abtheilung S. 494 fg. ausführlich gesprochen worden ist, wollen wir hier nur das Wichtigste wiederholen. Die kaukasische Race zeichnet sich durch das schöne Oval ihres Kopfes, durch eine freie Stirn, vorragende Nase und wenig oder gar nicht vorstehende Backenknochen aus. Die Ohren sind klein und dicht anliegend, die Zähne stehen vertical, die Kiefern sind mittelstark, das Kinn ist wohl gebildet. Haare und Gesichtsfarbe variiren sehr; ersteres ist jedoch gewöhnlich lang und schlicht, seltener kraus. Die mongolische Race zeichnet sich durch einen großen, am Scheitel erhöhten Kopf, sowie durch ihre vorspringenden Wangenknochen, ihr plattes, breites Gesicht, schmale und schiefliegende Augen, aufgetriebene Augenlider, plattgedrückte Nase mit weiten Nasenlöchern, große, weite Ohren, weiten Mund, geradstehende Zähne, fast bartloses Gesicht und schlichte, schwarze, straffe Kopfhaare aus. Die Hautfarbe ist gelblich oder olivenbraun. Die Negerrace endlich hat einen von den Seiten zusammengedrückten Kopf, mit großen, vorragenden Kiefern, deren Zahnhöhlenrand schief nach vorn gerichtet ist, wodurch auch die Zähne eine schiefe Richtung erhalten. Die Stirn ist schmal, Backenknochen und Jochbogen sind hervorragend, die Lippen aufgeworfen, Nase plattgedrückt, mit weiten Nasenlöchern; Haar meistens wollig und filzig verworren, zuweilen kraus oder straff und lang; Bart gewöhnlich dünn und steif. Hautfarbe schwarz bis zu gelblichbraun. Die verschiedenen Völkerstämme vertheilte nun Cuvier auf folgende Weise unter diese drei Racen:

- **Kaukasische Race**
  - Armenier
    - Assyrier.
    - Chaldäer.
    - Araber.
    - Phönizier.
    - Hebräer.
    - Abyssinier.
    - Aegypter?
  - Indier
    - Sanskrit. Stamm
      - Alte Perser.
      - Hindus.
    - Pelasgischer Stamm
      - Kelten?
      - Griechen.
      - Latiner.
    - Gothischer Stamm
      - Deutsche und Holländer.
      - Engländer.
      - Dänen und Schweden.
    - Slawischer Stamm
      - Russen.
      - Polen.
      - Böhmen.
      - Wenden.
  - Scythen u. Tataren
    - Parther.
    - Türken.
    - Finnländer.
    - Ungarn.
- **Mongolische oder altaische Race**
  - Kalmücken.
  - Kalkas = Mongolen.
  - Mandschus.
  - Japanesen und Koreaner.
  - Sibirier
    - Samojeden.
    - Lappländer.
    - Eskimos.
- **Neger- oder äthiopische Race**
  - Kaffern.
  - Fuhlahs.
  - Mandingos.
  - Fellatahs.
  - Hamburas.
  - Madagassen.
  - Neger von Mittelafrika.
  - Hottentotten.
  - Buschmänner.

Cuvier scheint wegen der nicht zu verkennenden Uebereinstimmung geneigt zu sein, die ameri-

kanischen Völkerstämme zu der mongolischen Race zu zählen. Diese Stämme lassen sich auf folgende drei zurückführen:

1) Columbischer Stamm: Bewohner der Ebenen vom Lorenzstrom bis zu 45° der Ostküsten von Mexico, der Antillen, Terra Firma, Guyana und des Gebiets von Kumana, sowie die Canadier, die Eingeborenen von Yukatan, Honduras, die Karaiben u. s. w.

2) Amerikanischer Stamm: Bewohner der Ebenen am obern Orinoco, am Amazonenstrom, von Brasilien, Paraguay und des innersten Theils von Chili.

3) Patagonischer Stamm: Eingeborene von Patagonien.

Australien, zu dem außer Neuholland der ganze indische Archipel oder Polynesien und die Inseln der Südsee oder Oceanien gehören, besitzt keine eigenthümliche Menschenbevölkerung; es sind vielmehr alle drei Racen hier vereinigt. Zu den Australkaukasiern gehören die Malaien im indischen Archipel, die Bewohner der Marianen, Carolinen, Freundschafts- und Gesellschaftsinseln, die von Neuseeland, von den Pelew-, Sandwich-, Marquesasinseln u. s. w. Die Australmongolen bewohnen ebenfalls die Carolinen, die Nikobaren und Neuguinea. Zu den Australnegern endlich gehören die Neuholländer, Alfurus, die Eudamener in Neuguinea und die Papuas.

Taf. 110 gibt eine Uebersicht der Racen, indem auf derselben verschiedene Völkerstämme aller drei Racen abgebildet sind. *Fig. 1* erblicken wir einen **Mitteleuropäer** in der Tracht der höhern Classen, und zwar vom gothischen (teutonischen) Stamme, der sich in seiner Reinheit durch blaue Augen, helles Haar, weiße, sanft geröthete Hautfarbe und hohen Wuchs auszeichnet und meist dicht an den Körper anschließende Kleidung trägt. *Fig. 2* ein **Grieche** in der Palikarentracht, dem pelasgischen Stamme angehörend. Der Schädel der Griechen, welche der Typus des genannten Stammes sind, ist sehr ausgebildet, die Stirn erhebt sich in kühnem Bogen, und von oben angesehen, bedeckt die Wölbung des vordern Theils des Schädels ganz das Gesicht, sodaß der Gesichtswinkel beinahe ein rechter Winkel ist. Das Gesicht ist klein, mit rundem Umrisse, und alle Theile stehen in schöner Harmonie zueinander. Das Haar der Griechen ist dunkel und fließend, die Haut weiß und mehr oder weniger mit Oliven- oder düsterm Braun durchdrungen; die Augen sind groß, von Augenbrauenbogen überschattet, die mehr eine gerade Querlinie als wirkliche Bogen bilden; die Nase ist gerade oder fast Adlernase, in einer Richtung, mit einer nur geringen Vertiefung zwischen den Augen, von der Stirne sich fortsetzend; der Wuchs endlich ist ein mittler. *Fig. 3* ein **Türke** in alter Nationaltracht. Die Türken werden von den meisten Schriftstellern dem Tatarenstamme zugezählt. Dieser hat eine kräftige und athletische Gestalt, etwas kurze und gekrümmte Beine, dunkel olivenfarbene Haut; der Obertheil des Gesichts ist breit und platt, die Augen sind klein, tiefliegend und weit voneinanderstehend, die Augenlider dick; die Nase ist sehr eingedrückt; die Backenknochen sind vorragend; das Haar ist lang, schlicht und schwarz; die Augenbrauen sind buschig, und der Bart, besonders auf der Oberlippe, ist dick. Die Türken sind unstreitig ein Mischlingsvolk aus Tataren und Mongolen, haben aber veredelte Formen durch ihre spätere Vermischung mit den Mingreliern, Georgiern, Tscherkessen und Griechen erhalten. Ihre Stirn ist gerade und tritt nicht so kühn hervor wie bei den Griechen, doch ist sie schön gebildet; die Augenbrauen und der Raum zwischen den Augen ist vorragend; die Nase ist lang und adlerartig, in einer Richtung mit der Stirn fortlaufend. Die großen Augen stehen weit voneinander, und innerer und äußerer Winkel derselben stehen auf derselben Höhe. Die Oberlippe ist kurz, das Kinn voll, aber der Abstand des Kinnes vom Winkel des Unterkiefers sehr unbedeutend. Das Gesicht, von vorn angesehen, ist lang und wird unter den ziemlich hervortretenden Wangenbeinen schmal. Von der Seite gesehen, ist die Linie von der Stirn über die Nase zum Kinn senkrecht, da der Gesichtswinkel 90° oder fast 90° hat. Der Bart ist voll und fließend, der Ausdruck der Physiognomie ernst und würdevoll. Der Schädel des Türken hat einen kugelförmigen Umriß und das große Hinterhauptsloch liegt nahe am Hintertheile der Schädelbasis. Taf. 110 *Fig. 4* ein **Kosack vom Don**. Die Kosacken vom Don und der Wolga gehören demselben Stamme an, scheinen jedoch aus einer Vermischung der Tataren mit Slawen hervorgegangen zu sein. Die Augenhöhlen des Schädels eines donischen Kosacken sind sehr tief, breit und niedergedrückt, die Nasenöffnung ist weit, die Augenbrauenrücken sind kühn vorspringend und begegnen sich an der Stelle zwischen den Augen. Der Winkel des Unterkiefers ist nach außen gekehrt und uneben durch die Andeutung des Kaumuskels. Das Hinterhauptloch ist eng; das Hinterhauptbein ist sehr dick, und der ganze Schädel ist von marmorgleicher Dichtigkeit und Politur. *Fig. 5* ein **Perser** aus den höhern Ständen. Der sanskritische Stamm, dem die alten Perser zuzuzählen sind, ist mittelgroß oder unter Mittelgröße, von zarter, schlanker Gestalt, mit gerader, schön gebildeter Nase, mittelmäßigem Munde, dünnen Lippen und rundem Kinne. Die Augen sind groß, mit gewölbten Augenbrauen und langen Wimpern. Die Hornhaut ist gewöhnlich etwas gelb. Die Kopfhaare sind lang, schwarz, fein und glänzend. Der Schädel ist von leichtem, feinem Bau, beinahe rund, mit einem vorragenden Hinterkopfe und kleinen Backenknochen. Die heutigen Perser haben viel von dem armenischen (semitischen) Zweige angenommen, zu dem der *Fig. 7* abgebildete **Araber** (Beduine) gehört. Dieser Zweig hat ein ovales Gesicht mit einem spitzigen Kinne, eine hohe Stirn, nicht breite Adlernase, große, dunkle Augen, gewölbte Augenbrauen, wohlgebildeten Mund und langes, schwarzes Haar

Kennzeichen, welche bei dem Araber am deutlichsten ausgeprägt sind. Die Kabylen (Kabeilen), das sind Berber in Algier und Tunis (Taf. 110 *Fig. 8* u. *9*), gehören ebenfalls hierher. Sie werden auch Dschebalis, d. i. Bergbewohner, von den arabisch-maurischen Städtebewohnern genannt, in Tunis heißen sie aber auch Suaven (Zouaves). Es ist ein schöner Schlag von Menschen, in ihren Sitten mit den Beduinen verwandt. Die Hindus (*Fig. 6* ein Hindu aus der Volksclasse) haben einen mittelmäßigen Wuchs oder stehen noch unter Mittelgröße, ihre Hautfarbe ist gelb, mit einem Anflug von Bronzefarbe, ihre Gestalt ist zart, und schlank, die Nase gerade und schön gebildet, nie abgeplattet, nie mit offenen Nasenlöchern; der Mund ist mittelmäßig, die Lippen sind dünn; das Kinn ist rund, gewöhnlich mit einem Grübchen, die Augen groß, mit gewölbten Augenbrauen und langen Wimpern. Die Iris ist gewöhnlich schwarz, das Weiße im Auge geht ins Gelbe über; Ohren mittelgroß und schön geformt; Hände und Füße klein; Haut dünn; Kopfhaar lang, schwarz, fein und glänzend; Bart unvollständig, ausgenommen an der Oberlippe. Die Neuseeländer, welche dem australkaukasischen Stamme angehören und von denen wir *Fig. 22* einen abgebildet sehen, werden wir später ausführlicher besprechen. Die *Fig. 10—13* abgebildeten Völkerstämme gehören der mongolischen Race an. Die Kalmücken (*Fig. 10* ein Kalmücke in Kriegertracht) haben gewöhnlich dünne, magere Glieder, einen selten corpulenten Körper, einen kurzen Hals, als vorzüglich charakteristische Züge aber schiefstehende Augen, deren innerer Winkel, gegen die Nase herabgehend, ein wenig geöffnet und fleischig ist. Die Augenbrauen sind schwarz, dünn, und bilden einen niedrigen Bogen; die Nase ist gewöhnlich abgeplattet und gegen die Stirn hin eingedrückt; die Backenknochen ragen vor; Kopf und Gesicht sind rund, Lippen dick und fleischig, das Kinn kurz, Zähne sehr weiß, bis ins hohe Alter schön und gesund bleibend. Die Ohren sind sehr groß und stehen ab. Die Eigenthümlichkeiten des Schädels der Mongolenrace bestehen in der Kugelform des Hirnschädels, in der Plattheit und Weite der Stirn, der Breite und Abplattung des Gesichts und in der Kühnheit der Jochbogen. Die Augenhöhlen sind groß, aber der Augenbrauenrand nur wenig ausgedrückt. Der Zahnzellenrücken ist vorn stumpf gewölbt und das Kinn etwas vorragend. Auch die Chinesen (*Fig. 11*) sind mongolischen Ursprungs; doch vermuthet Davis, daß in früher Zeit eine Colonie aus Indien sich in China niederließ und mit den Urbewohnern und mongolischen Eroberern vermischte. Das kleine Auge, elliptisch an seinem Winkel zunächst der Nase, ist den Chinesen wie den Tataren eigen; sie haben auch beide dasselbe spitzige Kinn und die vorstehenden Backenknochen. Ihre Farbe ist mehr oder weniger braungelb, je nachdem die Leute dem Einflusse des Klimas ausgesetzt sind; Gliedmaßen gut proportionirt, aber der Kopf dick: Bart schwach; Haare schlicht, glatt anliegend, grob und stets schwarz. Zu der mongolischen Race gehören auch viele Völkerschaften, welche die Wildnisse Sibiriens bewohnen, nördlich der Altaikette bis zur Küste des Nordmeers, die Einwohner von Korea, Kamtschatka und den naheliegenden aleutischen Inseln, die Tungusen, Samojeden und Ostjäken, sowie auch die Grönländer und Eskimos von Nordamerika. Taf. 110 *Fig. 12* geben wir die Abbildung eines Samojeden und *Fig. 13* die eines Eskimos. Das Haar der Samojeden ist lang, rauh und schwarz, das Gesicht flach und breit, die Backenknochen sind vorragend, die Augen lang, eng geschlitzt und schief; die Nase eingedrückt, der Mund groß, der Bart sehr dünn, die Hautfarbe dunkelbraun, Statur klein, aber untersetzt, und die untern starken Gliedmaßen erscheinen unverhältnißmäßig kurz. Die Eskimos aber haben hohe Backenknochen, breite Stirn, plattes Gesicht, enggeschlitzte Augen mit langen Winkeln, so klein, daß kaum das Weiße sichtbar ist, einen großen Mund, eingedrückte Nase, dunkelgelbe oder braune Hautfarbe und schlichtes, schwarzes Haar. Die Männer sind von mittlerm Wuchse oder klein, aber untersetzt; Hände und Füße sind klein. Außer diesen zuletztgenannten Völkern bietet uns Amerika eine eingeborene Bevölkerung dar, welche sich in viele Völkerschaften und sehr zahlreiche Stämme theilt, die sich von den nördlichen Breitegraden am Polarkreise bis zum Feuerlande im Süden erstrecken. Wir haben von ihnen *Fig. 17* einen Charruaindianer, *Fig. 19* u. *20* Rabenindianer und *Fig. 21* Californier abgebildet. Die Indianer haben im Allgemeinen eine kräftige, breite und nicht hohe Gestalt. Die Brust ist breit, der Hals kurz und dick, der Unterleib sehr vorragend, die Gliedmaßen sind kurz; die Unterschenkel nicht kräftig, die Waden namentlich dünn, aber die Arme rund und muskulös. Der Fuß ist hinten schmal und vorn sehr breit; die große Zehe ist von den andern abgesondert, die Hände sind fast immer kalt und die Finger verhältnißmäßig dünn; die Nägel sind sehr kurz; die Färbung der Haut ist kupferroth, die Kinder sind jedoch gelblich, wie Mulatten, kranke Personen bräunlichgelb, auch ist die Dunkelheit der Farbe bei Denen bedeutender, welche besonders kräftig und thätig sind und sich viel in der freien Luft aufhalten. Ihre Haut ist fein, sanft und glänzend und, der Sonne ausgesetzt, sehr zum Ausdünsten geneigt. Das lange, grobe, straffe, glänzende Haar hängt in dicken, unordentlichen Massen herab, der Bart der Männer ist im Allgemeinen dünn, bei Einigen jedoch dick. Der Scheitel des Kopfes und die Backenknochen sind breit, entsprechend der Breite der Brust, die Stirn ist niedrig, die Schläfe sind vorstehend, oben eng und sehr zurückweichend. Der Hintertheil des Kopfes hängt nicht so tief herab als bei dem Neger. Das Gesicht ist breit und eckig und ragt weit weniger vor als bei dem Neger, aber mehr als bei dem Kalmücken und Europäer. Die kleinen, niedlichgebildeten Ohren sind etwas

nach außen gekehrt. Das Auge ist klein und dunkelbraun, seitwärts gestellt, den innern Winkeln der Nase zugewendet; die Augenbrauen sind dünn und in der Mitte sehr hoch; die Nase ist kurz, aber eingedrückt, unten breit, aber nicht so aufgestülpt als bei dem Neger; die weiten Nasenlöcher stehen sehr wenig vor; die Lippen sind nicht so dick und aufgeworfen wie bei dem Neger, der Mund ist kleiner und mehr geschlossen als bei dem Neger; die Zähne sind weiß und die Vorderzähne sehr breit und eben, die Augenzähne vorstehend. Aus alledem geht hervor, daß der Indianer mehr andern Racen, namentlich dem Chinesen und Kalmücken gleicht, als dem Neger. Die Charruaindianer von Buenos-Ayres, unter 40° südl. Br., sind fast schwarz und ohne eine Beimischung von Roth. Die Osageindianer (Taf. 110 *Fig. 18*) (Osaschen, eigentlich Wausaschen) haben ihre Dörfer an den Quellflüssen des Osage und des Verdegris, eines nördlichen Zuflusses des Arkansas. Sie haben einen Theil ihres Gebietes an die Vereinigten Staaten abgetreten und sind noch gegenwärtig ein zahlreicher und mächtiger Volksstamm, der alle Nachbarn mit Krieg überzog. Die Raben- oder Krähenindianer (Crow- oder Upsarokanation) ist ein Wandervolk südlich vom Missouri, zwischen dem kleinen Missouri und den südöstlichen Zweigen des Gelbensteinflusses (Yellowstone River). Die Indianer Neucaliforniens sind von wildem Aussehen und von sehr dunkler Farbe. Ihr flaches, breites Gesicht, aus dem große, wilde Augen hervorleuchten, beschattet dicht ein langes, schwarzes Haar. Von der Negerrace ist *Fig. 14* ein Neger aus Guinea, *Fig. 15* ein Boussaneger, *Fig. 16* ein Hottentott und *Fig. 23* u. *24* sind Papuas aus Ostaustralien und Vandiemensland abgebildet. Man hat die schwarzen Völkerstämme Südasiens und Australiens zum Unterschiede von den Negern Afrikas Negritos oder Australneger, nach einem malaiischen Worte aber Papuas genannt, was so viel als Kraushaarige bedeutet. Letztern Namen führen aber auch die Eingeborenen der nordwestlichen Küste von Neuguinea insbesondere, auch unterscheidet man noch eigentliche Papuas von den gemischten, unter welchen man die versteht, welche etwa die Mitte zwischen den echten Papuas und den malaiischen Ansiedlern halten. Die Gestalt der Papuas ist schön, ihr Aeußeres verräth Kraft und Lebendigkeit, ihre Haut ist dunkelbraun mit Gelb gemischt, die Nase etwas flach, der Mund groß, die ganze Form des Gesichts ist ziemlich regelmäßig. Das Haar ist im Allgemeinen kraus, straff und sehr dick. Einige Stämme von Neuguinea, Neubritannien und Neuirland lassen es in langen, wallenden Ringeln auf die Schultern herabhängen, bei andern ist es weit abstehend und dem Kopfe einen ungeheuern Umfang gebend. Die Papuas gehen ganz nackt und verzieren ihre Schultern und Brust mit Schnitten in krummen oder geraden Linien. Sie haben auch den Gebrauch, ihre Köpfe mit einer Mischung von Fett und Ocker zu bedecken, der ihr Haar und ganzes Gesicht roth macht. Bei den Bewohnern von Tasmanien oder Vandiemensland sind die Charaktere der Papuas entartet. Ihr Haar ist entschieden wollig, die Nase breit, die Nasenlöcher sind nach der Seite hin weit offen; der Mund ist groß, die Backenknochen sind sehr ausgebildet, die Augen lang und enge, der untere Theil des Gesichts ist überwiegend, und die Farbe ist matt schwarz. Die Boussaneger sind ein Negerstamm, der zu den Ejeosern gehört, die den südlichen Theil des unter der Herrschaft der Fellatahs von Sorkatu stehenden haussanischen Reichs, zu beiden Seiten des Quorranigers, bewohnen. Unsere Abbildung (Taf. 110 *Fig. 15*) gibt das Bild des Königs von Boussa, welcher sehr regelmäßige Gesichtszüge, auch nicht so dicke Lippen zeigt, als man sonst bei den Negern zu finden gewohnt ist. Die Ejeoser leiten übrigens ihren Ursprung von Bornu ab. Die meisten Neger von Guinea zeigen vollkommen den Charakter der Negerrace. Ihre Haut ist dick, fühlt sich sammetartig an und sondert einen übelriechenden Schweiß ab. Die Farbe ist schwarz, und auch das krause Wollenhaar ist in der Regel von dieser Farbe. Nur die Völkerstämme zwischen dem Cap Palmas und dem Cap der drei Spitzen (Elfenbeinküste), sowie die von letzterm Cap bis zum Rio Volta (Goldküste), namentlich die Quaquas, Buntakis, Aschantis, Fantis, Intas u. s. w., haben sehr wenig von einer Negerphysiognomie, dagegen mehr indische oder fast regelmäßige griechische Gesichtszüge. Die Hottentotten sind nach Barrow wohl proportionirt, gerade und von mehr zartem als muskulösem Umrisse; ihre Gelenke und Gliedmaßen sind sehr klein, ihr Gesicht ist häßlich, aber bei verschiedenen Familien verschieden. Einige haben sehr platte Nasen, Andere bedeutend hohe; ihre Augen sind dunkelkastanienbraun, lang und eng geschlitzt, stehen weit auseinander, und der innere Winkel ist rund wie bei den Chinesen, mit denen überhaupt der Hottentotte viel Aehnlichkeit hat. Die Backenknochen sind hoch und hervorragend und bilden mit dem schmalen, spitzigen Kinn beinahe ein Dreieck; ihre Zähne sind sehr weiß. Die jungen Frauen sind wohlgefällig und gut gebaut, die Brustwarze ist ungewöhnlich groß und die Brust sehr hoch, aber bald nach der Geburt des ersten Kindes wird sie lose und hängt herab, und zwar bei hohem Alter sehr tief. Der Unterleib schwillt an, und der Hintertheil ist mit einer dicken Masse reinen Fettes bedeckt. Burchell beschreibt sie auf ähnliche Weise. „Hände und Füße", sagt er, „sind klein, die Augen so schräg, daß Querlinien, durch die Winkel derselben gezogen, nicht auf derselben Ebene zusammenfallen, sondern zuweilen sich auf der halben Nase erst durchschneiden würden; das Gesicht zwischen den beiden Backenknochen ist platt; der Nasenrücken ist kaum bemerkbar, die Spitze der Nase aber breit und abgeplattet; die Nasenlöcher sind auseinandergequetscht; das Kinn ist lang und geht

nach vorn; die schmale Gestalt des untern Gesichts ist auch ein Merkmal dieser Race." Das Haar wächst in kleinen, krausen Knoten, Büscheln, oder strangartigen, langen Locken, die in gewisser Entfernung voneinanderstehen und vom Haarkamme nicht durchdrungen werden können. Die Hautfarbe ist ledergelb oder blaß gelbbraun. Sparrmann verglich die Farbe mit der der Gelbsucht.

Die Völker Europas.

In Europa leben zwanzig verschiedene Völkerstämme, die aber alle, außer den zur mongolischen Race gehörenden Lappen, Finnen und Kalmücken, zu einer Race, der kaukasischen, gehören. Drei dieser Völkerstämme zeichnen sich sowol durch ihre geistige Bildung, als auch durch ihre Zahl und Macht besonders aus. Der erste ist der griechisch-lateinische, zu welchem die Arnauten, Albanesen, Walachen, Griechen, Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen gehören, welche Töchtersprachen des Griechischen und Lateinischen sprechen, ausdrucksvolle, zwanglose Bewegungen, schwarze Augen, schwarze Haare, braune Gesichtsfarbe und scharf ausgeprägte Gesichtszüge zeigen, lebhaft, feurig, höflich, meist aber veränderlich und leichtsinnig sind, den Leidenschaften zugänglich und unermüdlich im Streben nach Befriedigung ihrer Wünsche und Begierden. In Speise und Trank sind sie jedoch mäßig. Besondere Umstände haben übrigens hier und da eine Abweichung hervorgerufen; so haben z. B. die Bewohner von Andalusien und Algarve durch die Berührung mit Arabern und Mauren einen afrikanischen Anstrich; der Feuergeist der Belgier und nördlichen Franzosen ist durch die Mischung von Kelten und Germanen etwas gemildert worden, und Griechenland neigt sich durch Berührung mit den Slawen etwas zur Gemüthsart dieses Volksstammes. Uebrigens bewohnen diese griechisch-lateinischen Völker die südlichen Inseln und Halbinseln Europas, Frankreich und Belgien, meist auf vulkanischem Boden am Mittelmeere. Die Religion ist die katholische und griechische. Der zweite große Volksstamm ist der germanische oder centrale, welcher einen kräftigen Bau, mit weniger scharfen Zügen, meist blonde Haare und blaue oder graue Augen, eine mehr ruhige, steife Haltung und eine gewisse Behaglichkeit zeigt. In geistiger Hinsicht zeichnet er sich durch ruhige Ueberlegung, Vernunftstärke, tiefes, stilles Gefühl, Festigkeit, Aufrichtigkeit, ohne südliche Zweideutigkeit urd Falschheit, sowie durch Unermüdlichkeit im Arbeiten aus. Nach geistigen Getränken ist er lüstern. Die Sprachen sind die germanischen, und die Religion ist vorzüglich die protestantische. Es gehören hierher die Völker von Deutschland, Holland, Dänemark, Skandinavien und England, meist auf Mittelgebirgen und an der Nord- und Ostsee wohnend. Engländer und Holländer haben durch den oceanischen Handel einen etwas abweichenden Charakter erhalten. Der slawische oder östliche Volksstamm endlich, der Rußland, Polen und das außerdeutsche Oestreich bewohnt, bekennt sich im Allgemeinen zur griechischen Religion und spricht die slawischen Sprachen. Der Körperbau ist muskulös, die Physiognomie ist derb, wild und Sinnlichkeit ausdrückend. Der Geist ist bald schlaff, bald aufwallend, der Wille stark, die Phantasie selten sehr lebhaft. Dieser Volksstamm ist ferner lüstern nach derben Speisen, pflegt sich bei Ueberfluß leicht zu überfüllen, ist aber auch fähig lange zu entbehren. So vermag derselbe durch Bildung sich kräftig und schön zu entwickeln, sinkt aber auch bei sklavischer Behandlung leicht zum Thiere herab. Die polnischen Vornehmen sind in ihren Sitten durch westliche Civilisation verfeinert worden, das gemeine Volk dagegen ist noch bedeutend roh. Die kleinern übrigen Völkerstämme in Europa sind: 1) die Iberier oder Basken in Spanien und Frankreich; 2) die Kelten, und zwar die eigentlichen Kelten in Irland, Hochschottland und auf Man, die Galen (Kymren) in Wales, und die Bretons in Frankreich; 3) die Tschuden (Uralen) — die Finnen, Esthen, Lappen, Tscheremissen, Tschuwaschen, Wotjäcken, Komi, Udi, Wogulen und Magyaren (Ungarn); 4) die Samojeden in den Polargegenden; 5) Türken — Osmanen, Turkomanen, Baschkiren; 6) Kalmücken; 7—14) die kaukasischen Bewohner, und zwar die Avaren, Kasikumücken, Akuscha, Kurah, Cirkassier, Abasen, Mizdschegi und die Osseten (Bucharen); 15) die Semiten — Juden und Malteser; 16) die Hindu, oder vielmehr die von ihnen abstammenden Zigeuner; und 17) die Armenier.

Bei der kurzen Schilderung der europäischen Völker wollen wir von Deutschland mit Oestreich, Preußen und der Schweiz ausgehen, von da nach Dänemark, Schweden und Norwegen (Skandinavien), und England, Irland und Schottland (Großbritannien) übergehen, von wo aus wir uns nach Rußland wenden, um ganz Osteuropa zu durchziehen, zugleich die asiatisch-russischen Völker, und von da die Türkei, Griechenland, Italien, Portugal, Spanien und Frankreich besuchen.

Die deutschen Völker.

Längs des Rheins, der Weser, Elbe, Oder und an der obern Donau wohnt dichtgedrängt das deutsche Volk, weiter über dieses Naturgebiet hinaus hat sich der Deutsche mit andern europäischen Stämmen vermischt; so gegen Osten zwischen der Oder und Weichsel mit den Slawen, gegen das Adriatische Meer hin mit den Slawen und Lateinern, nach Frankreich hin mit den Frankolateinern. Innerhalb dieser Grenzen nun entfaltete sich der reingermanische Geist, den zwar nicht das südliche Feuer beseelt, keine Elasticität der Gesinnung und des Charakters auszeichnet, keine Feinheit des Geschmacks, der aber durch manche andere Grundzüge sich über andere Völker hoch erhebt. Einer dieser Grundzüge ist die Liebe zur Freiheit, die, wenn auch oft unterdrückt, doch immer aufs neue erglüht. Dazu gesellt sich ein star-

kes Sittlichkeitsgefühl, aus welchem ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht, eine unerschütterliche Treue, Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlechte und Anhänglichkeit an den Fürsten hervorgehen, die durch eine religiöse Innigkeit des Gemüthes ihre rechte Weihe erhalten. Ein anderer Grundzug des Deutschen ist seine Gründlichkeit im Denken und seine große Forschbegierde. Das Streben, Neues zu erfinden, das schon Vorhandene zu verbessern, geht daraus hervor, aber auch der Trieb zum Wandern, der den Deutschen in fremde Länder führt, wo er bei seiner großen Bildungsfähigkeit sich leicht Fremdes aneignet und nach seinem Wesen umgestaltet. Ein fester Muth, große Ausdauer und Lebensfreudigkeit gesellen sich endlich noch zu diesen Grundzügen des Deutschen.

So mannichfaltig wie die Bodenformen Deutschlands, so mannichfaltig sind auch seine Volksstämme, nach ihrem Aeußern, ihrer Nahrung, ihren Sitten und ihrer Sprache, obwol jene germanischen Grundzüge immer vorherrschen. Im Allgemeinen trennen sich die Deutschen in zwei Hauptgruppen, in die Norddeutschen, groß, blond und weiß, und in die Süddeutschen, welche kleiner und dunkler sind. Ihre Sprache aber zerfällt in das weichklingende Nieder- oder Plattdeutsch, in das harte Mitteldeutsch und das scharfe Hochdeutsch. In Religion, Kunst und Wissenschaft steht das deutsche Volk auf einer hohen, wo nicht auf der höchsten Stufe, aber auch in Bezug auf Ackerbau und Industrie wetteifert Deutschland mit den übrigen Ländern, und der Handel nimmt einen hohen Aufschwung.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der Deutschen wollen wir nun einige deutsche Volksstämme, mit Berücksichtigung der Taf. 263 u. 336, näher betrachten.

1) **Würtemberg und Baden.** Im Allgemeinen sind die Würtemberger und Badener kräftig gebaut und wohlgebildet, am schönsten und frischesten finden wir sie aber im Schwarzwalde und in einigen Nordwestthälern der Alp, namentlich im oberländischen Theile und einigen kleinern Gegenden des Unterlandes. Charakteristisch ist ihr gemüthliches Wesen und, in Folge dessen, sein ruhiger, stiller, häuslicher, fleißiger, biederer, religiöser Sinn, seine gewissenhafte Gründlichkeit, seine Herzlichkeit, seine lyrische Gefühlsweise und Dichtungsgabe. Sie lernen sich ferner leicht in allen Gebieten bewegen und streben dahin, alle Fortschritte des Auslandes sich anzueignen. Würtemberg ist das Herz des alten Schwabenlandes. Die schwäbische Mundart im engern Sinne herrscht aber zwischen dem Schwarzwalde und dem Lech und von den allgäuer Alpen bis zum Kocher hin, also im größten Theile Würtembergs und drüber hinaus bis Augsburg. Das badische Volk gilt als ein fleißiges, treues, offenes, redliches und im Kriege tapferes. Die Schwarzwälder zeigen noch am meisten die Einfalt und Biederkeit des deutschen Stammes; sie sind verständig, ausdauernd, sparsam, mäßig, sittsam und sehr religiös, dabei munter und lebensfroh, in manchen Gegenden zwar auch sehr rauf- und händelsüchtig, in andern dagegen sehr friedsamen Gemüths. Der Odenwälder ist bei aller Armuth doch sehr lebensfroh und gastfreundlich. Er lebt still und ist ebenso freisinnig wie gemüthvoll. Die Bewohner des Rheinthales schildert man als ein wohlgebautes, verständiges, arbeitsames und reinliches Volk, Sie sind gewandter und scheinbar aufgeklärter als die Wäldner, aber weder so genügsam, noch überhaupt so moralisch gut; es zeigen sich je nach der Bildung des Bodens auch hier im Charakter große Verschiedenheiten. Dem würtembergischen Landmann wirft man eine nachtheilige Verfeinerung in Sitte und Lebensweise vor, und namentlich entschlägt er sich immer mehr seiner alten Kleidertracht, zumal in der Nähe der Städte. Zur Tracht des würtemberger Landmanns gehört vorzüglich ein dreieckiger Hut über dem glattgekämmten Haar, wol auch noch ein Kamm im Haar, ein warmer Kittel mit blanken Metallknöpfen, Schnallenschuhe, Mieder, rothe Strümpfe und hohe Hacken.

Wir geben in der Abtheilung Taf. 263 *Fig. 1* zuerst ein Landmädchen aus dem badischen Amte Furtwangen. Dasselbe hat einen kurzkrempigen Strohhut auf, über einem rothen, mit blauen Bändern geschmückten Mieder eine schwarze Jacke an, und über einem schwarz und roth gestreiften Rock eine weiße, unten gestickte Schürze. Die Strümpfe sind roth. *Fig. 2* ein Schäfer aus dem Hauensteinischen im badischen Oberlande. Sein Hut ist an den Seiten aufgekrempt und mit schwarzem Bande und Schnalle geziert, über einem rothen, oben schwarz eingefaßten Unterkleide trägt er einen kurzen, schwarzen Kittel; die kurzen Beinkleider sind schwarz und mehrmals eingeschnürt, die Strümpfe sind weiß.

Fig. 3 u. *4* schwarzwälder Wirthsleute aus der Gegend um Schramberg. Der Anzug des Mannes ist bis auf die weißen Strümpfe schwarz, die Weste roth eingefaßt. Die Frau hat eine eigenthümliche, hohe, schwarze Spitzenmütze mit breiten Bändern, einen gelben Brustlatz, zimmetfarbene Jacke, rothe Schürze und einen blauen Unterrock. Die Strümpfe sind grau oder weiß.

Fig. 5 u. *6* Bauer und Bäuerin aus dem würtemberger Oberamte Reutlingen bei der Heuernte. Mann und Frau haben schwarze Kappen auf. Die Frau trägt um den Hals ein Band mit einer Denkmünze, der Brustlatz ist pfirsichblütenfarben, oben mit doppelter, breiter, grüner Einfassung und unten mit schwarzen Brustriemen. Die Hemdenärmel sind weit, Unterrock blau mit gelber Einfassung, Strümpfe und Schürze weiß. Der Mann trägt kurze, gelbe Lederbeinkleider, schwarze Strümpfe und über einer schwarzen, mit vielen Metallknöpfen besetzten Weste einen weißen, langen Kittel, über dem Hemde aber einen bunten Brustriemen.

Fig. 7 u. *8* Brautleute aus Tallheim im würtembergischen Oberamte Tuttlingen. Der

ganze Anzug der Braut ist schwarz mit rothem Mieder, über welches blaue Bänder geschnürt sind. Strümpfe roth. Den Kopf bedeckt eine Krone, und von den langen Zöpfen hängen Bänder bis an die Erde hinab. Der Bräutigam hat einen dreieckigen Hut, blauen, verzierten Brustriemen über dem weißen Hemde, darüber eine offene, vielknöpfige Weste und zimmetfarbene Jacke. Beinkleider kurz, Strümpfe weiß. Beide Brautleute tragen einen Blumenstrauß auf der Brust und der Bräutigam auch auf dem Hute.

Taf. 263 *Fig. 9* Flachsbrecherinnen aus dem Steinlachthale in Würtemberg, Oberamt Tübingen, die vordere mit schwarzem Anzuge, der Rock grün eingefaßt, die Schürze blau, Halstuch roth, Mütze mit langen Spitzen; die hintere mit grünem Mieder, rosenrothem Brustriemen, blauer Schürze, rothem Rocke und schwarzer Kappe auf dem Kopfe, Hemdärmel weiß.

2) Die Baiern. Es lassen sich in Baiern drei Volksstämme vorzüglich unterscheiden, nämlich: der altbairische, fränkische und schwäbische, welche in Charakter, Mundart und Sitte gar sehr voneinander abweichen, nur tragen sie alle das süddeutsche Gepräge. Die Altbaiern haben einen knochigfesten, muskulösen Körperbau, sind aber mehr stämmig als hoch, von Charakter treuherzig und gutmüthig, fest am Alten hängend, religiös, den Priester sehr ehrend und ihm unterwürfig Folge leistend, nicht selten dabei sehr abergläubisch. Uebrigens sind sie handfeste, derbe, leicht Händel suchende, im Kampfe aber tapfere Leute, denen man nicht selten auch Sinnlichkeit und Mangel an Reinlichkeit und Fleiß vorwirft, obwol man zugibt, daß ihr Kern ganz gut ist, ihm nur die rechte Pflege fehlt. Die Kleidertrachten wechseln je nach dem Hochlande oder der Ebene. Der Hochländer trägt die gewöhnliche Kleidung der Alpenbewohner, den spitzigen Hut, die kurzen Beinkleider mit dem Alpenstrumpfe, die Hosenträger mit Brustriemen und den kurzen, weiten Rock, wiewol zuweilen auch die Weste und der längere Rock vorkommt. Die Weibertracht ist selten gut kleidend; denn das Haupt bedeckt gewöhnlich eine Art Männerhut oder eine gewaltige Pelzmütze oder ein Tuch, und die Jacke ist nicht besonders zierlich. Desto zierlicher ist der weibliche Putz weiter ab von den Alpen nach den altbairischen Städten hin. Ein silbernes Riegelhäubchen, das kaum auf dem Haar zu haften scheint, ein dunkles Mieder, vorn mit Silberketten geschnürt und mit glänzenden Schaumünzen geschmückt, ist der hauptsächlichste Putz. Zwischen dem Altbaier und Franken steht der Oberpfälzer in der Mitte; der Franke aber zeigt ein rühriges Leben als der Altbaier, einen feinen Kunstsinn und regen Kunstfleiß, mehr Sinn für politische Freiheit, mehr Heiterkeit, mit einem Worte: mehr Aufgewecktheit nach innen und außen. Freilich wirft man ihm auch vor, daß er gern und viel trinkt.

Fig. 10 u. *11* sind ein Bauer und eine Bäuerin aus dem bairischen Oberlandgerichte Neu-Ulm abgebildet, wie sie vom Jahrmarkte kommen. Der Rock des Mannes ist braun, Weste und Beinkleider schwarz, der Hosenträger rosa, Weste und Rock mit blanken Knöpfen benetzt. Die Frau hat schwarze Jacke, schwarze Schürze, hellblauen, dunkeleingefaßten Rock und über das weiße Mieder gehen rosenrothe Brustbänder. Die schwarze Kappe, welche nur den Hinterkopf bedeckt, ist unter dem Kinne mit breitem schwarzen Bande zugebunden.

Taf. 263 *Fig. 12* eine oberbairische Bürgerfrau, durch den Kopfputz, das kurze, mit Ketten und Münzen verzierte Mieder und die an der Seite hängende Tasche mit Schloß ausgezeichnet.

Die *Fig. 13* u. *14* abgebildeten Frauen aus Dachau in Oberbaiern haben eigenthümliche schwarze Spitzenmützen, oben mit großen Bandschleifen und rund herum mit breitem rothen Bande. Das Jäckchen der einen ist sehr kurz, roth mit weißen Aufschlägen und dergleichen Einfassung; um den Hals wird ein schwarzes Band mit glänzendem Metallschloß getragen; das Mieder zieren ebenfalls Ketten und Münzen; die in viele Längsfalten gelegten Röcke sind schwarz, roth eingefaßt, und die Schürzen blau.

Fig. 15 ein Mann vom Schliersee in Oberbaiern, mit dem spitzigen Hute der Alpenbewohner, aber kurzem Rande an demselben. Der kurze, graue Ueberrock ist grün aufgeschlagen, und die schwarzen, kurzen Beinkleider sind mit grünem Besatz. Die Strümpfe sind Alpenstrümpfe, d. h. sie gehen nur bis an den Knöchel, da die Alpenschuhe den nackten Fuß bedecken.

3) Die Hessen schildert uns Arndt in seinem „Versuche in vergleichender Völkergeschichte" auf folgende Weise: „Der Gegensatz des Thüringers ist sein Nachbar, der Hesse, der Enkel des alten Katten, welchem das jetzige Niederhessen, zwischen dem Taunus und Rhön südlich und östlich und dem Weserbogen, wo die Fulda in jenen Strom fließt, zum Wohnsitze angewiesen ist, indem das Gebiet des Fuldaischen und der größte Theil des Nassauischen, des Waldeckischen und selbst ein Stück des Paderbornschen dazu gezählt werden muß. Der jetzige Hesse und der Nassauer und Fuldaer in seiner sylva Buchonia darf sich wol mit Recht rühmen, daß er und der Friese der Nordseeküsten und der Sachse Westfalens und der Weser und Leine bis an den westlichen Harz nachweisen kann, daß seit den ersten Zeiten der Römer auf deutschem Boden kein fremdes Blut in seine germanische Reinheit gemischt worden. Auch trägt er das Gepräge seiner echten Deutschheit in starken Zügen und eigenthümlicher Art, die noch an Tacitus' Schilderung erinnert. Er heißt der blinde Hesse. Dies Wort blind soll aber gewiß kein Gebrechen bezeichnen, sondern eine feste, derbe, unerschütterliche Art, die keinen Wechseln und Veränderungen unterworfen ist; es soll gewiß den stillen, festen Muth bezeichnen, mit welchem der Hesse mit offenem Auge, wie ein Anderer mit geschlossenem, der Gefahr und dem Tode entgegengeht. Tacitus weiß schon hohe Dinge von der Tapfer-

keit und Kriegskunst der Katten zu rühmen, wodurch sie sich vor allen ihren Landsleuten und Nachbarn auszeichneten. Eine ganz eigenthümliche Ernsthaftigkeit und Ruhigkeit der stattlichen Männer. Nirgends in Deutschland sind die Menschen so wenig neugierig und gesprächig oder überhaupt nur dem Fremden zugänglich." Arndt betrachtet jedoch die Hessen hier nur in den engsten Grenzen, wir müssen die Grenzen weiter ziehen, und wir finden dann, daß sich vorwaltend der fränkische Stamm zeigt, aber auch der niedersächsische und thüringische hereingreift, und auch Franzosen und Niederländer eingewandert sind. Im Kurfürstenthum Hessen ist der fränkische Volksstamm über Oberhessen, den größten Theil von Niederhessen, über Fulda und Hanau verbreitet, der niedersächsische aber in den Kreisen Hofgeismar und Schaumburg und im größern Theile des Kreises Wolfshagen, der Thüringer im Werrathal und im Schmalkaldischen. Im Allgemeinen treu und bieder, rührig und fleißig, neigt sich der Niederhesse, gehoben und gefördert durch zahlreichere Städte, sowie durch Wasser- und Landstraßen, einem regen gewerbthätigen Leben zu. Dagegen ist der Oberhesse, vorzüglich in den Thälern der Schwalm, der Ohm und der Lahn nur Landwirth. An Biederkeit und Fleiß dem Niederhessen nicht nachstehend, an Ausdauer denselben noch übertreffend, ist derselbe noch gerader und derber, zugleich aber auch wohlhabender als dieser. Ausgezeichnet durch seinen kräftigen Körperbau und seine einfache Lebensweise, hängt er mit Liebe am Hergebrachten und bewahrt dadurch auch eine Volksthümlichkeit, wie sie nicht häufig sich wiederfindet. Der Oberhesse trägt meist noch den weißen Kittel, den niedergekrempten Hut und die kurzen Beinkleider. Die Kleidung der Frauen ist entweder ganz schwarz oder bunt, mit eigenthümlichem, gleichsam zweifachem Häubchen, zwei langen, auf dem Rücken herabfallenden Zöpfen, einem enganschließenden, in kleinen Falten gelegten Mieder mit kurzen, engen Aermeln, über welche häufig noch weite Aermel herabfallen, dem aus diesen Aermeln hervortretenden schneeweißen Hemde, dem reich mit Gold gestickten Bruststücke, dem hundertfach gefalteten, nur bis an die Knie reichenden Rocke und den mit hohen Absätzen versehenen Schuhen, wozu bei feierlichen Gelegenheiten noch ein kleines Mäntelchen kommt, welches über den Kopf gehängt wird und nur bis an die Schultern reicht. Der Schwälmer trägt eine halbkugelige, roth- oder grünsammetne Mütze, die mit Pelz verbrämt und mit Goldschnüren besetzt ist, im Winter aber mit einer cylindrischen vertauscht wird. Nicht selten trägt der verheirathete Mann auch wol beim Ausgehen, namentlich auf dem Felde, einen dreieckigen Hut. Die mit vielen kleinen Metallknöpfen besetzte Weste ist hochroth, Rock und Beinkleider aber von feinem weißen Linnen. Die weibliche Kleidung ist prächtiger; denn ein zierlich und verschiedenfarbig gesticktes Häubchen, mit rother Einfassung, bedeckt den Kopf, eine Korallenschnur schmückt den Hals, und den Oberleib bekleidet ein Mieder von blauem Battist, mit kurzen, reich mit Spitzen besetzten Aermeln, welche an den Ellbogen umgeschlagen werden. Ueber dieses wird dann noch eine schwarze, sogenannte Schnürbrust gezogen, und auf der Brust liegt ein schwarzes, mit Gold und Silber, Perlen und Seide gesticktes Bruststück. Von den Hüften fallen 8—10 kurze, nur zum Knie reichende Röcke herab, von denen der obere schwarz ist, die übrigen bunt besetzt und bis zu dem innersten immer länger sind. Auch das hervorblickende Hemd ist mit einem handbreiten Saume versehen. Die leinenen Strümpfe sind mit baumwollenen Zwickeln versehen, und die Schuhe haben hohe Absätze. Bei außerordentlichen Gelegenheiten tritt an die Stelle des Häubchens das Schappel, d. i. ein Kopfputz, der aus Blumen, Goldflittern u. s. w. verfertigt ist und diademähnlich auf dem Kopfe sitzt. Nur Jungfrauen dürfen übrigens bunte Farben tragen. Der fuldaer Bauer trägt grüne oder blaue Röcke von Leinwand und eine Pudelmütze oder einen breitrandigen Hut. Das Malerische der weiblichen Tracht wird noch mehr durch den eigenthümlichen Kopfputz gehoben, indem das lange Haar um den Scheitel gewunden und mittels einer zierlichen hölzernen Nadel befestigt wird. Das Volk im Großherzogthum Hessen ist ein friedliches Volk, das jedoch, wo es gilt, sich tapfer zeigt. Die Rheinhessen sind besonders lebhaft und leicht beweglich. Der Bewohner des Hochlandes zeigt schärfer ausgeprägte Eigenthümlichkeiten als der Niederländer; er ist rauher, härter, genügsam, thätig und betriebsam. Der Bewohner des Odenwaldes ist kräftig und ausdauernd in körperlichen Arbeiten, gutmüthig, weichherzig und dienstfertig und hat vielen Sinn für Recht. Die Bewohner des Vogelberges und des Hinterlandes sind ein starker Schlag Leute, besitzen einen muthigen Sinn, eine große Biederkeit, Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit und wissen noch wenig von verdorbenen Sitten und Gewohnheiten; dagegen steht ihre Geistescultur noch nicht auf einer so hohen Stufe wie bei den Bewohnern der niedern Gegenden, der Bergstraße, der Gegenden am Rhein und namentlich in Rheinhessen. Der Odenwälder trug sonst einen großen, um den ganzen Hinterkopf gehenden Kamm, einen aufgeschlagenen dreieckigen Hut, eine grüne Kutte, hellblaue Weste, wollene Strümpfe mit Kniegurten und Schuhe mit großen Schnallen. Jetzt sieht man die grüne Kutte nur noch selten, und es werden statt derselben lange Röcke von dunkelblauem Tuche, mit einer Reihe Knöpfe, getragen. Die Frauen haben so ziemlich ihre alte Tracht beibehalten, und tragen eine dunkelblautuchene, weiß eingefaßte Jacke, dergleichen langen Rock mit vielen Falten, eine Haube von schwarzem Kattun, die an beiden Seiten und oben mit Perlen besetzt ist, weiß- oder blauwollene Strümpfe und Schuhe mit Bändern.

Taf. 263 *Fig. 16* u. *17* ist eine odenwälder Bäuerin und ein Bauer aus dem großherzogl. hessischen Kreise Heppenheim abgebildet.

4) Die preußischen Rheinländer weichen voneinander in Abstammung und Sitten sehr ab, im Allgemeinen läßt sich jedoch von ihnen Das sagen, was Duller von allen Reinländern sagt. „Der Rhein", sagt er, „übt über alle die Menschen, die ihm nahe oder doch in seinem Stromgebiete wohnen, seinen mächtigen Zauber; wie verschiedenartig die Arbeit sein möge und diese ihren Einfluß auf den Menschen geltend mache (Landbau, namentlich Weinbau, und Fabrikarbeit), wie entschieden der religiöse Grundzug in allen (gleichviel ob der römisch-katholischen oder evangelischen Confession), die immerdar frische Lebensfreudigkeit, die ist das Palladium, das sie vom alten Rebenvater Rhein haben, ein vollblütiges, feuriges Geschlecht, mit vorherrschender Nerventhätigkeit, jedes Aufschwungs fähig, von Lieb und Haß schnell hingerissen, mit trefflichen Geistesanlagen, ob diese auch in manchen Landstrichen unter langjähriger geistlicher Herrschaft und Erziehung in ihrer Entwickelung zurückgehalten worden und werden, mit pfeilschnellem und pfeilscharfem Witze, mit ehrenhaftem Eifer für Behauptung provinzieller Selbständigkeit, voll kunstschöpferischer Kraft, sanglustig und sagenreich, gastfrei und gesellig."

Die Taf. 263 *Fig. 18* u. *19* abgebildeten Schnitterinnen aus Niederklee, im Regierungsbezirke Wetzlar in Rheinpreußen, haben weiße Mützen mit schwarzen Bändern auf, und tragen einen schwarzen Schnürleib, die Eine darüber eine grüne Jacke, mit Bandschleifen zugebunden. Die Röcke sind braun, die Schürzen weiß oder blau, die Strümpfe schwarz, die Schuhe sind mit einem Bande zugebunden.

Die Frauen aus dem Aarthale (*Fig. 21* u. *22*) zeichnen sich durch ihre dreiseitigen, weißen Mützen aus, welche auch wol, wie hier bei der Einen, mit breiten Spitzen umgeben sind. Jacken und Röcke sind weitärmelig; über die Brust wird ein dreizipfeliges Tuch gebunden, und die Haare werden hinten aufgerollt.

5) Die Norddeutschen sind die Bewohner von Waldeck und Schaumburg, Lippe-Detmold, Oldenburg, Bremen, den drei anhaltischen Herzogthümern, Braunschweig, Hannover, Hamburg, Holstein, Lübeck, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Sie sind theils altfriesischer und altsächsischer, theils aber auch wendischer Abstammung. Wendischer Abkunft, aber germanisirt, finden wir Bewohner von Mecklenburg, dessen Fürstenstamm noch slawischen Ursprungs ist, ferner in Lübeck, im Ratzeburgischen, im eigentlichen Holstein und in Wagrien; friesischer Abkunft sind die Bewohner an den oldenburgischen und hannoverschen Küsten der Nordsee und in den Ditmarschen, die in dem Deichland zwischen der Elb- und der Eidermündung sitzen. Ueber der Eider hinaus sind aber auch noch Bewohner von reinem germanischen Ursprunge, obwol ihr Schleswig nicht zum deutschen Bunde gezogen wurde.

Im Herzogthum Braunschweig tragen die jungen Bauern eine gewöhnlich rothe, mit zwei Reihen zahlreicher Metallknöpfe besetzte Weste, eine dunkle, kurze Jacke oder einen Rock, kurze Beinkleider und blaue Strümpfe mit weißen Zwickeln. Den Kopf bedeckt eine Sammetmütze mit Pelzaufschlag. Alte Bauern tragen oft noch einen großen, an den Seiten und hinten aufgekrempten Hut, eine rothe Weste mit einer Reihe Knöpfen und einen weißen, rothgefütterten Rock. Die Bauermädchen (Taf. 263 *Fig. 20*) tragen eine kleine, schwarze Mütze mit hinten langherabhängenden Bändern, an der Stirn in die Höhe gekämmte Haare, um den Hals herum ein schwarzes, breites, mit Silber gesticktes oder mit Steinen besetztes Band, ein mit Band eingefaßtes Mieder, über welches ein großer, weißer Halskragen geht, eine helle Schürze über dem dunkeln, aber bunt eingefaßten Rock, ein Leibband, das mit seinen beiden Enden über die ganze Schürze herabhängt, und graue Strümpfe mit schwarzen Zwickeln.

Im Braunschweig-Lüneburgischen zeigen sich hier und da noch wendische Spuren, sowol in Ortsnamen als in Aussprache, Kleidung, Kopfputz, Hochzeitsfeierlichkeiten u. s. w. Das Volk ist kraftvoll, mäßig, gastfrei und dienstfertig. Taf. 336 *Fig. 3* ist eine Bäuerin aus Lüneburg abgebildet. Sie hat um den Kopf ein Tuch gebunden, das am Halse zusammengebunden ist, und oben darüber liegt ein Tragkissen. Der Rock hat enge Aermel und schließt an der Brust, wo er ziemlich tief ausgeschnitten, dicht an.

Vierländer nennt man die Bewohner der vier Landschaften Kirchwerder, Altengamm, Neuengamm und Curslack im Amte Bergedorf, das Hamburg mit Lübeck gemeinschaftlich besitzt. Diese Vierlande sind ein fruchtbarer Landstrich an der Elbe, und es wird hier vorzüglich Gemüse- und Obstbau, sowie Blumenzucht getrieben. Mancher Landmann verkauft jährlich 20—30,000 Pfund Kirschen nach Hamburg, und an Erdbeeren werden von hier aus jährlich für 50—60,000 Mark dahin verkauft. Aber auch Viehzucht wird hier getrieben, und die vierländer Kühe sind groß, schön und geben viel Milch. Die Bewohner der Vierlande, welche sich durch eigenthümliche Kleidertracht, Sitten und Gebräuche auszeichnen, stammen wahrscheinlich von Colonisten ab, die im 12. Jahrh. aus den Niederlanden hier eingewandert sind. *Fig. 4* und *5* sehen wir einen Vierländer und eine Vierländerin abgebildet. Der Mann hat einen gewöhnlichen runden Hut auf, eine rothe Weste mit zwei Reihen zahlreicher Metallknöpfe, eine blaue Jacke, schwarze, kurze Beinkleider mit Metallknöpfen und schwarze Strümpfe an. Die vierländer Bäuerin zeichnet sich vor Allem durch den eigenthümlichen Strohhut aus, der in die Höhe und dann wieder herabgekrempt ist. Die Haare sind in lange herabhängende Zöpfe geflochten, den Hals schmücken schwarze Bandschleifen mit langen Zipfeln. Eine Jacke, ein kurzer, vielfaltiger Rock, eine Schürze und schwarze Strümpfe machen den übrigen Anzug aus.

Die Holsteiner sind ein kräftiger, gedrungener,

gesundheitstrotzender Menschenschlag, und die Bauern nähren sich durch Pferdehandel, Viehzucht, Getreide- und namentlich Rapsbau reichlich. Die holsteinische Butter ist berühmt. Taf. 336 *Fig. 2* gibt das Bild einer holsteinischen Butterhändlerin, welche mit ihrem runden Hut, um den ein breites Band mit Schleife gebunden, recht eigenthümlich aussieht. Der übrige Anzug hat nichts Besonderes.

Die Ostfriesen sind ein Wahrheit und Recht liebendes, treu an ihrer Heimat hängendes Volk. Sie sind gerade und ohne Falsch, ernst und bedächtig, treu am Alten hängend und mistrauisch gegen Neuerungen, aber einmal erprobt führen sie dieselben auch energisch durch. Dabei sind sie sparsam, mäßig, keusch, gastfrei, zum Theil freilich auch noch sehr abergläubisch. Freilich weichen auch hier in verschiedenen Gegenden Lebens- und Denkweise ab, nur im Innern herrscht noch am meisten die alte Art und Lebensweise. *Fig. 6* Bäuerin aus Saterland in Ostfriesland (im Großherzogthum Oldenburg). Die Saterländer sind einfache, gutherzige, freundliche Menschen, welche fest an ihren alten Sitten und Gebräuchen, an ihren alten Rechten und Freiheiten hängen. Die hier abgebildete Frau ist im Sonntagsstaate, im Begriff in die Kirche zu gehen. Sie hat eine weiße Haube mit rothen Bändern auf, eine rothe Jacke und einen rothen Rock an, schwarze Aermel am Vorderarm, außerdem um die Brust ein buntes Tuch geschlagen und um den Leib eine grüne Schürze gebunden. *Fig. 7* gibt das Bild eines Dienstmädchens aus Leer, einer hannoverschen Stadt an der Leda, südöstlich und 3 Meilen von Emden und 6½ Meilen von Oldenburg. Es wird hier lebhaft Seehandel betrieben; auch sind hier wichtige Leinwandfabriken und Pferdemärkte. Das hier abgebildete Dienstmädchen hat über dem braunen oder überhaupt dunkelfarbigen Unterrocke ein kurzes, nur bis an die Knie reichendes und kurzärmeliges Ueberkleid, das oben wenig ausgeschnitten ist. Die Haare werden gescheitelt und hinten aufgerollt getragen. Eine lange, grüne Schürze wird um den Leib gebunden. Die Fischersfrauen in Ostfriesland (*Fig. 8*) tragen einen rothen Rock mit schwarzem Leibchen und rothem Tuche, einen Strohhut mit rothem Bande und rother Einfassung, graue Strümpfe und derbe, vorn in die Höhe gebogene Fischerschuhe.

6) Die Mitteldeutschen zeigen ebenfalls untereinander mancherlei Abweichungen, und ihre Sitten, Gewohnheiten, Trachten und Sprache sind nach Norden und Süden hin in die der Nord- und Süddeutschen eingreifend. Die beiden Hauptpartien sind die thüringisch-obersächsische und die hessische Ländergruppe. Erstere besteht aus dem Königreiche Sachsen, um das sich das Großherzogthum Sachsen-Weimar und die sächsischen Herzogthümer, die schwarzburgischen und reußischen Fürstenthümer gruppiren; und letztere zieht sich an der Eder, Fulda und Werra hinauf, an der Lahn hinab und ist wie ein Keil in das Fränkische hineingetrieben. Hier schließt sich übrigens außerdem auch die Westerwald-Taunuspartie (Nassau), die bairische Rheinpfalz, Birkenfeld, Nah- und Saarland, sowie Luxemburg an. Freilich schneidet da die politische Grenze mitten in die natürlichen Volksgrenzen ein. Im Ganzen bewohnen die Mitteldeutschen einen schönen, großen und gesegneten Strich Landes.

Die Sachsen haben ihren Namen erst später erhalten. Bis zum 10. Jahrh. bewohnten das Sachsenland slawische Stämme, die Sorbenwenden; durch Heinrich I. besiegt, traten sie zum Theil zum Christenthum über, nahmen deutsche Sitten an und vermischten sich theils mit den Deutschen, theils erhielten sie sich unvermischt; denn noch jetzt findet man in Sachsen, namentlich in der Oberlausitz, an 50,000 Slawen (Wenden), welche noch ihre eigenthümlichen Sitten und Sprache haben. Der Sachsenname kam zuerst durch die Askanier auf ihre Besitzungen an der Mittelelbe, als mit dem Sturze Heinrich's des Löwen (1180) das große alte Sachsenherzogthum zerschlagen war; von den Askaniern übernahmen die Markgrafen von Meißen 1423 durch Friedrich den Streitbaren die askanische Kurwürde, das askanische Wappen und übertrugen den Sachsennamen. „Es ist", sagt Duller, „ein lebhaftes, bewegliches, äußerst bildungsfähiges, heiteres, wohlgestaltetes Geschlecht, an welchem man einen Uebergang von den Körperformen des Nordens zu jenen des Südens wahrzunehmen glaubt, voller Fleiß und Anstelligkeit, wacker in seinem Thun und Lassen, freigemuth im Glauben und Streben, das Gesetz hochachtend, tapfer im Kriege, selbstbewußt ohne Dünkel und Eitelkeit, weichen Gemüths ohne Weichlichkeit, geschmeidig und höflich, dienstfertig und gefällig ohne Selbstentäußerung." Von der obersächsischen Mundart bemerkt Götzinger: „Sie herrscht in Thüringen und der alten Markgrafschaft Meißen und hat sich später über die Oberlausitz und Schlesien ausgebreitet. Sie zeigt sich, in so weiter Ausdehnung sie auch gesprochen wird, überall in derselben Gestalt mit sehr unwesentlichen Abänderungen und bietet durchaus nicht so viele Abweichungen und Abwechselungen dar wie die fränkische. Nur in der Modulation der Stimme und der hohen und tiefen Aussprache der Vocale unterscheiden sich der Thüringer, der Meißner, Lausitzer und Schlesier; die Verhältnisse der Laute und der grammatische Bau überhaupt sind im Wesentlichen überall gleich." Ob nun aber dieser obersächsischen Mundart eine ursprünglich thüringische zu Grunde liegt, oder ob das ganze Idiom aus einem Zusammenstoßen der fränkischen mit der niedersächsischen entstanden ist, läßt Götzinger dahingestellt sein; er glaubt jedoch, daß Thüringen jedenfalls als die Heimat dieser Mundart anzusehen sei, weil hier stets deutsche Stämme wohnten, wogegen Meißen erst den Slawen entrissen und mit Thüringern und Sachsen bevölkert wurde. Götzinger bezeichnet übrigens die obersächsische Mundart als das Mittelglied zwischen dem Ober- und Nieder-

deutschen, und zwar das Gerippe als oberdeutsch, die Sprechweise selbst und die Ausführung der Bauart als niederdeutsches Gepräge. Die Sachsen hängen übrigens mit ungemeiner Liebe an ihrem Geburtslande und besitzen nicht die Auswanderungslust, die im südlichen Deutschland sich so oft zeigt. Die Bergbewohner, welche meist ein viel dürftigeres Leben führen als die Bewohner des niedriger liegenden fruchtbaren Landes, sind gutmüthiger und gefälliger, aber auch sinnlicher als die ackerbautreibenden Bauern des flachern Landes. Allgemein gefeierte Volksfeste sind die Kirchweihe (Kirmse, Kirchmesse) und das Vogel- oder Königsschießen.

Die Wenden haben weniger feine Bildung, sind weniger fleißig und mäßig, aber sparsam und gastfrei. Sie sind ein kraftvoller Menschenschlag, und ihre Sprache ist melodisch und kräftig. In ihren Sitten und Gebräuchen haben sie viel Eigenthümliches. Nach der Geburt eines Kindes geht die Bademutter aus, die Gevattern zu bitten. Ist das Kind ein Knabe, so hat sie ein schwarzes, ist es ein Mädchen, so hat sie ein weißes Stäbchen oder auch nur weißes Tuch in den Händen. Nach der Taufe bringt sie den Aeltern das Kind zurück, zugleich aber auch das Pathengeld, zu welchem, wenn es ein Knabe ist, neunerlei Samen, wenn es ein Mädchen ist, eine Nähnadel und einige Körnchen Leinsamen gelegt werden. Bei der Einladung zur Hochzeit erscheint der Bräutigam und die Hochzeitbitter in schwarzer Kleidung, auf schwarzen Pferden, mit bunten Bändern geschmückt; nur wenn der Bräutigam arm ist, erscheinen sie zu Fuße. Die Braut trägt am Hochzeittage einen schwarzüberzogenen Pelz, eine schwarze sammetne, kegelförmige Mütze, um welche ein breiter, messingener, mit Sternchen besetzter Ring gelegt ist, und einen grün- oder rothseidenen Kranz. Die beiden Zöpfe, welche unter der Brautmütze hervorhängen, sind mit grünseidenem Bande umwunden. Den Hals zieren Korallenschnuren und goldene oder silberne Ketten mit alten Münzen. Geht der Zug in die Kirche, so wird die Braut von ähnlichgekleideten Zuchtjungfern und der Zuchtfrau oder Salzmäste begleitet, die auf dem Rückwege Kuchen und Scheidemünze auswirft. Voranziehende Musikanten spielen den Brautmarsch. Bei reichen Wenden sind viele, bei armen wenige Gerichte üblich, und nach jedem Gerichte scheuert der Gast seinen hölzernen Teller mit einem Stück Brot. Den Brotanschnitt erhält die Braut, die ihn sorgfältig aufbewahrt; denn man schreibt ihm geheime Kräfte zu. Nach dem Essen wird getanzt. Bei der Heimführung der Braut in ihre künftige Wohnung sitzt dieselbe auf einem mit ihrer ganzen Habe bepackten Wagen, und gibt dem Ersten, der ihr dort im Hofe begegnet, ein Brot zum Geschenk und den Uebrigen Bier aus einem Milchgefäße.

Die preußische Provinz Sachsen ist aus sehr verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzt. Sie besteht aus jenem Theile, der sonst zum Königreich Sachsen gehörte und nach dem Wiener Congreß an Preußen fiel, und der zum Regierungsbezirk Magdeburg geschlagenen Altmark. Hier ist alt- und neusächsisches Wesen und thüringisches verbunden, ebenso auch altgermanisches und slawisches.

Ein eigenthümlicher Stamm ist der thüringische, der ebenso in der Provinz Sachsen, wie im Großherzogthum Sachsen-Weimar, im Herzogth. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen und Sachsen-Koburg-Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt und -Sondershausen und im Kurfürstenthum Hessen seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Der Thüringer hat einen echt deutschen Charakter; er ist treu und redlich, macht nicht viel Worte, aber sein einmal gegebenes Wort weiß er zu halten; seine unverwüstliche Heimatsliebe ist noch stärker als sein echt germanischer Wandertrieb, er ehrt und übt die Gastfreiheit, ist fleißig und zeigt dabei frische Lebenslust, Klugheit und Anstelligkeit. Im östlichen Theile des thüringer Waldes gehen die Alten noch in kurzen Lederhosen, langen, dunkelfarbigen Röcken mit großen blanken oder mit Kämelgarn übersponnenen Knöpfen, Schnallenschuhen und großem dreieckigen Hut, während die männliche Dorfjugend fast durch ganz Thüringen jetzt eine Art einfacher nationeller Tracht gewinnt (Stiefeln, lange Tuch- oder Sommerzeughosen, grüne oder braune Tuchjacke und eine leichte Tuchmütze, nach Franken hin auch noch die Pelzmütze). Bei der weiblichen Tracht ist die oft kostspielige Haube, deren Haubenläppchen (Fleck) oft Sammet und Seide, echte Gold- und Silberstickerei und eine Fülle von Bandschleifen zeigt, ein wesentliches Stück. Nach Franken hin trägt man den Schaubhut, einen großen Strohhut von der Form einer großen Haube, der für Mädchen meist mit grünem Bande und Rosetten, für Frauen und bei Trauer mit schwarzem Bande besetzt ist; oft trägt man auch statt der Haube ein turbanartig um den Kopf gewundenes Tuch, dessen breiter Zipfel bis zum Nacken abfällt; die Mieder sind bei den Mädchen meist bunt, bei den Frauen dunkelfarbig, die schweren, faltenreichen Röcke von Tuch oder Wollenzeug grün mit lichtgrünem Besatze. Im Gothaischen tragen die Landleute einen aus Wolle und Flachs gewebten Rock (Beidermannsrock), oder einen gewöhnlichen Bauernrock von Tuch. Darunter haben sie eine bunte Weste und gelblederne Beinkleider. Darüber wirft der Bauer bei Verrichtungen außer dem Hause einen weiß- oder blauleinenen, wie ein Hemd geformten Kittel. Grautuchene oder weißleinene Kamaschen bedecken die Beine. Die Weiber tragen größtentheils dunkelgrüne und dunkelblaue, mit hellblauem und grünem Band besetzte Tuch-, Fries- oder Beidermannsröcke; außer dem Hause einen gelben Strohhut und schwarzen Mantel. Die Brauttracht besteht aus einem rothen, glatt um das aufgewundene Haar liegenden Kopfputz von Band, auf welchem der Kranz sitzt, einem schwarzen Mieder, langem, faltenreichem, schwarzem Rocke und einer schwarzen, mit

gelben Sammetstreifen besetzten, weitärmeligen Jacke. Von der linken zur rechten Seite hängt ein silberner gegliederter Gürtel herab, mit vergoldetem Schlosse, und da, wo er am weitesten herabhängt, ist an ihm ein Schlüssel und ein Tuch befestigt. Die Hände bedecken blausammetne, goldgestickte Müffe oder Handschuhe, an den Enden mit Marderpelz vorgestoßen.

Die Taf. 336 *Fig. 1* abgebildeten Bäuerinnen in Sonntagstracht sind aus der Gegend von Erfurt. Sie tragen jene obenerwähnten bänderreichen Mützen von schwarzer Farbe, mit buntem Kopftuche, einfarbige oder bunte, langärmelige Jacken, mit großem umgeschlagenen Kragen, darunter ein Busentuch, außerdem Rock und Schürze mit oder ohne Besatz.

An Volksfesten, aber auch an besondern localen Festen ist Thüringen reich, und Jahrmärkte, Vogelschießen und Kirmsen sind die Haupttummelplätze des Thüringers. Die Thüringer tanzen auch gern, und ihr echt volksthümlicher Lieblingstanz ist der Schleifer, Ländler oder Dreher. Noch frisch lebendig ist in Thüringen das Volkslied, einfach, meist schwermüthig und von Liebe handelnd.

Ein ganz eigenthümlicher Menschenschlag sind die Bauern im Herzogthume Sachsen-Altenburg. Sie sollen von sorbenwendischer Abkunft sein, sind jedoch jetzt vollkommen germanisirt. Taf. 263 *Fig. 23* u. *24* gibt uns ein Bild von der Kleidertracht einer Bäuerin und eines Bauers aus Altenburg. Sie ist sehr originell, und selbst Kinder tragen sie vom dritten Jahre an. Das Haupthaar wird kurz und rund verschnitten, und auf dem Haupte sitzt als Ehrenschmuck ein ganz niedriges, schmalkrempiges, rundes, schwarzes Filzhütchen. Das Hemde ist oben mit einem bordenähnlichen Halse besetzt, der mit kleinen Figuren von weißem Zwirn verziert ist. Der Name ist mit schwarzer Seide gesteppt, und zugemacht wird das Hemde mit einem schwarzen Bande und oft werthvollen Schnällchen. Auf diesem Hemde trägt man ein breites, schwarzes Brusttuch oder einen Brustlatz, der mit rothem Tuche an den Ausschnitten vorgestoßen ist. Darüber trägt man einen Hosenträger von schwarzem lackirten Leder, mit grüner Seide nett gesteppt und in der Mitte durch einen Steg zusammengehalten. Die weiten, an den Knien zugemachten, schwarzen Hosen von Bocksleder gehören mit zum Hauptschmuck, zumal wenn er an Fest- und Ehrentagen und bei warmer Witterung sein Oberkleid auszieht und in den feinen, sehr weiten, schneeweißen, in feine Falten gelegten Hemdärmeln einhergeht. Ueber dieser Unterkleidung trägt der Bauer sein Hauptkleid, die „Kappe" von schwarzem Tuche, die inwendig mit grünem Flanell gefüttert ist, auf dem Rücken drei zierliche Falten hat, von der kurzen Taille bis an die Waden reicht und vorn mit Häfteln und Schlingen oder Knöpfen zugemacht wird. An den Füßen trägt man Stiefeln, seltener und vorzüglich im Sommer Schnürschuhe. Geht der ältere Bauer zur Stadt, so hängt er seinen Kober über und trägt einen eisernen Stock. Im Sommer hat der Bauer eine andere Kappe, die „Weiße" genannt, von sehr weißem Tuche, knapp, ohne Nath, mit kleinen Falten an der Achsel, weiten Aermeln, gegen die Hand zu enger werdend, am Ende mit schwarzledernen, weiter hinauf fast bis an den Ellbogen mit sammetnen Aufschlägen besetzt. Vom Halse an, vorn herunter ist die Weiße mit blaustreifigem Zwillich oder solcher Leinwand, auch wol mit englischem Kattun gefüttert, schmal mit Leder oder Sammet eingefaßt. Zur Weißen trägt man Schuhe und Strümpfe. Häufig tragen jetzt die Bauern auch einen meist grünen Tuchspencer, der immer zugeknöpft getragen wird und im Winter auch wol mit Pelz oder Felbel besetzt ist. Im Winter und bei Regen trägt man auch einen Matin, gewöhnlich von grünem oder dunkelblauem Tuche, doch auch von Tüffel. Im Winter trägt der Bauer oft auch einen außen schön weißen Pelz und ein schwarzes Pelzmützchen, auf welches das Hütchen gedrückt wird. Die Mädchen tragen ihre Haare in zwei geflochtenen Zöpfen, welche cirkelförmig um den Mittelpunkt des Kopfes geflochten werden, und darüber wird das sogenannte Nest gesetzt, das aus einem etwa 2 Zoll breiten, zusammengenähten Bande von Pappe besteht, oben mit Kattun oder anderm Zeuge überzogen, mit Glasschmelz oder Flittern besetzt und von einem Rande von Pappe oder Papier umgeben ist. Es wird durch eine eiserne oder messingene, an beiden Enden breite Nadel (Senknäle) festgehalten. Um das Nest wird unten eine Vorbinde von schwarzem Bande getragen, das sich an der Stirn mit einer Spitze und am Ende des Nestes in einer zierlichen Schleife endigt; Hals und Nacken sind durch den Aermelhals und Bänder bedeckt. Jetzt tragen die Mädchen häufig im Winter über diesen Zöpfen ein buntes Tuch, von dessen Knoten zwei lange, breite Flügel ausgehen. Ueber das Hemde gehen die vielfach gezierten, bunten Aermel. Die zwei Bänder, welche an den Aermelhals angeheftet herabhängen, sind unter dem Kinne in eine Schleife gebunden. Darüber kommt das Mieder. Vorn ist der große Vorstecklatz von Pappe und mit Zeug überzogen. Er bedeckt die ganze Brust, ist platt wie ein Bret und ebenso weit abstehend, daß man ziemlich Mund und Nase darunter verstecken kann. An Sonn- und Festtagen, sowie bei Kälte wird eine Jacke oder Jöpchen übergezogen. Der Rock, der oft nur bis auf die Wade reicht, ist von Kattun, Halbseide oder Wolle und hat viele dicht aneinandergenähte Falten. Darüber wird eine Schürze getragen. Bei Trauer, auch wol im Alter, ist die Tracht schwarz. Zu den kurzen Röcken gehören recht weiße, oft gestickte und durchbrochene Strümpfe mit schönen bunten Strumpfbändern. An den Füßen werden Schuhe oder Pantoffeln, oft auch schön geziert, getragen. Gegen die Witterung schützen sich die Frauen durch große Mäntel von Kattun oder Matins von Tuch oder Seide. Die Jungfrau zeichnet sich bei Hochzeiten und Gevatterschaften durch

das „Hormt" aus, eine Kopfbedeckung von der Gestalt einer runden Schachtel ohne Boden, innen und außen mit rothem Damast oder Sammet überzogen. Um das Hormt herum gehen 13 silberne Bleche oder Tafeln, und auf jeder derselben stehen drei Reihen erhabener silberner Knöpfe. Rund herum hängen nun an Henkeln silberne, starkvergoldete Schildchen, hinten aber am Hormt sind zwei Zöpfe von Werg, die mit rothem oder grünem Sammetband umwunden und in einem halben Cirkel über dem Hormt gebogen, nach dem Vorderkopfe gerichtet sind. Zwischen diesen Zöpfen sitzt ein Kränzchen von Silberlahn, worunter, wenn das Mädchen Braut ist, grüne, wenn sie Gevatter steht, rothe Seide gemischt ist; auch vergoldete Glasperlen sind zur Erhöhung des Schmuckes angebracht. Da, wo die beiden Zöpfe hinten zusammenstoßen, ist eine rothseidene Bandschleife und eine zweite darunter, an welcher lang herunterhängende bunte Bänder befestigt sind. Bänder, unter dem Kinn gebunden, halten das freilich auch sehr auf den Kopf gedrückte Hormt fest. Bei der Braut sind Zöpfe und Schleifen meist grün, sonst roth. Ein Hormt kostet übrigens 40—100 Thaler, und daher erbt er auch in Familien fort, oder wird oft auch nur verborgt. Die Hochzeiten der Reichern werden mit großem Geldaufwande gefeiert, und oft werden dazu große Aufzüge zu Fuße oder zu Pferde und Wagen gehalten, wenn die Braut vom Bräutigam abgeholt wird. Die Gäste versammeln sich dann im Hause des Bräutigams und ziehen, nachdem sie mit Kuchen, Bier und Branntwein bewirthet worden, paarweise zu Fuß und mit Musik nach der Wohnung der Braut; ist diese aber in einem andern Dorfe, so reiten und zwar oft 50—60 Männer, 40—50 Frauen kommen zu Wagen. Die Musikanten blasen, zu Roß oder Wagen, lustig voran, dann kommt der Hochzeitbitter, der die nächsten Verwandten des Bräutigams anführt, und hierauf der Bräutigam selbst mit seinen beiden Beiständen (nahe Verwandte oder Brüder desselben), denen die obenerwähnten Gäste folgen. Alle Pferde sind mit weißem, rothem, gelbem und schwarzem Riemenzeug aufgeschirrt, mit bunten Bändern geschmückt, der Schweif außerdem noch mit einem Buchsbaum- oder Blumenstrauß. Die Braut begleiten die geputzten Hormtjungfern. Die Hochzeitsfeier selbst zu beschreiben, erlaubt leider der Raum nicht.

In einem altenburgischen Bauernhofe herrscht gewöhnlich große Reinlichkeit und Ordnung. In den Wohnstuben findet man meistens weißgescheuerte Tische, Bänke und Stühle und ein reich und zierlich besetztes Topfbret; die in den Kachelofen eingesetzten kupfernen Blasen sind blank polirt. Eigentliche Volksfeste gibt es nicht; außer den drei hohen Festtagen, den Landkirmsen, Verlobungs-, Hochzeits-, Aus- und Einzugs- und Kindtaufsfesten, gibt es nur noch besondere kleine Familienfeste und Kirsch-, Erntefeste u. s. w. auch in Wirthshäusern. Getanzt wird zwar bei den meisten dieser Feste viel, allein die eigentlichen Nationaltänze sind aus der Mode gekommen. Kartenspiel ist sehr beliebt, und leider wird oft sehr hoch gespielt. Gut zu leben verstehen die altenburger Bauern auch, und zumal wenn sie in die Stadt kommen, lassen sie oft viel aufgehen. Die altenburgischen Landleute theilen sich übrigens in drei Classen. Obenan, als die wohlhabendsten, stehen die Bauern und Anspänner, diesen folgen die Handbauern, Gärtner, Kühbauern, auch wol Hintersassen genannt, und die dritte Classe endlich sind die sogenannten Kleinen, Häusler oder Nachbarn und Einwohner.

7) Der Schlesier. In den ältesten Zeiten wurde Schlesien von den Lyginen und Quaden bewohnt, welche im 6. Jahrh. durch die Slawen verdrängt wurden, wodurch das Land später an die Polen kam. Der Name Schlesien entstand aus dem slawischen Worte Zle, womit die Polen den Begriff des Wortes Quade (böse) bezeichneten. Unter der polnischen Herrschaft wurde das Christenthum, aber auch polnische Sprache und Sitte eingeführt. Die jetzigen Bewohner sind theils Deutsche, theils Slawen vom polnischen Stamme, in der Lausitz aber auch Wenden. Die Slawen sind häufiger auf der rechten Seite der Oder, und an den Grenzen von Polen und in Oberschlesien noch am wenigsten germanisirt. Hier, wie überall, zeichnet sich der Deutsche durch Betriebsamkeit und höhere Cultur vor dem Slawen aus. Schlesien besteht übrigens aus dem Herzogthume Schlesien, der Grafschaft Glatz, dem preußischen Antheil der Oberlausitz und einem geringen Theil der Neumark. Das Herzogthum Schlesien wird im gemeinen Leben gewöhnlich in Ober- und Niederschlesien eingetheilt. Niederschlesien zieht sich von Brieg an auf beiden Seiten der Oder bis hinab zur brandenburgischen Grenze hin, Oberschlesien dagegen bildet den südöstlichen Theil Schlesiens an der mährischen Grenze, und die Fürstenthümer Troppau, Jägerndorf und Neisse und mehre sogenannte Minderherrschaften Oberschlesiens sind östreichisch. Die Bewohner des Riesengebirges sind stark, schlank und gesund, genügsam, fleißig, sittenrein, wohlwollend, religiös, aber auch leicht- und abergläubisch. An die Sage vom Rübezahl glaubt das Landvolk noch immer. Die Tracht der Männer ist ein blauer, grüner oder grauer Tuchrock, bis an die Schenkel oder bis ans Knie reichend, eine Tuchweste, schwarze oder gelbe, kurze Hosen, graue oder weiße Wollenstrümpfe und ein dreieckiger Filzhut; dazu kommen Schuhe mit Nägeln, bei Schnee Schneereifen, bei Glatteis Steigeisen. Die Schneereifen sind meist von zähen Kienholzzweigen gemachte Reifen, die etwa 10 Zoll im Durchmesser haben und im Innern mit Schnüren durchzogen sind. Diese Reifen werden platt unter jeden Fuß gelegt und mit Schnüren befestigt, wodurch der Fuß eine größere Oberfläche erhält und nicht leicht in den tiefen Schnee einsinken kann. Beim Gehen übers Gebirge sichert man den Schritt durch einen glatten, etwa 5 böhmische Fuß

langen und 1½ Zoll dicken Fichtenstock. Die Frauen tragen ein Mieder von Tuch mit großem flachen und steifen Latz, ein kurzärmeliges Hemd, vorn am Halse mit einer Nadel zugesteckt, um Hals und Brust außerdem ein Tuch von gedruckter Leinwand, dann einen grauen oder bunten Wollenrock, der bis an die Fersen reicht, endlich eine Unterjacke, meist von schwarzem Zeuge, wollene Strümpfe und Schuhe; Unverheirathete tragen den Kopf bloß und das Haar in Zöpfen geflochten, die um den Scheitel zu einem Neste gewunden werden; Frauen tragen Hauben von weißer oder geblümter Leinwand, und beide binden bei der Arbeit ein Tuch um den Kopf. Seine Wohnung baut der Gebirgsbewohner sehr zweckmäßig an den grasreichen Abhängen der Berge. Bauart und Größe der Häuser ist im ganzen Riesengebirge ziemlich dieselbe, und „Baude" ist der allgemeine Name dieser Häuser. Außer einer von Steinen gemauerten Terrasse, welche die Basis bildet, ist alles Uebrige, der größern Wärme wegen, von Holz gebaut. Dicht zusammengefügte Bohlen bilden die Wände, ihre Fugen werden mit Moos ausgestopft und zuweilen mit Lehm übertüncht. Innen sind die Wände, theils der größern Reinlichkeit wegen, noch mehr aber die Kälte besser abzuhalten, mit Bretern verkleidet, und der Fußboden ist gedielt, von außen aber die West- und Nordseite der Häuser mit Schindeln überkleidet. Die kleinere Hälfte der Baude nimmt die Wohnstube ein, in welcher das Feuer auch des Sommers im großen Kachelofen knistert. Vor ihr befindet sich die Hausflur mit der Küche, hinter dieser der Milchkeller. Aus der Hausflur gelangt man in den Stall, der jedoch auch an der Vorderseite des Hauses einen Eingang, zum Aus- und Eintreiben des Viehes, hat. Auch die Bewohner Oberschlesiens sind ein kräftiger Menschenschlag. Wir haben Taf. 336 *Fig. 9* u. *10* einen Bauer und eine Bäuerin aus der Gegend von Krappitz abgebildet. Der Mann hat eine Pelzmütze auf, einen kurzen Rock mit großen Klappen und einer Reihe Knöpfe, ein weißes Hemd mit übergeschlagenem Kragen, ein buntes Tuch um den Hals geschlungen, kurze Beinkleider und lange Stiefeln an, und einen langen Kittel über dem Anzug. Die Frau hat eine Mütze mit Pelzvorstoß auf, eine Jacke mit großem Kragen und langen Schößen an, einen ziemlich langen, mit Band eingefaßten Rock, eine breite, faltige Schürze und ein rothes Tuch um, und um den Hals einen gekerbten Kragen. Strümpfe scharlachroth, Schuhe mit bunten Bandschleifen.

8) Die Böhmen gehören zwei verschiedenen Volksstämmen an, dem slawischen und dem deutschen. Die böhmischen Slawen, welche drei Viertheile der ganzen Bevölkerung ausmachen, nennen sich Czechen (Tschechen), gehören zu den nordwestlichen (lechischen) Stämmen der Slawen, und ihre Sprache ist unter allen Mundarten diejenige, welche zuerst cultivirt wurde. Die Deutschböhmen bewohnen meist die Grenzgegenden gegen Baiern, Sachsen und Preußen, und ihre Sprache ist jetzt die der Gebildeten im Lande. Die czechischen Bewohner Böhmens gleichen sich nicht überall. Im Nordosten findet man hohe Kerngestalten und wohlgebildete Gesichter, was im Südwesten nicht der Fall ist. Muskulös und stark, aber nicht fett, findet man den Böhmen überall. Die Deutschböhmen sind etwas höher gewachsen, namentlich sind die Bewohner des Egerlandes ein derber, kräftiger Menschenstamm. Eigentliche Nationaltrachten findet man in Böhmen selten; fast überall herrscht der gewöhnliche deutsche Schnitt. Die slawischen Bewohner tragen einen rundgeschnittenen Rock ohne Klappen, mit einer Reihe Knöpfe, einem sehr niedrigen Kragen und vielen Falten an den Taschen, eine Taschenweste mit einer Reihe metallner Knöpfe, kurze Beinkleider, wollene Strümpfe, einen runden, niedrigen Hut mit breiter Krempe oder statt dessen zuweilen die ältere hohe slawische Mütze von Pelz. Das Haar wird im südwestlichen Böhmen lang hinter die Ohren gekämmt, im Nordost aber auf verschiedene Weise verschnitten. Die Mädchen und Frauen tragen bis an das Genick und Kinn ein hohes, steifes, buttenförmiges Mieder, faltenreiche, schwere Röcke, oft acht bis zehn übereinander, rothwollene Strümpfe mit weißen Zwickeln, Schnallenschuhe oder Klappantoffeln, eine seidene oder baumwollene Schürze und ein Corset mit rundem Hängekragen. Die Haare flechten sie in Zöpfe, durch welche silberne oder messingene Nadeln gesteckt werden; darüber sitzt eine Haube, rund und niedrig und hinten mit einer sehr großen Bandschleife. Die Mädchen tragen statt der Haube eine Stirnbinde, deren breite, steife Enden wie Flügel beiderseits herausragen. Um den Hals tragen sie Perlenschnüre oder auch Bänder, an denen Gold- und Silbermünzen hängen. Südlich von Prag fangen die Holzschuhe an gemeiner zu werden. Die deutschen Bewohner erkennt man sogleich an dem dunkelblauen Rocke und der hochrothen, mit blanken Knöpfen besetzten Weste. An die Stelle des kleinen runden Hutes der Czechen tritt hier der dreieckige Hut mit vorn heruntergeschlagener Krempe. Der Landmann des Egerlandes bleibt seiner alten Tracht und der schwarzen Farbe treu, durch dieselbe die Verwandtschaft mit den Altenburgern vermuthen lassend. Im pilsener Kreise, namentlich in der Herrschaft Chotieschau daselbst (Taf. 336 *Fig. 23* eine Frau aus jener Herrschaft), tragen die Frauen Spitzenhauben mit breiten, runden Backen, einer rothen Bandrose an der Seite und mit einem blauen, breiten Bande fest gebunden. Die Taille ist sehr kurz, der blaue, mit bunten Bändern besetzte Rock geht bis ans Knie; unter ihm werden aber noch andere Röcke getragen, sodaß sie hinten sehr stark auftragen. Ueber die Brust wird ein weißes Hemdchen getragen, darüber ein rothes Tuch kreuzweise gebunden. Der übrige Anzug besteht aus einem kurzen, roth aufgeschlagenen und mit kurzen, vielfaltigen, abstehenden Schößchen versehenen Spencer, um den Leib wird eine bunte Schürze

und ein mit Gold oder Silber gestickter Gürtel gebunden, di Strümpfe sind scharlachroth, und die schwarzen Lederschuhe haben große grüne Bandschleifen. Auch ihre Kober sind mit vielen bunten Bandschleifen besetzt. Die Mädchen tragen lange Zöpfe und um den bloßen Kopf eine Art Diadem und blaues Band, hinten aber lang herabhängende bunte Bänder. Der Mann hat einen großkrempigen, runden Hut mit breitem Schnallenband und Schnüren, eine Schoßweste und einen langen Rock, beide roth eingefaßt, mit großen grün ausgenähten Knopflöchern und dicht aneinanderstehenden zahlreichen (am Rocke über vierzig) Knöpfen. Der Rock ist weiß gefüttert. Die Beine bedecken kurze, gelbe Lederhosen und schwarze Stulpstiefeln. Die deutsche Mundart im pilsener Kreise kommt übrigens mit der fränkischen ziemlich überein, und es zeigt sich ein Uebergang von der fränkischen zur sächsischen Mundart. Im bunzlauer Kreise ist die Männertracht ein Hut mit breiter Krempe, schwarze Lederhosen und ein kurzer, dunkelblauer Rock; die Weiber tragen eine runde Kappenhaube mit schmalem, glatt an Stirn und Wange anliegendem Spitzenbesatze; die Mädchen aber Zöpfe, die auf dem Scheitel in ein Nest zusammengewunden sind, welches von einer Nadel gehalten wird, und darüber ein Tuch. Der übrige Anzug besteht aus einem hohen Latze, bunten Bandschleifen an den Achseln, einem kurzen, faltenreichen Rocke, rothen Strümpfen und Schuhen mit hohen Absätzen. Die deutschen Bewohner des Böhmerwaldes (nördlich bis gegen Tauß, südlich bis zum Ende des kaiserl. Freibauerngebietes, östlich durch die anwohnenden Czechen, westlich durch den Böhmerhochwald geschieden) sind mittelgroß, haben blondes Haar, sind heiter und kräftig, zuweilen derb, zeigen große Liebe zu Musik und Gesang und haben großes Talent dazu. Im Hause sind sie fleißig und fromm, freundschaftlich gegen die Nachbarn und gefällig. Auch bei ihnen paart sich Wanderlust und Heimatsliebe auf so eigenthümliche Weise. Die Männertracht besteht in schwarzledernen, an den Näthen mit weißen Schnüren besetzten, kurzen Hosen, weißen Strümpfen und Schuhen, oder blauen Strümpfen und Halbstiefeln, welche faltig bis unter die halbe Wade herabfallen, in einer carminrothen, blau- oder grünseidenen Weste mit eingemalten Goldblümchen und blanken Knöpfen geschmückt, in einer veilchenblauen oder schwarzen Manchesterjacke, welche bis zu den Hüften, ohne eng anzuschließen, herunterreicht und endlich in einen bis zu den Knöcheln herabreichenden Tuchrock, der einen schmalen, einfachen, steif aufrechtstehenden Kragen hat. Ein carminrothes Tuch wird um den Hals geschlungen, und in der Schlitztasche an der rechten Seite der Hosen steckt das silberbeschlagene Besteck. Die Frauen binden über den Kopf ein farbiges Tuch, unter dem nur an den Schläfen einige Haare hervortreten. Ihre Zeugjacke reicht nicht ganz bis an die Hüfte, ist um die Brust stark ausgeschnitten und läßt oben über dem breitgarnirten Ausschnitte das fast bis an den Hals reichende Hemde sichtbar werden. Unter der Jacke haben die Mädchen das Mieder an, das schwarz oder roth und mit Goldborde besetzt ist. Der Rock bestand sonst aus starkem rothen Zwirnzeuge und reichte kaum zur Wade, jetzt ist er länger und aus verschiedenem Zeuge gemacht. Die Strümpfe sind meistens weiß.

9) Der Oestreicher zeigt im Allgemeinen mehr freudige und gesunde Gemüthlichkeit als ernstere Gemüthstiefe, er besitzt Biederkeit, Treuherzigkeit, Sinn für fremdes Geschick, Gastfreiheit und Wohlthätigkeit, mit einem Worte, er zeigt ein gutes deutsches Herz, wobei jedoch der Verstand nicht zurückbleibt. Bei der Erhebung des Volks im Jahre 1848 hat man recht deutlich gesehen, wie wahr Das ist, was Duller vom Oestreicher sagt: „Wie lebensfroh, leichtsinnig, vergnügungssüchig der Oestreicher (besonders der Wiener) ist, so glaube man doch ja nicht, daß Schau-, Hör-, Eß- und Tanzlust ihn auf Kosten des klaren Blickes und der richtigen Ueberzeugung ganz und gar einnehmen. Namentlich hält ihn, wie sehr er auch an Dulden gewöhnt worden, ein starkes Rechtsgefühl aufrecht, und in den Städten, insbesondere in Wien, regt sich unter all den Blumendecken der Sinnlichkeit der Geist mit gebieterischem Verlangen, um die ihm gebührende Theilnahme an Allem, was die germanische Menschheit zu fodern und zu vollbringen hat. Wie mächtig dieser Trieb in allen Gebildetern, im rechten Kerne des Volkes ist, ebenso mächtig ist auch die Vaterlandsliebe, einer der schönsten und ehrenhaftesten Charakterzüge des Oestreichers. Es ist nicht die bloße Scholle, die er liebt, es ist die heilige Idee des Vaterlandes, für die er freudig jeder Gefahr trotzt." Wie in den Mundarten, die wir hier nicht näher beleuchten können, so ist auch in Sitte und Tracht zwischen Nieder- und Oberöstreichern und bei den erstern wieder zwischen den Bewohnern verschiedener Gegenden zu unterscheiden, selbst in Beziehung auf Körperbildung, Schönheit und Kraft. Die Tracht ist in Mitten des ganzen Landes ziemlich dieselbe und nicht eben kleidsam; Tücher, bei den Reichern schwarzseidene, um die Köpfe gebunden, daß zwei lange Zipfel auf den Nacken fallen, kurze Jäckchen mit hoher Taille und breiten Schulterblättern, buntes Tuch um Hals und Busen, lange Röcke und Schürzen gehören zur Kleidung des weiblichen Geschlechts; bei der männlichen Kleidung, und zwar bei der von Handwerkern in kleinern Städten vorzüglich, finden wir Tuchkappen oder altmodische Filzhüte, mittellange Röcke und kurze oder lange Beinkleider; näher den Bergen und in den Gebirgen selbst aber treten die Eigenthümlichkeiten der angrenzenden Alpen- oder Bergländer hervor, und näher den Städten zeigen sich deren Einflüsse, namentlich bei Wien, meilenweit in der Runde. Die Oberöstreicher sind ein leicht empfängliches Volk, das voller Humor, aber auch betriebsam, wohlwollend und bieder ist, seine Herzlichkeit mit Klugheit und Ge-

wandtheit verbindend. Ihr schönes Land wissen sie besser zu cultiviren als die Unteröstreicher, ja in der Landwirthschaft überhaupt haben sie viel größere Fortschritte gemacht als jene. Dabei ist es auch ein schöner, gesunderer Menschenschlag; ist doch die Schönheit der oberöstreichischen Frauen bekannt, ja die der Linzerinnen sogar zum Sprüchworte geworden. — Die Salzburger sind ein poetischer, tüchtiger, mannhafter Menschenschlag. Wir haben eine Salzburgerin Taf. 336 *Fig. 19* mit der kleidsamen goldreichen Haube abgebildet. Eine ähnliche Haube tragen auch die Linzerinnen und andere Oestreicherinnen, kommen aber jetzt immer mehr aus der Mode. Der Bauer aus dem Pongau im Salzburgischen (*Fig. 16*) hat einen breiten Gurt um den Leib, grüne Hosenträger, die durch ein Querband verbunden sind, ferner eine Weste mit zwei Reihen Knöpfen, kurze, schwarze Beinkleider, weiße oder graue Strümpfe, Schuhe und einen braunen, grün vorgestoßenen Rock, ohne Klappen und mit kurzem Kragen. Der Hut ist ein gewöhnlicher runder. *Fig. 17* stellt einen oberöstreichischen Bauer vom St.-Gilgensee vor, mit rundem Hute, kurzer, rother, mit Goldschnur eingefaßter Weste, kurzer, blauer, gewöhnlicher Jacke mit Metallknöpfen; kurzen, schwarzen Hosen mit breitem Gurte, Schnurenbesatze am Latze und am Knie zugebunden und zugeknöpft mit einer Reihe Knöpfen. Strümpfe weiß, an den Füßen Halbstiefeln, welche vorn zugeschnürt werden. Das Landmädchen vom Fuschlsee in Oberöstreich (*Fig. 18*) hat einen runden, etwas breitkrempigen Hut, einen niedrigen Brustlatz und ein Brusttuch, einen langen, bunten Rock mit blauer oder anders gefärbter Schürze als Anzug. Um den Hals trägt es ein breites Perlenhalsband mit großem Schlosse.

10) Die Steiermärker gehören zwei ganz verschiedenen Stämmen an, dem germanischen und dem slawischen, von denen ersterer den nördlichen, letzterer, die Wenden, den südlichsten Theil Steiermarks bewohnen. Die Mundart der Deutschen ist die oberdeutsche, rauh und hart und reich an veralteten Wörtern und Provinzialismen, übrigens sehr ähnlich der östreichischen. Die weinerlich singende Sprache der Mittelsteiermärker wird nur durch Gewohnheit erträglich. Der Obersteiermärker hat einen mehr gedrungenen, starken Körper und eine festere Gesundheit, während der Untersteiermärker in seinen mildern Gegenden und bei seinen weniger beschwerlichen Arbeiten größer und schlanker heranwächst, aber auch weniger zu ertragen im Stande ist. Der Obersteiermärker besitzt noch die alte deutsche Redlichkeit in hohem Grade, und nur selten wird sie von Derbheit begleitet. In den Gebirgsgegenden zeigt sich sein harmloser, fröhlicher Sinn in seiner großen Liebe zum Gesange und Tanze und in seinen Volksliedern. Die Musik zum Tanze, bei der nie eine Art von Cimbal (Hackbrettl) fehlen darf, neben welchem nur noch zwei Violinen und ein Violon gespielt werden, hat meist Volksmelodien zur Grundlage; und so beredt der schon an sich originelle steierische Tanz durch sein Drehen, Wenden, Verschlingen, Loslassen, Entfernen, Wiederfinden und stilles Dahinwiegen ist, so bleibt es doch nicht bei dieser Geberdensprache der gutmüthigen Fröhlichkeit und der herzlichen Liebe allein, sondern die Tänzer mischen oft auch einzelne Liederstrophen ein, und nicht selten beim Aufspringen und Händeklatschen einige abgebrochene Jodeltöne oder einen hell durchschneidenden Pfiff, welcher der Ausdruck des höchsten Vergnügens ist. Dabei ist der Obersteiermärker fromm bis zur Bigoterie und zum Aberglauben, aber auch mitleidig und wohlthätig. Der Landmann ist trotzig stolz auf seinen Stand, dem Höherstehenden nicht demüthig, noch unterwürfig, und haßt nichts mehr als Parteilichkeit. Das Fensterln (Gasseln) ist hier Sitte, und die leisen Töne des Brummeisens (Maultrommel) locken die auserkorene Dirne ans Fenster. Außer Gesang und Tanz liebt der Obersteiermärker auch mit Leidenschaft Scheibenschießen und Jagd. Die Kleidung ist bei den Steiermärkern sehr verschieden; die deutschen Bewohner tragen durchaus deutschen Schnitt, die wendischen zum Theil deutsche, häufiger kroatische Kleidung. Ein dunkelgrüner oder brauner oder grauer, grün aufgeschlagener Rock, grüner Hosenträger mit Brustgurt, schwarzlederne Hosen, ein breiter, lederner Gürtel, Bundschuhe und große schwarze, oft spitzige und hohe Hüte sind die Hauptkleidung des Obersteiermärkers. Gern schmückt er seinen Hut mit Auer- oder Birkhahnsfedern und dem Gemsbarte. An die Stelle des Rockes tritt zuweilen, wie bei dem Taf. 336 *Fig. 20* Abgebildeten, eine braune oder graue, grün aufgeschlagene Jacke, und der Hut ist auch wol von grünem Filze und nach oben nicht spitzig, sondern im Gegentheil breiter werdend, mit einem breiten, grünen Bande und großer Schnalle. Die Weiber (*Fig. 21* u. *22*) tragen einen faltenreichen, wollenen Rock von grüner, brauner oder schwarzer Farbe, einen bunten Brustfleck, ein farbiges Mieder oder Leibchen, ein kurzes Corset von gedruckter Leinwand oder Kattun, eine blaue, leinene Schürze, rothe oder grüne, wollene Strümpfe, und den Kopf bedeckt ein Filzhut, oder einer von schwarzem Zeug mit breiter, faltiger Krempe, oder eine schwarze, kegelförmige, oder eine große runde, schwarze, faltige Mütze mit Goldband.

11) Die Illyrier. Das Königreich Illyrien besteht im nördlichen Theile aus den Herzogthümern Krain und Kärnthen, und im Süden aus dem sogenannten Küstenlande. Die meisten Einwohner sind slawischen Stammes, viel geringer ist daselbst die Zahl der Deutschen, Italiener u. s. w. Die in Kärnthen wohnenden Slawen sind Wenden, zu denen auch die Gailthaler, Rosen- und Faunthaler gehören. Die Deutschen in Kärnthen sind von fränkisch-bojischer Abkunft. Krain wird beinahe ganz von Wenden bewohnt, die man gewöhnlich Krainer nennt, und mitten unter denen ein Völkchen echt germanischen Ursprungs, die

Gottscheer, wohnt. Den größten Theil des illyrischen Küstenlandes bewohnen Slawen, und zwar Karster, Poiker und Tschitschen, Istrier, Liburnier und Furlaner oder Friauler. Die slawischen Bewohner sind im Allgemeinen von gutem Körperbau, gesund und von langer Lebensdauer. Die deutschen Kärnther kommen in ihrem Aeußern dem Steuermärker sehr nahe. Sie sind ein sehr gutmüthiges, rechtliches, betriebsames und fleißiges Volk, das aller Prahlerei feind ist. Die kärnthischen Wenden sind weniger arbeitsam als die Deutschen und, die Gailthaler ausgenommen, weniger reinlich. Die Krainer sind rechtlich, bieder, arbeitsam und munter, dabei aber jähzornig und sehr abergläubisch. Der Gottscheer gilt als ein gutmüthiger, sparsamer, getreuer und frommer Mensch. Der Charakter der Bewohner des illyrischen Küstenlandes ist zum Theil der slawische, wie in Krain, zum Theil geht er in den italienischen über. Die Landestracht der Kärnther nähert sich im Allgemeinen der steierschen. Der Bauer trägt einen kurzen wollenen Rock (im Winter einen Schafpelz), die Wolle nach innen gekehrt, ein lodenes, d. i. grobwollenes, oder ein ledernes Wamms mit einer Reihe Knöpfe in der Mitte, ein schwarzes Tuch um den Hals geschlungen, kurze lederne Hosen, in deren Seitentasche nach Gebirgssitte Messer und Gabel stecken, weiße Strümpfe und Bundschuhe, die mit Riemen am Fuße befestigt werden; die Bäuerin einen kurzen Rock, die Schuhe mit Bändern befestigt, auf dem Kopfe eine glatt anliegende, rings mit Band gezierte Haube oder eine Pelzkappe und darüber einen sehr großen runden Hut. Der deutsche Krainer trägt meistens ein rothes Camisol, einen dunkelbraunen Tuchrock, kurze schwarze Hosen und blaue Strümpfe; der Unterkrainer auf Reisen die Torba, d. i. eine kleine Tasche, der Oberkrainer die Bassaga (den Zwerchsack) über der Schulter; der Letztere im Winter einen weißen Schafpelz; die Krainerin eine mit weißen Spitzen besetzte, schwarzseidene Haube, ein schwarzes, in viele Falten gelegtes Oberkleid und rothe, wollene Strümpfe. Der Gottscheer in Krain (Taf. 336 *Fig. 24* ein Mann dieses Volksstammes), ein fleißiger, handelsbetriebsamer Volksstamm, der daheim viel Leinwand, Holzwaaren, Siebe u. s. w. verfertigt und mit denselben oder mit Südfrüchten, Baumöl, Rosoglio, Eisenwaaren u. s. w. zu Markte zieht, trägt einen breitkrempigen, runden, niedrigen Filzhut auf dem Kopfe, Hals und Brust meist bloß, das Hemd mit breitem Kragen (damit er über den Rock geschlagen werden kann) über den weiten, grobtuchenen Pluderhosen oder langen mit Band besetzten Lederhosen, und in letzterm Falle dann niedrige Schuhe mit vielen Lederriemen oder kurze Stiefeln, dann ein kurzes Wamms und ein weißgraues oder braunes kurzes Tuchkleid ohne Falten und Taschen, einen breiten Ledergurt um den Leib und im Winter noch einen weißgrauen Mantel von grobem Tuche. Die Frauen tragen eine große weiße Decke, welche hinten über den Rücken hinabfällt, vorn unter dem Kinne zusammengeknüpft wird; ihr Haar ist kurz verschnitten, die Mädchen dagegen tragen Zöpfe. Ein langes Hemd mit Manschetten und breitgefaltetem Halskragen, Unterrock und Schürze von Linnen und darüber ein weiter, grober Tuchrock, aber ohne Aermel, und um den Leib ein blauer oder schwarzer wollener Gürtel ist der Anzug dieser Frauen.

12) Die Tiroler theilen sich in deutsche (im Norden) und italienische (im Süden. Die deutschen Tiroler sind ein schöner Schlag Menschen, oft etwas hager, aber dabei muskulös, mit klugen Augen, offenen Gesichtszügen, hoch und breitschulterig, gesund, kräftig und bis ins hohe Alter rüstig. Mancher Tiroler könnte als Modell männlicher Schönheit dienen; dagegen ist das weibliche Geschlecht von der Natur seltener so ausgestattet. In der Gegend von Innsbruck findet man jedoch häufig auch bei dem weiblichen Geschlechte eine reizende Physiognomie, ovale Gesichter, schöne braune Augen, bald dunkle, bald hellblonde Haare, in beiden Fällen aber einen weißen Teint. In andern Gegenden ist dagegen das weibliche Geschlecht von so kolossalen Formen, daß sie mit jenen im grellsten Contraste stehen. Die Mundarten sind in Tirol abweichend, lassen sich jedoch zu drei Hauptgruppen zusammenstellen: die bregenzer, die unterinnthaler und die zillerthaler. Die erste zeigt alemannischen Stamm und hat noch viele altdeutsche Sprachformen; die zweite ist die weichste, leicht und nachlässig; die dritte dagegen nachdrücklich und hart, mit starker Betonung der Kehllaute. Die beiden letztern stammen aus bairischer Wurzel. Die Tracht des Tirolers ist malerisch, doch in jedem Thale wieder abweichend. Der Passeyrer (Taf. 336 *Fig. 12* u. *13*, Mann und Frau) hat seine braune Jacke roth und grün schmal eingefaßt, die Hosenträger braun und den grünen Hut gelb eingefaßt. Die kurzen schwarzen Hosen, der violete Brustlatz unter den Hosenträgern, der breite schwarze Ledergurt um den Leib, die weißen Strümpfe, die jedoch unter dem Knie das Bein bloß lassen, und die mit rothem Bande besetzten Schuhe bilden das Uebrige der Kleidung. Unkleidsam geht dagegen das weibliche Geschlecht; denn die große, dick aufgepolsterte Mütze, die nicht eng anschließende Jacke mit kurzen Manschettenärmeln, der weite, lange, faltige Rock, die weite Schürze und die keineswegs sehr knappe Taille geben demselben ein gar plumpes Ansehen. Die Bregenzerin (*Fig. 11*) trägt eine ähnliche, aber mehr kegelförmige Mütze, einen langen, schwarzen, faltigen Rock, der oben an der Brust eckig ausgeschnitten und mit Borde besetzt ist, und darüber zeigt sich ein goldgesticktes Schild oder weißes Hemdchen. Das Kleid reicht bis an die Knöchel. Die Bregenzerinnen gelten übrigens nächst den Zillerthalerinnen als die schönsten. Der Zillerthaler (*Fig. 14* u. *15*) hat einen großen spitzigen Hut mit Gemsbart, Blumen und Hahnenfeder, eine rothe, gelb oder golden eingefaßte Weste (Brustlatz), eine

braune, lodene Jacke, schwarze, kurze Beinkleider, einen schwarzen Ledergurt mit Stickerei, die mit Kielen der Pfauenfedern (gewöhnlich steht in der Mitte der Name) gestickt ist, weiße Strümpfe und schwarze gewöhnliche Schuhe. Um den Hals wird ein schwarzes Tuch geschlungen. Die Zillerthalerin trägt einen ähnlichen grünen oder gewöhnlicher schwarzen Hut, ihre übrige Kleidung weicht aber jetzt von der gewöhnlichen deutschen nicht ab. Die botzener Bauern tragen einen langen braunen Rock, die Pusterthaler kurze Beinkleider und Jacke, dunkle Weste, schwarzen ledernen Gürtel, weiße oder blaue Strümpfe, und im Oberinnthale schwarze, kurze Beinkleider, scharlachrothe Weste, grüne Hosenträger darüber, eine Jacke von verschiedener Farbe, grüne oder blaue Strümpfe und breitkrempige, schwarze oder grüne Hüte mit Bändern.

Die Treuherzigkeit der Tiroler ist bekannt, dabei ist es auch ein sehr religiöses Volk, fleißig und genügsam, scharfsinnig, muthig und hochherzig, dabei mit der Liebe zum Vaterlande große Wanderlust verbindend, übrigens immer munterer, fröhlicher Laune, Singen, Jodeln, Pfeifen, Musik und Tanz wie der Steiermärker liebend.

13) Die Schweizer sind — außer den Einwohnern des Cantons Tessin, welche italienischen Stammes, und denen im Canton Genf und an den Grenzen Frankreichs, welche französischen Stammes — ebenfalls deutschen Ursprungs. Nach dem Untergange des weströmischen Reichs nahmen nämlich die Alemannen, Burgunder und Ostgothen das fast entvölkerte Land in Besitz, ließen aber den Urbewohnern, den Helvetiern, ihre Sitten und Gesetze. Dadurch vermischten sich die verschiedenen Völkerschaften, und der deutsche Stamm blieb endlich vorherrschend. Im Allgemeinen erscheinen die Schweizer als ein trefflicher Menschenschlag von kräftiger Gestalt und Sinnesart; doch sind die Frauen gewöhnlich wohlgestalteter und in manchen Gegenden von ausgezeichneter Gesichtsbildung, was besonders von den Weibern im Haslithale im berner Oberlande gilt, welche sanftere Gesichtszüge und zartere Körperformen zeigen als die Bewohnerinnen anderer Cantone. Die Schweizer sind ein treues und redliches Volk, das seinen ursprünglichen Charakter fest bewahrt, unerschütterlich an seinem Vaterlande und den Sitten der Vorfahren hängt und von Liebe für die Freiheit erglüht. In einzelnen Cantonen herrscht viel Industrie und ein blühender, durch schöne Kunststraßen gehobener Handel. Viehzucht und Alpenwirthschaft sind jedoch die Hauptnahrungsquellen. Die Cantone Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg, Solothurn, Tessin und Wallis sind katholisch; Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, Genf und Neuenburg reformirt; Graubündten, St.-Gallen, Appenzell, Glarus, Turgau, Aargau und Waadt bekennen sich zu verschiedenen Confessionen. Die Katholiken machen etwa $^3/_8$ der Bevölkerung aus. Die Kleidertracht der Männer ist weniger verschieden als die des weiblichen Geschlechts, die fast in jedem Canton eine andere ist.

Nach kurzer Betrachtung dieser einzelnen deutschen oder doch deutsch sprechenden Völkerschaften werfen wir noch einmal einen Blick im Allgemeinen auf sie und zwar in Beziehung auf die geistige und körperliche Ausbildung der Deutschen. Obgleich das sonst so rauhe, durch das Ausroden der Wälder nun aber mild gewordene Klima, der Umgang mit fremden Völkern und die Annahme ihrer Sitten und Laster im Ganzen diese Nachkommen der alten Deutschen mehr oder weniger verweichlicht hat, so haben wir doch gesehen, daß es, namentlich unter den Bergbewohnern, noch gar kräftige Gestalten gibt, und daß Treue, Redlichkeit, Offenheit, Häuslichkeit und Arbeitsamkeit ihre vorherrschenden Tugenden sind. Dazu tragen ihr richtiger Verstand, ihre Ausdauer auch in wissenschaftlichen Arbeiten und ihre dadurch erlangte Gelehrsamkeit die schönsten Früchte, wenn auch bei ihrem tiefern Eindringen in die Künste und Wissenschaften und bei ihrer Bedachtsamkeit vielleicht etwas später als bei andern Völkern. Deutschland war es besonders, das die vorzüglichsten Philosophen bildete, und in keinem Lande steht die Schulbildung, sowol die höhere als der Volksunterricht, auf einer so hohen Stufe als in unserm Vaterlande. Die schönen Künste und Wissenschaften, Handel und Industrie blühten von jeher unter den deutschen Völkern der Neuzeit, und den besten Beweis für ihre geistige und bürgerliche Thätigkeit gibt deutlich genug der große Wohlstand deutscher Länder, der trotz der weniger günstigen geographischen Lage, trotz der Kriege und Revolutionen, die in denselben wütheten, trotz ihrer Zersplitterung selbst den begünstigtsten Ländern wol kaum nachsteht. Wenn übrigens die Jugend so fortfährt, wie sie gegenwärtig begonnen, dem Körper durch regelrechte Leibesübungen Gelenkigkeit, Kraft und Gesundheit zu verschaffen, so dürfte der Deutsche bald nicht nur an Körper, sondern auch an Geist erkräftigen, wie früher nie; denn daß mit Erkräftigung des Körpers auch zugleich der Geist frischer und kräftiger wird, haben die Erfahrungen bei den Turnübungen vielfach gelehrt. Diese Turnübungen sind es eben, welche in Deutschland recht eigentlich ihren Platz gefunden haben. „Turn", sagt der Altmeister der Turnkunst, Professor Jahn, „in turnen, Turner u. s. w. ist ein rein deutscher Urlaut, der auch in mehren deutschen Schwestersprachen vernommen wird, in ausgestorbenen und noch lebenden, und überall drehen, kehren, wenden, lenken, schwenken, großes Regen und Bewegen bedeutet." Aus dieser Worterklärung ergibt sich nun, daß die Turnkunst die Kunst ist, Leibesübungen nach gewissen Regeln anzustellen, wie ehedem in den Gymnasien der alten Griechen, woher diese Künste auch gymnastische Künste genannt wurden. Die gewöhnlichen Uebungen der Turnkunst sind: a) Heben, Tragen und Ziehen; b) mit Anstand und Leichtigkeit gehen; c) das Laufen mit Rücksicht auf

Schnelligkeit und Ausdauer; d) das Springen in die Höhe, Weite und Tiefe, mit oder ohne Springstock; e) das Ringen, um den Gegner zu Boden zu werfen oder seinen Händen Etwas zu entreißen; f) das Werfen in die Höhe, Weite oder nach einem Ziele, kunstlos mit Steinen, oder mit der Schleuder, oder dem Wurfspieße; g) das Klettern an einem Körper, z. B. an einem herabhängenden Seile, oder an einer Stange, an Bäumen u. s. w.; h) die Haltung des Gleichgewichts (equilibristische Künste oder Balanciren) und zwar des eigenen Körpers, z. B. beim Stehen auf einem Beine, beim Stehen oder Gehen auf einem Balken, einem Seile, beim Stelzen- und Schlittschuhlaufen. i) Endlich ist hierher auch das Tanzen, Reiten, Schwimmen und Fechten zu zählen. Auf den Turnplätzen, d. h. auf den Plätzen, wo Turnübungen vorgenommen werden sollen, sind gewöhnlich Vorrichtungen zu den verschiedenen Uebungen zu finden. Ganz eigenthümliche Vorrichtungen dazu sind **Barren** und **Reck**. Der Barren besteht aus zwei wagerechten, gleichlaufenden, 8 Fuß langen Hölzern (Holmen), deren jedes auf zwei Ständern (Pfählen, kleinen Säulen) ruht. Die Holmen müssen von festem, glattem, nicht splitterndem Holze sein, das völlig ausgetrocknet ist. Man muß sie mit der Hand gehörig fest fassen und halten können, und sie dürfen auch nicht so schmal sein, daß sie zu sehr drücken oder einschneiden, wenn man sich auf sie setzt. Auch müssen sie natürlich der Größe des Turners angepaßt, dazu ganz gleich und auf der obern Seite gleichmäßig zugerundet, an den beiden untern Kanten aber nur verstoßen sein. Der Ständer darf oben nicht breiter als der Holmen sein, muß aber nach unten an Stärke zunehmen und beim Aufrichten tief eingegraben werden, daß er gehörig feststeht, und zwar so, daß ihn auch der stärkste Mann nicht wankend machen kann. Das Reck ist eine auf zwei Ständern wagerecht ruhende, wenigstens 2 Zoll starke, völlig runde, 3—4 Ellen lange Stange, also gleichsam die eine Seite des Barren, aber beträchtlich höher und mit ganz runder Stange. Das Reck muß so hoch sein, daß der unter ihm Stehende die Stange mit den emporgehobenen Händen gerade zu erreichen im Stande ist. Natürlich muß diese Stange ganz besonders von festem Holze sein, sie darf sich nicht drehen, und auch die Ständer müssen feststehen. Die einfachsten und leichtesten Uebungen am Barren sind: 1) vermöge eines Schwunges mit beiden Händen auf beiden Holmen sich so gestützt zu erhalten, daß Arme und Körper ganz gestreckt sind. 2) Man setzt die eine Hand, in derselben Körperrichtung bleibend, ein Stück vorwärts auf den Holm, thut ein Gleiches mit der andern, und fährt so fort, bis man an das Ende des Barren kommt. Hierauf hüpft man 3) mit beiden Händen zugleich ebenso auf dem Barren vor- und rückwärts. Eine besonders gute, die Brust und die Arme stärkende Uebung ist das langsame Heben und Sinkenlassen des Körpers, indeß die Arme auf dem Barren gestützt sind. Auch das Schwingen und Wippen des Körpers zwischen den Holmen ist eine recht gute Uebung. Die Uebungen am Reck sind Hang-, Schwung- und Schwebeübungen. Taf. 158 in den beiden obern Feldern sind zwei Turnplätze abgebildet, und wir erblicken *Fig. 1* die hockende und *Fig. 2* die spreizende Stellung beim Springen über die Schnur; *Fig. 3, 4 u. 12* q das Voltigierpferd, und zwar erblickt man bei *Fig. 3* das Emporheben der Füße aus dem Schlusse, bei *Fig. 4* den Seitensprung mit geschlossenen Füßen, übers Kreuz (die Wende), und bei *Fig. 12* q das Aufschwingen von hinten; *Fig. 5 u. 6* das Springen mit dem Stabe, und zwar *Fig. 5* den Seiten- und *Fig. 6* den Höhensprung; *Fig. 7* den Ringkampf, und zwar während des Aufheben des Gegners; *Fig. 8* das Lastziehen, eine Anhöhe hinauf; *Fig. 9* der Springel, eine quergespannte Schnur zum Springen über dieselbe; die Schnur kann in verschiedenen Höhen zwischen den Ständern befestigt werden; *Fig. 10* das Handstehen kopfunter auf dem Barren; *Fig. 11* das Klimmen an den Sprossen der Leiter vorwärts; *Fig. 12*, a Barren, b Recks, c Schwebebaum, d großer Mast mit Kreuz, e Masten, f Querbalken, g Kletterstange, h Lehnstange, i Holzleiter, k Strickleiter, l Seile, m Knotenseil (zum Klettern), n eiserne Ringe an einem Seile hängend, um sich daran in der Luft zu schwingen, o Hand- und p Fußhaken, um sich daran mit den Füßen oder Händen beim wagerechten Hinausstrecken des Körpers in die Luft festzuhalten, q Voltigier- oder Schwingpferd. In dem untern Felde der Taf. 158 sind auch equilibristische Künste abgebildet, wie sie oft von herumziehenden Künstlern öffentlich für Geld gezeigt werden. In der neuern Zeit zeigen häufig gymnastische Künstler die naturwidrigsten Gliederverrenkungen, sodaß oft alle Gliedmaßen des Körpers umgedreht zu sein scheinen. Nach Deutschland kam diese Kunst aus England, wohin sie ursprünglich aus Ostindien gekommen war; sie überschlagen auch wol ihren Körper, und wir sehen z. B. *Fig. 1* das Rückwärtsüberschlagen mit Aufsetzen der Hände. So sind jetzt auch die Beduinenkünste üblich, welche ursprünglich in Europa von Beduinen gezeigt wurden, und dazu gehören z. B. die *Fig. 2—4* abgebildeten Pyramiden; ferner erblickt man *Fig. 5* die Equilibers zwischen zwei Stühlen, indem der Equilibrist an den Querleisten zweier Stühle sich festhält und dann den Körper kopfunter in die Höhe streckt, dann aber mit den Händen immer höher greift, bis sich dieselben endlich auf die oberste Querleiste stützen, auf letztere stellt sich auch wol der Equilibrist mit der Spitze beider Füße und läßt dann den einen Stuhl langsam so weit wegziehen, daß die ausgestreckten Beine ganz wagerecht zu liegen kommen; sehr häufig sieht man jetzt auch das *Fig. 6* abgebildete Equilibre auf Händen und Füßen; ferner athletische Künste aller Art, namentlich große Athletengruppen, bei welchen der Athlet *Fig. 7* drei und mehr Personen in

verschiedenen malerischen Stellungen auf sich trägt. Ein sehr gewöhnliches, aus England zu uns herübergekommenes Kunststück ist der Flaschentanz (Taf. 158 *Fig. 8* im untern Felde), bei welchem die oft sehr schwierigen Equilibers auf und an dem Halse von Flaschen ausgeführt werden. Zu diesen equilibristischen Künsten gehören aber auch die sogenannten Jongleurkünste, welche aus Ostindien stammen, die Künste der Seiltänzer und Kunstreiter. Bei dem Kunstreiten, das gewöhnlich nur zur Schaustellung von herumziehenden Künstlern geübt wird, zeigt der Reiter seine Fertigkeit auf zu diesem Zwecke zugerittenen Pferden, in leichter Körperhaltung und Körperbewegung, sowie im Lenken der Pferde, indem er bald auf dem im Circus (also im Kreise) herumlaufenden Pferde steht, tanzt oder springt, oder die schwierigsten Stellungen darauf annimmt. Namentlich zeichneten sich die Engländer in dieser Kunst aus (die übrigens schon von den alten Römern geübt wurde), daher man sie häufig auch englische Bereiter nannte; neuerdings gibt es jedoch auch Franzosen, Deutsche und Italiener, welche ihnen in dieser Kunst nicht nachstehen. Im Seiltanz haben jetzt den meisten Ruf die Italiener. Seitdem das Publicum übrigens übersättigt worden ist mit dergleichen Künsten, so verlangt man nun ausgezeichnete Pferde, glänzende Decoration und prachtvolle Costums, auch Aufführung großer Scenen, in denen mehre Mitglieder zugleich wirken, um sich auf diese Weise entschädigt zu sehen, wenn man schon oft Gesehenes wiedersehen muß. Einen großartigen und prachtvoll ausgestatteten Circus findet man namentlich in London und Paris. Wir geben Taf. 125 *Fig. 1—3* die Abbildung von Darstellungen im pariser Circus, und zwar *Fig. 1* die Ausführung eines Walzers und *Fig. 2* einer Quadrille zu Pferde, *Fig. 3* aber olympische Spiele. Schon Childebert I. ließ einen Circus zu Paris und Soissons bauen, um den Sinn für die Olympischen Spiele wieder zu erwecken, was ihm jedoch nicht gelingen wollte. Zu jener Zeit des echten Ritterthums konnten nur Turniere Reiz für das Volk gewinnen, und diese behaupteten auch ihre Anziehungskraft, bis durch Berthold Schwarze's Erfindung des Schießpulvers die Kriegführung umgestaltet und das echte Ritterthum seinem Untergange entgegeneilte. In England zeigte sich zeitig der Geschmack an Reitübungen und Wettrennen, und dieser ging von da bald auch nach Frankreich über und mit ihm auch der Sinn für Kunstreiterei. Es bildeten sich daselbst bald große Kunstreitergesellschaften, und eine der berühmtesten ist gegenwärtig die von Franconi und Laloue, welche den großartigsten Circus der Gegenwart am äußersten Ende der Elysäischen Felder im Jahre 1845 baute. Derselbe faßte auf seinen stufenweise erhöhten Sitzen mehr als 15,000 Zuschauer, und obwol er nur aus bemalten Bretern, Pappe und Papier ausgeführt war, so gewährte er doch schon wegen seiner Größe und geschmackvollen Einrichtung einen überraschenden Anblick. Ein Jahr darauf schon brannte er ab; an seiner Stelle wurde aber bald ein neuer, noch zweckmäßiger eingerichteter, erbaut.

Die Skandinavier (Skanden-Auer).

Die Skandinavier bewohnen die jütische Halbinsel, die dänischen Inseln, die eigentliche sogenannte skandinavische Halbinsel und auf dieser ganz Norwegen und den südlichen Theil Schwedens, sowie die Küstenlandschaften fast ring um den Bottnischen Meerbusen und einen großen Theil der nördlichen Küste des Finnischen Meerbusens, auch Runöe, einen kleinen Theil der Insel Oesel vor dem Rigaischen Busen. Auch in Finnland und Liefland zeigen sich Spuren ihrer ehemaligen Herrschaft daselbst. Sie hatten im 8. und 9. Jahrh. nur eine Sprache, die normännische oder altnordische (die Sprache der Skalden aus der Edda). Jetzt spalten sie sich in drei Abtheilungen: Norweger, Schweden und Dänen. Die schwedische Sprache theilt sich in die reinschwedische (zugleich die Schriftsprache der Schweden) und in die moderngothische im südlichen Theile des Königreichs. Ebenso erscheint die dänische in zwei Zweigen: die reindänische und die jütländische Sprache.

Die Schweden haben eine hohe, schlanke Gestalt, weiße Haut, blaue Augen und blonde oder braune Haare. Das weibliche Geschlecht verbindet mit einem schönen, regelmäßigen Wuchse Leichtigkeit und Anmuth in seinen Bewegungen. Der Charakter der Schweden ist fest und ernst; sie sind religiös, Vaterland, Gesetz und Freiheit liebend, ehrlich und uneigennützig, sittlich und voll Muth, dabei gastfreundlich und gern mittheilend. Scharf im Urtheil, aber weniger schnell fassend als der Südeuropäer, auch langsam im Unternehmen und Ausführen ihrer Vorsätze. Putz und Prunk, Essen und Trinken, vorzüglich geistige Getränke, lieben sie sehr.

Die Norweger gleichen in Lebensweise und Charakter den Schweden sehr, obgeich sie ihnen nicht geneigt sind; doch sind sie kräftiger, noch ernster und auch mäßiger als die Schweden. Sie sind treffliche Soldaten und noch bessere Seeleute. Die Mehrzahl sind Landleute, und diese tragen gewöhnlich eine Jacke von Leder oder grobem Tuch, die durch einen breiten Gürtel zusammengehalten wird, der mit silbernen Schnallen verziert ist. Schuhe und Kamaschen sind die gewöhnliche Festbekleidung, ein breitkrempiger Filzhut oder eine wollene Mütze bedeckt den Kopf. Das weibliche Geschlecht putzt sich gern und verziert seine Kleidung mit Stickereien, Schnallen und Perlen.

Die Dalekarlier, die Bewohner Dalekarliens, einer Provinz des Nordlandes Schwedens, sind hoch und groß gestaltet, von kräftigem, aber schlankem Gliederbau, mit breiter Stirn, tiefen, dunkelblauen Augen, hohen Backenknochen, vollen Lippen, einem breiten, gewöhnlich gespaltenen Kinn. Auffallend sind ihre langen Beine ohne Waden. Die Weiber sind etwas untersetzter als die Männer und haben meist breite, frische Gesichter und kleine

lebhafte Augen. Das Wesen der Dalekarlier ist ernst, still und bedächtig. Die Unfruchtbarkeit ihres Bodens nöthigt sie nach der Saat- und Erntezeit in andern Provinzen, oft 60—70 Meilen weit von ihrem Wohnorte, Handarbeit zu suchen. So wandern sie z. B. nach den Lappmarken, wo sie in den Hüttenwerken arbeiten, Andere gehen nach der Hauptstadt und nehmen auch Wanduhren, hölzerne Geräthe und andere Producte ihrer häuslichen Industrie zum Verkaufe mit. Wegen ihrer Ehrlichkeit sind sie überall beliebt. Ihre Tracht ist meist die schwedische, nur in einigen Thälern Dalekarliens hat sich die uralte weiße Nationaltracht erhalten: ein kuttenartiger Ueberrock von schwerem, weißem Wollenzeug, mit einer Reihe großer Knöpfe und weiten Aermeln, dergleichen Kniehosen, Schuhe und Strümpfe. Frauen und Mädchen kleiden sich in weißleinene Jacken und Mützen, weiße, stehende Halskragen, farbige, wollene Schürzen und rothe, wollene Strümpfe. Ihre nur ein Stock hohen Häuser sind mit Schindeln gedeckt und an den Ecken roth angestrichen.

Die **Finnen** finden sich, nachdem Finnland an Rußland abgetreten worden ist, nur in einigen, namentlich nördlichen Provinzen Schwedens. Sie sind kräftig, gesund und abgehärtet, haben runde, volle Gesichter und feurige Augen. Sie sind ernst und rauh wie ihr Land, offen, gastfrei, dienstfertig, gottesfürchtig und arglos. In ihrer Lebensweise sind sie einfach und mäßig, für Musik und Dichtkunst haben sie viel Sinn und in mechanischen Arbeiten sind sie geschickt. Sie treiben vorzüglich Viehzucht, doch auch Ackerbau, Jagd und Fischerei.

Die **Lappen oder Lappländer** (Taf. 116 *Fig. 5*, Lappländer in ihren Winterhütten) sind Stammverwandte der Finnen, wohnen im höchsten Norden und haben sich bis jetzt unvermischt erhalten. Sie nennen sich Sami und ihr Land Samilanda. Die letzten Spuren des Heidenthums bei ihnen sind in den letzten Jahren verschwunden, und alle sind jetzt Christen. Sie sind nicht groß, haben kurze, dünne Schenkel, sehr kleine Füße, ein breites, abgeplattetes Gesicht, stark hervorstehende Backenknochen, braune oder schwarze Haare und wenig geöffnete, langgeschlitzte, dunkle Augen, die man häufig durch den Rauch in ihren Hütten triefend findet. Die großen, platten Ohren stehen ab, der Mund ist klein, die Farbe des Gesichts gelblichbraun. Sie haben zwar einen nicht starken, aber sehr abgehärteten, leicht beweglichen Körper, und daher ertragen sie leicht große Anstrengungen und zeichnen sich durch Behendigkeit aus. Treue und Redlichkeit, Fröhlichkeit und Heiterkeit findet man gewöhnlich bei ihnen. Lachen und singen hört man sie fast immer, doch ist ihr Gesang sehr eintönig. Sie sind sehr gesprächig, neugierig und furchtsam. Auf Reichthum, der übrigens fast nur in Rennthieren besteht, legen sie einen großen Werth. Im Ganzen sind sie zwar mäßig, aber Branntwein und Taback, welchen letztern beide Geschlechter rauchen und kauen, lieben sie sehr.

Nach ihrer Lebensweise theilt man die Lappen ein in Alpen- oder Rennthierlappen, in Waldlappen und Bettellappen. Die Rennthierheerden geben den Alpenlappen ihren Unterhalt. Im Sommer ziehen sie mit ihnen auf die Alpen, und im Winter, des Holzes wegen, in den Lappmarken umher. Ihre pyramidenförmigen Hütten (Koten), welche sie an den verschiedenen Orten ihres Aufenthalts aufstellen, sind etwa 6 Fuß hoch und haben an ihrer Basis 15 bis 18 Fuß im Umfange. Der Fußboden wird mit Birkenzweigen bedeckt, welche man mit Rennthierfellen belegt. Der Eingang ist schmal und mit einem Tuchlappen zugehangen. Oben in der Spitze ist eine Oeffnung, durch welche das Licht hereinfällt und der Rauch hinauszieht. In der Mitte auf dem Fußboden sind Steine in einem Viereck zusammengelegt, zwischen denen das Feuer brennt. Bei Veränderung des Wohnortes werden die Hütten, die übrigens aus mit grobem Tuche bedeckten Stangen gebaut sind, abgebrochen und auf Rennthiere geladen. Reiche Lappen haben oft über 1000 Rennthiere, wer aber nicht über 100 Stück hat, der gilt schon als arm. Wie großen Nutzen diese Thiere den Lappländern bringen, ist bekannt. Die Waldlappen haben weniger zahlreiche Rennthierheerden, welche sie in den Wäldern auf die Weide treiben. Sie treiben nebenbei noch Fischerei, von der sich die Fischerlappen fast ausschließlich nähren. Letztere haben nur wenige Rennthiere, welche sie bei den Alpenlappen auf die Weide geben. Auf den Seen haben sie größere und kleinere Kähne. Die größern kaufen sie; die keinern, welche sie selbst bauen, sind nur mit Seilen und Baumwurzeln zusammengebunden. Die Bettlerlappen nehmen Dienste als Hirten oder Tagelöhner, oder gehen betteln. Sowol diese als die Wald- und Fischerlappen sind meist verarmte Rennthierlappen, welche ihr Vieh durch Unglücksfälle verloren oder in Branntwein vertrunken haben. Die Verarmung nimmt immer mehr überhand, und da man in einer Familie selten mehr als zwei Kinder findet, ist die Volkszahl in stetem Abnehmen. Die Kleidung beider Geschlechter ist fast gleich. Rennthierpelze, die Haare nach außen gekehrt, sind ihre Winterröcke. Unter dem Pelze tragen sie statt des Hemdes einen langen Rock. Im Sommer sind die Röcke von Tuch oder Leder. Am Gürtel, welcher diesen Rock hält, hängt eine Scheide, in welcher sich Messer u. s. w. befinden, auch wird die Tabackspfeife daselbst angehängt. Die Schuhe sind von Rennthierleder und werden mit Heu ausgefüllt. Auf dem Kopfe tragen sie ein Käppchen oder eine hohe, spitzige Mütze aus rothem, blauem oder grünem Tuch, die beim männlichen Geschlecht etwas höher ist.

Die Lappen sind gute Jäger. Ihr Gewehr hat einen gezogenen Lauf und ein sehr einfaches Schloß. Wölfe und Bären sind es vorzüglich, welche sie mit demselben erlegen. Die Eichhörnchen schießen sie mit Armbrust und Bolzen, damit das Fell nicht verletzt werde; die Rennthiere fangen sie mit Leinen, die sie

auf eine geschickte Weise um dieselben zu werfen wissen. Den Winter benutzen sie dazu, ihre Kleider, Handarbeiten u. s. w. zu fertigen, oder ihre Waaren auf die Märkte zu bringen und andere Dinge dafür einzukaufen. Die Schlitten der Lappländer (Kerez) sind sehr schmal, nur einen Fuß hoch, vorn sind sie spitz und hinten haben sie ein aufrechtstehendes Bret, an das sie sich anlehnen. Bei ihren Fußwanderungen haben die Lappländer an den Füßen große Schneeschuhe, d. h. über 4 Fuß lange, kahnförmig zugeschnittene Breter, welche an die Füße gebunden werden und mit welchen sie sehr schnell über den Schnee hinwegzugleiten wissen. In der neuesten Zeit fangen endlich mehre Familien an, sich feste Wohnungen zu bauen und Ackerbau und Viehzucht zu treiben.

Die Dänen gleichen ihren Vorfahren nicht mehr. Sie sind von kleinem, gedrungenem Körperbau, haben einen weichen, sanften Charakter, sind denkend, arbeitsam, mäßig, rechtlich und friedliebend, aber nicht kühn und kriegerisch wie ihre Vorfahren. Fremden gegenüber sind sie vorsichtig. Durch ihre Kleidung unterscheiden sie sich nur wenig von den Bewohnern Norddeutschlands. Die Bewohner Jütlands und die Friesen sind kräftiger gebaut und haben rauhere Sitten.

Das englische Volk.

Dieses Volk bewohnt Großbritannien. Es stammt aus einem Gemisch von Belgen, sogenannten keltischen Germanen, oder Cumbern, von gallischen Völkern, von Altgermanen oder Skandenauern, von Angeln und Sachsen, Jüten und später Normannen. Das angelsächsische und daher deutsche Element ist vorwaltend. Die Sprachen sind die eigentlich englische (Schrift-, Bücher- und Umgangssprache der gebildeten Stände), die nordumberische oder dänisch-englische und die schottische oder anglo-skandenauische.

„Das englische Volk", sagt G. Brückner, „in seinen fabrikreichen Gegenden in stetem Anwachs, hat durch seine Völkermischung, durch die Natur seines Seeklimas und seines Bodens und durch sein eigenthümliches Staatsleben einen eigenthümlichen, von der Natur seiner ursprünglichen Heimat verschiedenen Charakter erhalten, dessen Hauptzug ein praktischer, unabhängiger Sinn und ein gebieterischer, kräftiger Wille ist. Aus sächsischem und normännisch-französischem Stamme und selbst allmälig mit den Kelten, obschon zwischen jenen und diesen ein steter Gegensatz durch die englische Geschichte hindurchgeht, gemischt, als Eroberer eines isolirten Reichs, unter den steten Nebeln des Landes und frühzeitig auf die stürmende See gefährt und vom Glück begünstigt, immer zu neuen Unterwerfungen angespornt — dadurch wurde der Engländer, von kräftigem, gedrungenem, blutreichem Körper, von kühnem, lebhaftem und stolzem Sinne, begiert auf seine Nationalität; dabei aber höchst praktisch und voll Neigung für Industrie und nutzbare Wissenschaft; dem Verkehr, Spiel und Kampf, weil Glück und Kühnheit seine Nation gehoben, auf Tod und Leben ergeben; im häuslichen Kreise heimisch, im öffentlichen zurückhaltend und ungesellig. Englands Adel ist Sonderling und übermüthig, daher von scharfem Gepräge. Seine Lieblingsvergnügungen sind Pferderennen und Hetzjagd. Der Mittelstand ist außerordentlich wohlhabend und von gesundem Verstand; im Leben und im Geschäfte unabhängig, jagt er einzig nur nach Glück. Die niedere Classe (John Bull) kann sich durch Arbeit das Nothwendige, sogar Luxus verschaffen, bekümmert sich aber aus Patriotismus lieber um Staat und Welt als um Nahrung, und vergißt alle Sorgen bei Hahnenkampf und Porterbier. Der Landmann lebt kärglich und, obschon von der Regierung wenig berücksichtigt, doch zufrieden inmitten der Natur. Die Walisen, Britanniens Ureinwohner, vom Stamme der Bretons haben in ihrem Bergland ihre Stammsprache, ihre Gewohnheiten und Künste rein erhalten: sie sind cholerisch, ehrlich, brav und gastfrei, doch weniger gebildet als die Engländer. Sie haben noch alte Gesänge und Instrumente."

„Die Schotten von Südschottland haben sich mit den Engländern vermischt und reden englisch; nur die Hochschotten sind reine Nachkommen der alten Skoten und haben ihre alten Sitten beibehalten, obschon sie dem Gange der Civilisation folgten. Ihre Sprache ist die alte, bilderreiche gälische (gaelische); in ihr feiern sie der Väter Ruhm mit alten Gesängen und alter Nationalmusik, auf die sie stolz sind. Selbst ihr Costum ist, trotz der Nachtheile, die es bei dem rauhen Klima hat, stets dasselbe geblieben. Ihr Körper ist durch ihre Natur fest und abgehärtet, ihr Sinn kühn und stark. Sie sind anspruchslos, höchst zuvorkommend, höchst gefallsüchtig. Ihre Frauen sind gewöhnlich blond und zart weiß, und haben meist viele Bildung. Der Volksunterricht ist hier weit besser als der in England. Ihre Aristokratie wohnt beständig unter ihnen."

„Irlands Bevölkerung, die wie die Bergschotten von gälischem Stamme, aber katholischen Glaubens ist, gehört zu der unglücklichsten der Erde, wozu sie aber nicht von Natur, sondern durch eine mehrhundertjährige Unterdrückung einer kleinen Abtheilung von Andersglaubenden gebracht wurde. Der unterdrückte katholische Priester, meist aus niederm Stande und darum roh, ersetzt den Mangel seiner Bildung durch blinden Fanatismus und kettet die überdies durch Hunger und Elend gereizte und misvergnügte Masse von 7 Millionen von Gesetz und Ordnung los, daher die immerquellende Unruhe, daher jene zwei Parteien, die eine schwach an Zahl, aber stark an Macht und Reichthum und alleiniger Herr des irischen Bodens, die andere zahlreich, aber arm, roh und aufgeregt, daher der Haß der einen gegen die andere; daher der Ruf nach Rückkehr zu ihrer alten Verfassung, zur Trennung Irlands von England. Die irische Volksmasse ist demnach ein Gemisch von irischer Natur und englischer Zucht. Sie ist geistreich und einfältig,

tapfer und zur grausamen Rache geneigt, an Entbehrungen gewöhnt und den Ausschweifungen ergeben, leicht zur Arbeit und wieder träge, streitfertig wie Kampfhähne und jeden Augenblick zur Versöhnung bereit, beweglich wie der Wind, doch ihrem Vaterlande treu. Natürlich bei der Armuth des Irländers, dem das, was er erbaut, nicht gehört, und der neben dem Prachtschloß seines Herrn nur in Hundehütten lebt, wird an Schule und Bildung nicht gedacht, und doch fehlt es diesem Musik (Sackpfeife), Tanz und Gesang liebenden, gastfreien und gewiß eines bessern Looses würdigen Volke nicht an Fähigkeit, und mancher Irländer ziert Englands Literatur."

Gedrungenheit des Körpers, Kraft und Gewandtheit zeichnet den nicht verweichlichten Engländer aus. Bei den Frauen findet man im Allgemeinen schöngeformte Köpfe mit blondem Haar, regelmäßigen Gesichtszügen und frischem Teint, eine glänzend weiße Haut und einen schlanken und regelmäßigen Wuchs, doch ist die Physiognomie häufig matt und ausdruckslos. Die Hände sind gewöhnlich schön, die Füße aber oft ungestaltet. Muß man auch dem Engländer den Vorwurf der Trunkenheit machen, so findet man doch bei ihm im Allgemeinen nicht Unmäßigkeit im Essen; nur in großen Gesellschaften, bei Clubs oder Corporationsversammlungen zeigen sich die Engländer als Schlemmer. In die Tavernen gehen die angesehensten und ausgezeichnetsten Männer, und hier werden öfters die Clubs gehalten. Diese Clubs sind Gesellschaften, welche zusammen essen, trinken und über Politik sprechen. In den Kaffeehäusern nimmt man nur Erfrischungen ein und liest Zeitungen, und Jedermann spricht leise, damit er die Zeitungsleser nicht stört, eine gewiß dem Deutschen sehr empfehlenswerthe Sitte. Hier werden auch Handelsverbindungen, Subscriptionen, Wetten u. s. w. geschlossen. Alle Stände haben ihre Kaffeehäuser. Die gewöhnlichen Getränke sind Porter, Ale, Wasser mit Kohlengas gesäuert, und Niemand mischt Wein mit Wasser. Zur geselligen Unterhaltung haben die Engländer kein Talent. Die Unterhaltung betrifft fast immer nur Staatsangelegenheiten, die dem gemeinen Mann ebenso wichtig wie dem Minister sind. Junge Leute unterhalten sich am liebsten über Jagd und Pferde. Lieblingsvergnügungen der Engländer sind Pferdewettrennen, Hahnenkämpfe, Faustkämpfe (Boxen), die jedoch seltener geworden sind, die Jagd und das Kartenspiel. Für die Wetten ist der Engländer leidenschaftlich eingenommen. Auch die Sucht zu reisen ist groß.

Das Haus des Engländers zeichnet sich weniger durch äußere Pracht als durch Reinlichkeit aus. In der Kleidung ahmt man im Ganzen die pariser Moden nach, übertreibt und entstellt sie aber, indem man, ohne den Geschmack dabei zu Rathe zu ziehen, etwas hinzuthut.

Taf. 167 *Fig. 1* ist ein Pferderennen im Hippodrom und *Fig. 2* eine Steeple-chase der Engländer abgebildet. Wie wir schon oben bemerkten, die Pferdewettrennen sind eine Lieblingsunterhaltung der Engländer. Sie lassen sich bis zu König Athelstan zurückführen, indem diesem schon Rennpferde geschenkt wurden, und unter Heinrich II. finden sich Beispiele davon. Unter Elisabeth und Jakob I. nahm der Geschmack sehr zu, und zur Zeit des Letztern fanden die ersten Pferderennen zu Garterley in Yorkshire, zu Croydon in Sussex und zu St.-Theobalds statt. Die vorzüglichsten Wettrenner werden jetzt zu Newmarket gehalten. Die Wettrenner, von denen es sogar eigene Stammbäume gibt und von denen mancher mit 2—3000 Pfd. Sterl. bezahlt wird, werden besonders gepflegt und gefüttert und ein ganzes Jahr hindurch durch leichte Bewegung, gutes, jedoch nicht zu reichliches Futter, einige Abführungsmittel und zuletzt einige Monate lang durch stärkere Bewegung und Rennübungen vorbereitet, und die Erziehung wird endlich mit einem Versuchsrennen (Trials) geschlossen, um die Wetten danach zu bestimmen. Ebenso wird aber auch der Reiter der Wettrenner, der Jokey, ausgewählt und zum Wettrennen vorbereitet. Man wählt dazu gewöhnlich kleine dürre Männer, die sich künstlich durch Hunger und Schweiß abmagern. Auf ihre körperliche Leichtigkeit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Geschicklichkeit kommt sehr viel an. Alle Rennpferde versammeln sich, ihren Jokey auf dem Rücken, auf dem Rennplatze (Hippodrom). Dort rangiren sich die Pferde nach Belieben, das vorgespannte Seil fällt und alle eilen nun dem Ziele zu (Taf. 167 *Fig. 1*). Große Summen werden oft dabei verwettet, Summen sogar von 20—30,000 Pfd. Sterl. Die Steeple-chase (Jagd- oder Thurmrennen, *Fig. 2*) ist eine besondere Art von Wettrennen, die im Freien stattfindet und wo es darauf ankommt, nicht nur schnell zu reiten, sondern noch über Gräben, Barrièren, Gebüsch und andere Hindernisse, welche in den Weg kommen, mit dem Pferde glücklich hinwegzusetzen.

Taf. 190 *Fig. 3* stellt ein Meeting vor. So nennt man nämlich in England große Volksversammlungen, welche zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten, wie neuerdings auch bei uns, abgehalten werden. Der Volksredner steht dabei auf einem erhöhten Platze, und um dem Ganzen mehr Feierlichkeit und Glanz zu geben, werden oft Fahnen und allerlei Insignien u. s. w. aufgestellt oder von Einzelnen getragen. Berühmt wurden namentlich die Meetings unter O'Connel's Leitung in Irland.

Die Russen.

Die Russen sind im Allgemeinen von mittler Körpergröße, untersetzt und gedrängt, mit starken Knochen und vollen, derben und zähen Muskeln, schwarzen oder schwarzbraunen Haaren und blinzenden, schwarzen oder schwarzbraunen Augen; ihre Backenknochen sind hervorspringend. Ueberhaupt ist der slawische Charakter deutlich ausgeprägt; nur von den höhern Ständen gilt dies nicht immer. Ja, Vollrath Hoffmann will

bei den höchsten Ständen nicht nur vollendete Körperformen, sondern auch im Durchschnitt einen höhern Wuchs als bei den niedern Ständen gefunden haben. Blühende Gesichtsfarben sind bei den gemeinen Russen sehr selten, ihre Hautfarbe geht oft ins Gelbliche über, und sehr häufig findet man röthliche oder rothbraune Haare.

In Hinsicht der Kleidung hängen die Russen, selbst Vornehme, noch an ihrer alten volksthümlichen Tracht. Gegen den Winter wissen sie sich gut zu schützen, sie tragen lange Pelze, warme Stiefeln und Pelzmützen. Die gemeinen Leute umwickeln sich jedoch die Beine nur mit Binden von Leinwand oder Stücken von Wollenzeug oder Filz und stecken die Füße dann in Schuhe von Bast. Ihre Pelze sind gewöhnlich Schafpelze, die Vornehmen zahlen dagegen oft ungeheure Summen für das feinste Pelzwerk. Im Sommer läßt der Russe Kopf und Füße unbedeckt, und trägt kein Halstuch; sein Tuchrock (Kaftan) reicht bis über die Knie und kreuzt über der Brust, wo ihn metallene Knöpfe zusammenhalten. Um die Mitte des Leibes wird ein Gürtel getragen von wollenem Zeug, Leinwand u. s. w. Die Kaufleute haben lange Tuchröcke, welche fast bis herunter auf die Füße reichen, dicht anliegen und über der Brust zugeknöpft sind. Diese Röcke sind ohne Taschen und haben an ihrer untern Hälfte viele Falten. Um den Leib binden sie eine seidene Schärpe, und den Bart lassen sie gewöhnlich lang wachsen. Die allgemein beliebte Farbe ist in Rußland die grüne, und die meisten Uniformen der Soldaten und Beamten sind grün. Die Weiber der untersten Classe tragen einen kurzen Rock von blauem Tuche, mit anders gefärbter Verbrämung. Der Brustlatz wird mit einer Reihe Knöpfe geschlossen, und auf dem Kopfe haben sie gewöhnlich ein hellfarbiges, geblümtes Tuch, das unter dem Kinne festgebunden ist. Verheirathete Dorfbewohnerinnen verbergen ihre ganzen Haare unter dem Tuche, unverheirathete tragen dagegen die Haare glatt gestrichen und am Ende mit einem Bande zusammengebunden (Taf. 202 *Fig. 1*, *2* u. *4*). Die Weiber der Handwerker und Kaufleute kleiden sich mit mehr Geschmack. Auffallend sind aber ihre Mützen, welche gewöhnlich von Sammet sind, mit Gold besetzt und dabei sehr verschieden geformt, am unförmlichsten aber in Kaluga. Man nennt sie Kokoschniks. Die, welche Sonn- und Festtags getragen werden, sind von Goldstoff und mit Blumen in Gold und Silber gestickt. Die vornehmsten Stände kleiden sich wie überall in Europa. Taf. 34 *Fig. 4* u. *5* Landleute aus Kleinrußland; *Fig. 6* u. *7* russischer Krämer und seine Frau; *Fig. 8—10* Fischer von der Wolga; *Fig. 11* Bürgerin aus Nischni-Nowgorod; *Fig. 12* u. *13* Landleute aus dem Gouvernement Twer; *Fig. 14* Mädchen aus der Ukraine; *Fig. 16* Bauer aus der Umgegend von Moskau.

Die Bauerhäuser der Russen sind gewöhnlich nicht aus Stein oder mit Fachwerk gebaut, sondern bestehen ganz aus Holz (Taf. 116 *Fig. 3* u. *4*).

Die Dörfer in Rußland sind meist klein, oft aber lang, da sie nur eine Straße haben. Im südlichen Theile des Gouvernements Woronesch aber und mehren andern Strichen Rußlands findet man auch große und schöne Dörfer und die Häuser auch gewöhnlich aus Stein gebaut. Die Kleinrussen haben Häuser aus Lehm und Flechtwerk, welche von innen und außen geweißt sind. Sehr freundlich sehen die Dörfer in den Militaircolonien aus, vorzüglich die der deutschen Colonisten.

Die Dörfer der donischen Kosacken haben meist wohlgebaute, reinliche Häuser. Die Wohnungen der Tataren an den Küsten der Krimm sind reinlicher als die der gemeinen Russen und Polen. Sie haben meist flache Dächer. Die Esthen und Letten wohnen nicht viel besser als die Polen und Lithauer. Die Wohnungen der Finnen sehen gewöhnlich sehr übel aus, haben als Fenster nur einige Löcher, statt des Schornsteins eine Lücke im Dache; doch sind die an der Meeresküste besser als die im Innern.

Die dienende Classe (die Bauern und das Gesinde) werden in der Regel noch immer sehr hart behandelt. Die Meinung, daß der Russe nur durch Schläge regiert werden könne, ist zu tief eingewurzelt. Die gewöhnliche Strafe sind Knutenschläge, wobei man die große und kleine Knute (Taf. 202 *Fig. 4* u. *5*) unterscheidet.

Gastfreundschaft wird in Rußland überall geübt, um so mehr, da im Ganzen die Lebensmittel, mit Ausnahme einiger Gegenden, sehr billig sind. Gesellige Vergnügungen sind sehr beliebt, und in häuslichen Kreisen kommen die Russen daher gern zusammen, um sich zu vergnügen. Besonders sind die langen Winterabende diesen geselligen Zusammenkünften geweiht, wo es oft nach vollendeter Arbeit sehr lustig hergeht. Nicht selten sieht man da ländliche Possenspiele und förmliche Maskeraden von den jungen Leuten beiderlei Geschlechts aufführen, und ihre freilich öfters auch etwas rohen Späße treiben. Das Ganze beschließt gewöhnlich ein Pfänderspiel oder ein Tanz bei einfacher Musik. Die ältern Leute vergnügen sich indeß mit den Spielkarten oder mit dem Damen- oder Schachspiel. Die beiden letztern Spiele sind hier allgemein im Gebrauch. Russische Landleute unterhalten sich auch nicht selten mit dem Bretspringen (*Fig. 1*) und dem Knöchelspiel (*Fig. 2*). Schlittschuhlaufen, Schlittenfahrten und Rutschberge (Taf. 116 *Fig. 1*) sind im Winter aber nächst dem Tanze die Hauptbelustigungen der Russen. Der russische Nationaltanz, welcher ein mehr pantomimischer ist, wobei sich die Tänzerin dem Tänzer bald nähert, bald sich von ihm entfernt, ist *Fig. 3* abgebildet. In den Gesellschaften der Großen in den Hauptstädten Rußlands herrscht Reichthum und Luxus, und dabei wird auch ein feiner Geschmack nicht vermißt. Vorzüglich zeigen die russischen Großen ihre Pracht in der Anzahl ihrer Diener, worin ihnen selbst die Mittelclasse nach Kräften nachahmt. Nebst dieser zahlreichen Dienerschaft zeigen die Reichen Rußlands ihren Glanz am liebsten in der Fülle

und Pracht ihrer Tafeln, bei denen übrigens gewöhnlich keine Rangordnung gilt und die Vornehmsten oft mitten unter den Geringern sitzen. An guten Weinen, vorzüglich an Champagner, fehlt es dabei nicht.

Die Russen werden von Kindheit an gewöhnt, sich häufig zu baden; selbst der arme russische Bauer badet wenigstens in der Woche ein oder mehr mal. Da jedes Haus seine Badestube hat, wird selbst nicht dem Bettler, noch weniger dem Gaste das Bad versagt. Eigenthümlich ist es, daß, wenigstens bei den ärmeren Volksclassen, beide Geschlechter sich zusammen baden (Taf. 202 *Fig. 3*, öffentliches russisches Dampfbad).

Diebereien sind in Rußland nichts Seltenes, Straßenräubereien und Einbrüche dagegen hier fast unbekannt. Hausgeräthe nimmt übrigens der Russe nicht, sie sind ihm heilig; er hält sich an andere Gegenstände, die sich brauchen lassen. Vollrath Hoffmann sagt da, wo er vom Stehlen der Russen spricht: „Meine Liebe zu der russischen Nation, die zu verhehlen ich keine Ursache habe, darf mich nicht abhalten, auch solche Dinge zu erwähnen, die nicht zu den liebenswürdigen gezählt werden können. Wo aber so viel Gutmüthigkeit, wo ein solcher Boden von richtigem moralischen Gefühl vorhanden ist, wie bei diesen wackern Naturmenschen, da kann es nicht schwer fallen, auch diese noch übrigen Flecken bis auf ihre letzte Spur zu vertilgen. Das sicherste Mittel übrigens sich gegen einen Hausdieb zu schützen, den man kennt, ist, ihn in seinen eigenen Dienst zu nehmen. Von diesem Augenblicke an kann man sicher sein, nicht nur von ihm selbst nicht mehr bestohlen zu werden, sondern auch an ihm den besten Wächter gegen alle andern Diebe zu haben, da sein point d'honneur es fodert, alle Mausereien, wobei der Verdacht auf ihn selbst fallen könnte, zu unterdrücken; denn der gemeine Mann hat die Meinung, daß man den Fremden in gewissen Dingen wol ein Bischen bestehlen darf, ohne deshalb gleich für unehrlich zu gelten; seinen eigenen Herrn aber zu betrügen, ist, nach seiner Meinung, eine schwere und unverzeihliche Sünde."

Die Russen der untersten Classen sind an einfache Kost gewöhnt. Buchweizengrütze und bei den Kleinrussen Hirsengrütze werden häufig gegessen. Sauerkohl, saure rothe Rüben, Zwiebeln, Gurken, gedörrte Fische sind Leibspeisen, und Abends wird Milch, Honig und Brot häufig genossen. Das Brot ist meist aus Roggenmehl, bei den Kleinrussen gewöhnlich aus geschrotenem Weizen- und Buchweizenmehl gebacken. Fleisch kommt selten, nur an Sonn- und Festtagen, auf den Tisch. Quas oder Kwas ist ein bei Vornehmern wie bei Niedern gewöhnliches Getränk, das aus Wasser und Mehl oder Malz bereitet wird, säuerlich schmeckt und sauerm Dünnbier oder unserm Covent zu vergleichen ist. Durch Citronenschale und Gewürz wird dieses Getränk oft verfeinert. Im Winter ist ein warmes Getränk, aus Wasser, Honig und spanischem Pfeffer bereitet, das Sbitin heißt, gewöhnlicher. Im westlichen Theile des russischen Reichs wird viel Meth getrunken, und Branntwein ist in ganz Rußland ein gewöhnliches Getränk, das in Menge getrunken wird. So theuer der Branntwein ist, so sucht doch selbst der Aermste sich ihn zu verschaffen. Die Trunkenheit ist in Rußland etwas Gewöhnliches, und für einen Betrunkenen hat der Russe nicht nur Mitleiden, sondern eine Art Achtung, und er leistet ihm hülfreiche Hand, als ob er ein Heiliger wäre, was vielleicht daher kommt, weil die gemeinen Leute gar wohl wissen, daß sie sich oft in gleichem Zustande befanden und noch oft in denselben kommen können. Merkwürdig ist es, daß die Russen, vom Branntwein beseligt, so ungemein verträglich sind. Der zank- und streitsüchtigste Russe wird durch den Branntwein milde gemacht, und Streitigkeiten und Händel unter Betrunkenen kommen fast nie vor. Die erbittertsten Feinde behandeln sich, wenn sie branntweinselig sind, als die zärtlichsten Freunde. Auch Thee wird in Rußland in großer Menge getrunken.

Einige der russischen Nationalfeste erwähnen wir schließlich. Die lustigste Zeit für den Russen ist die sogenannte Butterwoche, das russische Carneval, indem am Schlusse dieser Woche die 56 Tage lange Osterfasten anfängt. Sie hat ihren Namen Butterwoche (Masliza) davon erhalten, daß in derselben, wenn auch kein Fleisch, doch wenigstens Butter, Milch und Eier zu essen erlaubt ist. Eine Hauptergötzlichkeit bietet dabei der Maslizabär, d. h. ein Russe, der in eine Bärenhaut genäht ist und auf einer Art Schlitten unter allerlei Neckereien herumgefahren wird, wobei man reichlich den Branntwein genießt und auch den Bär mittrinken läßt. Der Semick ist ein Volksfest am nächsten Sonntag nach Himmelfahrt, eine Art Frühlingsfeier, die aus den Zeiten des slawischen Heidenthums stammt. Um Weihnachten feiert man die Maskenfeste, Akrutschniks genannt, welche 14 Tage dauern. Die Osterwoche, welche die lange und strenge Fastenzeit endigt, wird von allen Classen des Volks mit großem Jubel gefeiert und ist eine Zeit allgemeiner Lustbarkeit. Am Ostertage um Mitternacht ruft das Geläute der Glocken zu dem feierlichen Gottesdienste, und Alles begibt sich in die Kirche, um die nächtliche Messe zu hören. Wer am Ostertage einem Andern begegnet, ruft ihm entgegen: „Christus ist erstanden!" worauf die Antwort erfolgt: „Er ist wahrhaftig erstanden." Am Ostermontage fängt man an, sich gegenseitig die Ostereier zu überreichen. Alle Arten von Geschenken heißen aber an diesem Tage Ostereier. Am 6. Januar, am Feste der Erscheinung, wird in Rußland, vorzüglich in Petersburg, die Wasserweihe, zum Gedächtniß der Taufe Christi im Jordan, mit großem Gepränge (Taf. 190 *Fig. 2*) gefeiert. Auf dem Eise der Newa wird die Feier gehalten. Ein Loch ist in das Eis gehauen, und dies wird der Jordan genannt. Nach den gewöhnlichen Gebeten begibt sich die Priesterschaft in ihrem reichsten Ornate dahin. Die kaiserliche Familie

und der ganze Hof folgt. Alle Truppen sind mit fliegenden Fahnen unter den Waffen. Einer der Priester weiht hierauf das Wasser der Newa, indem er drei mal das heilige Kreuz in die Fluten taucht und dazu die Worte der Weihe spricht, worauf er ein Gefäß mit dem Wasser füllt und damit die Geistlichkeit und die Anwesenden besprengt. Artilleriesalven beenden die eigentliche Feierlichkeit; sobald aber der Hof sich entfernt hat, eilt Alles an den Jordan und holt sich Wasser, das nämlich, nach dem Glauben des gemeinen Russen, sich Jahre lang so rein wie das klarste Quellwasser erhalten, aber auch die Kraft haben soll, Kranke zu heilen. Am Abende vor dem Johannisfeste werden auch an vielen Orten sogenannte Johannisfeuer angezündet, zu welchen dann Processionen gehen (Taf. 116 *Fig. 4* eine solche Procession zu Pergola).

Taf. 34 *Fig. 1—3* führt uns Gestalten aus der frühern Geschichte Rußlands vor, nämlich *Fig. 1* u. *2* zwei Strelitzen und *Fig. 3* einen Soldaten aus der alten russisch-polnischen Garde. Die Strelitzen (russ. Strielzi oder Strolzi, was so viel wie Schützen bedeutet) waren eine russische, in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. vom Zar Iwan Wasilijewitsch zu seiner Leibwache errichtete Miliz, welche 30—40,000 Mann stark und ganz nach altrussischer Weise gekleidet und bewaffnet war. Die Strelitzen waren die besten Truppen der damaligen russischen Armee, hingen aber starrsinnig an ihren alten Einrichtungen und Privilegien, ja erlangten überhaupt bald die Bedeutung und den Charakter der Janitscharen. Mehrmals empörten sie sich, und Peter der Große sah sich daher endlich genöthigt, 1705 die wenigen übriggebliebenen Reste aufzulösen.

Die Russen sind übrigens das wichtigste der slawischen Völker, theils durch ihre ungeheure Anzahl und ihre Ausbreitung über ein sehr großes Gebiet, theils durch die dominirende Stellung, welche ihre Regierung in Europa behauptet. Der russische Volksstamm herrscht vom Schwarzen Meere bis zum Eismeere, von der Weichsel und Warte bis nach Kamtschatka und Sitka. Man theilt die Russen gewöhnlich in: 1) Kleinrussen, welche im ganzen Süden Rußlands, in Galizien und dem Nordosten Ungarns wohnen; 2) Weißrussen, im westlichen Rußland längs der Polaken- und Lettengrenze mit den Kleinrussen im Süden, den Großrussen im Osten und mit den Nowgorodern im Norden zusammenstoßend; 3) Großrussen, das sind die eigentlichen Russen, die das Centrum der russischen Macht bilden; 4) Nowgoroder, die Bewohner der ehemaligen Republik Nowgorod, deren Selbständigkeit in dem monarchischen Staate der Großrussen unterging.

Das russische Gebiet begreift europäische, aber auch asiatische und amerikanische Länder in sich, und das asiatische Rußland nimmt fast den dritten Theil des Festlandes von ganz Asien ein. Die Bewohner dieses asiatischen Rußlands sind theils slawischen Stammes (Russen und Kosacken), theils Finnen (Permier, Wogulen, Tschuwaschen, Tscheremissen, Wotjäken, Morduinen, Ostjaken), Tataren (eigentliche Tataren, Karakalpaken, Baschkiren, Kirgisen, Teleuten, Jakuten), Armenier, Kaukasier (Lesghier, Kisten, Osseten, Tscherkessen, Abasen, Mingrelier, Imerether, Georgier) und Mongolen (Kalmücken, Buräten, Tungusen u. s. w.); dazu kommen noch die Bewohner des höchsten Nordens: Samojeden, narymische Ostjaken u. s. w., mehre ostsibirische Völkerschaften, wie die Kamtschadalen, Korjäken, Tschuktschen, Kurilen und Aleuten, und zerstreut lebende Europäer und Asiaten anderer Stämme.

Die Charakteristik mehrer dieser Völkerstämme wollen wir gleich hier miteinreihen, obgleich sie eigentlich erst dem folgenden Abschnitte, der Asien zum Gegenstande hat, angehört.

1) Die Kosacken (Taf. 34 *Fig. 15* Kosacken vom Don, u. Taf. 110 *Fig. 4*) sind ein Volksstamm in Kleinrußland, der wahrscheinlich von dem Worte Kosack seinen Namen hat, ein Wort, das im Türkischen so viel wie Räuber, im Tatarischen aber so viel wie leichte Reiterei bedeutet. Ihrem Ursprunge nach sind sie wahrscheinlich Tataren. Ihre Körperbildung ist im Allgemeinen schön. Ihre Sprache ist die russische, die sie aber mit vielen polnischen, türkischen und westeuropäischen Wörtern vermischt haben. Sie wohnen in kleinen Häusern, von denen 50—100 eine Stanize ausmachen. Diese stehen an Flüssen, haben ungepflasterte Gassen, oft mehre Kirchen und zur Befestigung einen Erdwall. Die Beschäftigung der Kosacken besteht in der Friedenszeit in Pferde-, Schaf- und Bienenzucht, Garten- und Weinbau. Der Ackerbau erstreckt sich auf die gewöhnlichen Feldfrüchte, die Industrie auf die dringenden Lebensbedürfnisse. Handel wird an mehren Orten getrieben. In Kriegszeiten dienen sie als leichte Reiterei. Als Hauptwaffe dient ihnen die Lanze, außerdem haben sie Säbel und Pistolen, im Nothfall auch wol Pfeil und Bogen. Im regulairen Angriffe sind nur die schönen, eigentlich militairischen Regimenter, namentlich die donischen Kosacken, zu gebrauchen; die andern sind wegen der großen Ausdauer ihrer kleinen Pferde, wegen ihrer Unermüdlichkeit in oft wiederholten Angriffen besonders für die Fliehenden oder kleinen Abtheilungen, sowie bei Angriffen auf die Bagage u. dergl. furchtbar. Ihr Angriff findet schwärmend und mit lautem Hurrah statt. Vorzüglich können sie zum Vorpostendienste und Patrouilliren verwendet werden, da sie sich durch außerordentlich scharfe Sinne auszeichnen. Uniformirt sind nicht alle Regimenter. Die donischen Gardekosacken haben eine Uniform, welche in einer blauen Jacke, weiten blauen Hosen und einer Pelzmütze mit hellblauem oder rothem Sacke, oder auch einer blauen Tuchmütze mit rothem Streifen besteht. Das schwarze Lederzeug ist mit Silber oder Zinn verziert. Kleidung, Armatur und Pferde schaffen sie sich auf eigene Kosten an. Auf dem Pferde sitzen die Kosacken sehr hoch, da der Sattel ein weiches, rundes Kissen bildet, das

sehr hoch gepolstert ist und unter dem sie auch noch ihre Kleidung und ihre Beute verwahren. Ihr Oberbefehlshaber wird von der russischen Regierung nur bestätigt, aber von ihnen selbst gewählt. Nach den verschiedenen Kreisen werden sie in Regimenter oder Pulks von 500—3000 Mann getheilt und jedem steht ein Obrister (Ataman, Hetmann, Pokolnik), jeder Compagnie aber ein Hauptmann (Sotnik) vor; bei ihr ist auch jedes mal ein Fähndrich (Kharunscha). Alle Regimenter zusammen sind einem Oberbefehlshaber (Ataman, Woiskowi) untergeben, der Generalsrang hat. Die übrigen Offiziere haben keinen militairischen Rang, und es gilt bei den Kosacken für keine Schande, bald Offizier, bald Gemeiner zu sein. Die Dienstzeit ist vom 18. bis 50. Jahre. Man rechnet gegen 800,000 streitbare Männer, im Ganzen aber an 3 Millionen Köpfe. Aus sämmtlichen Kosackenpulks werden gewöhnlich die größten und schönsten Männer zu Gardekosacken gebildet. In den Kriegen 1812—14 hatten die Russen auch russische Bauern ausgehoben, die in ihrer Bauerntracht in den Krieg zogen und Bauerkosacken genannt wurden. Taf. 116 *Fig.* 2 Leibeigene am Don auf dem Marsche.

2) Die Tataren oder Tartaren sind schlank und von mittler Größe, haben einen ovalen Kopf, schöne, regelmäßige Gesichtszüge, kleine, lebhafte, meist schwarze Augen, eine feine, abwärtsgebogene Nase, schmale Lippen, feste, weiße Zähne und dunkle Haare. In ihren Bewegungen sind sie gewandt. Das männliche Geschlecht ist lebhafter als das weibliche, und letzteres schminkt sich das Gesicht und zeichnet sich durch geschmacklosen Putz aus. Sie sind offen, gastfrei und verträglich gegen Fremde, auch reinlicher und ordnungsliebender als ihre Nachbarn, aber bequem, ohne jedoch träge zu sein. Auf ihre Ehre halten sie viel. Sie sind mohammedanischer Religion, und wenn sie auch den Wissenschaften nicht obliegen, so wird doch in den Schulen das Lesen und Schreiben gelehrt, den Mädchen auch das Nähen und die Kunst mit Gold und Silber auf Leder zu sticken. Die Kleidung der Männer besteht gewöhnlich in einem Hemde von Leinwand, einem buntstreifigen, glatt anliegenden, langen Unterkleide von halbseidenem Zeuge, Beinkleidern von Leinwand oder Kattun, einem bunten Oberkleide, etwa wie ein Schlafrock, aus baumwollenem oder leinenem Zeuge, mit einem Tuche von gleichem Zeuge, das um den Leib gebunden wird. Die gelben oder grünen Saffianstiefeln haben weiche Sohlen, und die Pantoffeln von gleichem Stoffe oder von Schafleder sind ohne hohe Absätze. Anstatt des Turbans tragen ärmere Leute eine Pelzmütze. Im Winter trägt man auch Schafpelze und andere russische Kleidung.

Das weibliche Geschlecht hat baumwollene oder seidene, gewöhnlich rothe Hemden, mit langen, bis über die Arme herabhängenden Aermeln. Weite Beinkleider, Lederstrümpfe, Pantoffeln und ein mit zierlichem Heftel zusammengehaltenes Oberkleid von buntem Zeuge machen die übrige Kleidung aus. Eine Glasperlenschnur, an welcher Münzen, Metallplättchen und vergoldete Kugeln hängen, auch wol ein Futteral, in welchem Amulete und wohlriechende Dinge sich befinden, dient vielen Frauen zum Schmucke. Die Armspangen sind mit Perlen und schönen Steinen verziert. Auch goldene Ohrringe und Ringe werden getragen. Die schönen weißen Zähne färben sie mit einem Pulver von Eisenvitriol und Galläpfeln schwarz, und die Nägel werden roth gefärbt. Der Kopfputz der Frauen ist verschieden. Einige hüllen ein Tuch um Hals und Kopf, sodaß nur das Gesicht frei ist, und manche setzen darüber ein Netz auf, von dem hinten herab lange Schnuren gehen. Taf. 111 *Fig.* 4 u. 5 Tatarenfamilie.

Die ansässigen Tataren wohnen in hölzernen Gebäuden, mit Fenstern von Glas oder Glimmer, bei den Aermern aber von Fischhäuten oder geöltem Papiere. Platte Dächer sind gewöhnlich. Die nomadisch lebenden Tataren sind nicht so reinlich und wohnen in kleinen Jurten ohne Fenster und oben mit einer Oeffnung statt des Schornsteins. Diese Zelte werden bei den Wanderungen nicht auseinander genommen, sondern, wie sie sind, auf zweiräderigen Karren von einem Orte zum andern gebracht.

Sämmtliche Tataren sind freie Leute. Ihre Fürsten heißen Mursen, ihre Vorgesetzten Baschliks. Der Mufti ist ihr geistliches Oberhaupt, die obern Priester heißen Achums, die niedern Mollas. Ihre Moscheen werden Medsched genannt.

Im Reiten sind sie außerordentlich geübt und zuweilen halten sie Wettrennen. *Fig.* 6 Wettrennen der Tataren.

3) Die Kaukasier, d. h. die Völkerschaften, welche seit der historischen Zeit den Kaukasus bewohnt haben, zerfallen den Sprachen nach in drei große Abtheilungen, nämlich die Lesghi oder Ostkaukasier, die Mizdschegi oder Kisten (Mittelkaukasier) und die Westkaukasier, d. h. die tscherkessischen und abasischen Völkerschaften. Erst später in den Kaukasus und seine südlichen Abgrenzungen eingewandert sind manche andere Völker, wie z. B. die Osseten, Georgier und Bassianen, letztere türkischen Ursprungs.

a) Die Lesghi oder Lesghier (Lesghinen) sind die Bewohner des östlichen Theils des Gebirges, der zwischen dem Koisu, dem Alasani und den Ebenen am Ufer des Kaspischen Sees liegt und von den türkischen und andern asiatischen Völkern Dagestan, d. i. Bergland, oder Lesghistan, d. i. Land der Lesghi, genannt wird. Die Lesghi theilen sich in viele kleine Stämme, welche größtentheils seit sehr langer Zeit im Kaukasus wohnen, da schon Strabo und Plutarch von ihnen spricht; sie scheinen sich jedoch später mit andern Volksstämmen vermischt zu haben. Klaproth vermuthet, daß die Awaren, ein lesghischer Stamm, der Chundsah bewohnt, wol von den alten Awaren abstammen mögen, welche der zweite Zweig der Hunnen waren. Wie alle Kaukasier sind die Lesghi wild, grausam, der Räuberei ergeben und

immer bereit, Jedem zu dienen, der sie bezahlt. Ihr verwegener Muth grenzt oft an Tollkühnheit. Ihre Waffen sind Gewehr, Säbel und Dolch, und sie bedienen sich derselben mit großer Geschicklichkeit; sie sind aber auch gute Bogenschützen (Taf. 65 *Fig. 18* Lesghi mit Pfeil und Bogen schießend). Sie sind ebenso gute Fußgänger wie vortreffliche Reiter, und ertragen die Strapazen eines Feldzugs mit großer Geduld, wenn sie nur richtig ihren Sold ausgezahlt bekommen. Ihre Tapferkeit ist so groß, daß oft ihre Theilnahme an einem Kampfe entscheidend war. Die meisten Lesghi sind Muselmänner von der Sekte der Sunniten; bei einigen Stämmen findet man jedoch noch schwache Spuren vom Christenthume. Die mächtigsten Stämme sind die Kasi-Kumuken, Awaren, Akuscha und Kulitschi.

b) Die Mizdschegi oder Kisten, im Westen und Nordwesten von den Lesghi, sind noch ausgemachtere Räuber als jene, und konnten von den Russen noch nicht ganz unterjocht werden. Am wildesten sind die Tschetschenzen, d. i. der Stamm, welcher das vom Gicha, Farthan, Argun und Dsahlk bewässerte Land bewohnt. Westlich von ihnen wohnen die Kara-bulak, und der westlichste Stamm sind die Inguschen, welche weniger der Raubsucht ergeben, auch den Russen fast ganz unterworfen sind.

c) Die Westkaukasier, d. h. die Tscherkessen und Abasen unserer Tage, wohnen vom obern Kuban bis zum Schwarzen Meere.

Die Abasen (Taf. 34 *Fig. 24* ein Abase) scheinen die Küsten des Schwarzen Meeres und den westlichen Theil des Gebirges nie verlassen zu haben. Sie nennen sich selbst Absne oder Abene, werden aber von Russen und Türken Abasa und von den Georgiern Abchaßi genannt, woraus die Europäer Abasen, Abasiner, Awjasen, Abgaseten u. s. w. gemacht haben. Sie gleichen in Sitten, Kleidung und Gebräuchen den Tscherkessen, und auch ihre Sprachen sind verwandt. Die Abasen treiben auch Ackerbau, leben aber hauptsächlich von Viehzucht. Ihr großer und schöner Pferdeschlag ist berühmt. Ihre Besitzungen dehnten sich ehemals viel weiter aus, aber die Tscherkessen haben sie bis in die Gebirge zurückgedrängt. Von den byzantinischen Kaisern wurden sie zum Christenthume bekehrt; im 18. Jahrh. wurden sie aber von den Türken unterworfen und mußten sich zum Islam bekennen, 1771 empörten sie sich hierauf gegen die Pforte und kehrten zu ihrem alten Aberglauben zurück, den sie den neuen Lehren vorziehen zu müssen glaubten. Sie begehen oft Seeräubereien, haben aber nur Ruderschiffe ohne Kanonen und sind daher wenigstens für Kriegsschiffe nicht so gefährlich. Viele junge Abasen gingen früher nach Aegypten und verkauften sich dort als Sklaven an Mameluken und die Landesfürsten, um so ihr Glück zu machen und durch persönliche Tapferkeit eine ausgezeichnete Militairstelle zu erlangen, was auch wirklich mehren gelang. Die abasischen Frauen sind schön und werden für die türkischen Harems ebenso gesucht, wie die tscherkessischen.

Die Tscherkessen (Circassier) bewohnen die große und kleine Kabarda und das Land jenseit des Kuban bis an das Schwarze Meer, nennen sich selbst Adige, d. h. Adelige, und wurden im Mittelalter Sichen genannt. Früher wohnten sie noch weiter gegen Norden; durch die Russen wurden sie aber hinter den Terek und Kuban gedrängt. Die, welche die große und kleine Kabarda bewohnen, pflegt man Kabarden oder Kabardiner zu nennen.

Das Volk ist in fünf streng geschiedene Classen getheilt. Die Classe der Pscheh begreift die Fürsten, die zweite Classe die Usden, d. h die Edeln, welche in der Landessprache Work heißen, die dritte Classe die Freigelassenen der Fürsten und Edeln, welche jedoch verpflichtet sind, unter ihrem frühern Herrn im Kriege zu dienen; die vierte Classe bildet die Freigelassenen der neuern Edeln, und die fünfte endlich die Leibeigenen (Tschochotl), welche theils den höhern Classen angehören, theils Landleute sind. Die einzelnen Zweige der fürstlichen Familien haben wieder Familien unter sich, unter denen als erbliches Eigenthum Bauern stehen. Die Edeln können jedoch nach Belieben sammt ihren Leibeigenen von einem Fürsten zum andern übergehen, wodurch es möglich ist, daß einzelne Fürsten ein Uebergewicht über die andern erlangen können. Edle und Fürsten sind Herren über Leben und Tod der Leibeigenen. Ehe der Islam bei den Tscherkessen eingeführt wurde, hatten die Fürsten jedoch noch viel mehr Gerechtsame als jetzt.

Das Alter steht bei den Tscherkessen in hoher Achtung, und zu wichtigen Berathungen versammeln sich daher auch stets die Aeltesten jeder Classe. Bestimmte Gerichtsstellen und geschriebene Gesetze gibt es nicht; man handelt nach alten Gebräuchen, hält die Versammlungen, bei welchen die Fürsten den Vorsitz haben, in Wäldern und richtet hier fast alle Angelegenheiten. Wenn die Familie eines Getödteten nicht das Blut des Mörders verlangt, sondern sich mit diesem in einen Vergleich einlassen will, so bestimmt die Versammlung eine Geldstrafe, welche der Todtschläger zu erlegen hat. Wer die öffentliche Ruhe stört, wird auch an Geld gestraft, und Diebe, welche mit Ungeschick den Diebstahl ausführten, müssen das Gestohlene mehrfach ersetzen; werden jedoch die Diebereien mit Schlauheit ausgeführt, so sind sie nicht entehrend und werden fast für ebenso verdienstlich gehalten als eine geschickt vollbrachte Kriegsunternehmung. Alles bemüht sich daher, recht geschickt und pfiffig stehlen zu lernen, und es ist der größte Vorwurf, den ein Mädchen einem jungen Manne machen kann, wenn es ihm sagt, daß er noch nicht einmal eine Kuh habe stehlen können.

Auch bei den Tscherkessen wird die Gastfreundschaft für eine heilige Pflicht gehalten und daher auf das pünktlichste befolgt.

Wird einem Fürsten ein Kind geboren, so veranstaltet er große Feste. Ist es ein Prinz,

so übergibt er das Kind am dritten Tage nach der Geburt einem seiner Edeln zur Erziehung, wo es dann eine Amme erhält, und diese gibt ihm einen Namen. Vor seiner Verheirathung besucht der Sohn seinen Vater nie, daher wol auch die Liebe beider zueinander nicht groß sein kann. Wer nach dem Befinden der Gattin und Kinder des Fürsten sich erkundigen wollte, würde einen großen Verstoß gegen die Etiquette begehen und den Fürsten dadurch sehr unwillig machen. Söhne der Edelleute werden einem Aufseher von gleichem Range, doch erst im dritten oder vierten Jahre, übergeben. Die Erzieher wählen die Gattinnen für die jungen Fürsten, und wenn das Geschenk, welches die Aeltern der Gewählten erhalten müssen, bestimmt und angenommen worden ist, raubt der Fürst in Begleitung eines Freundes die Geliebte, welche der Letztere vor sich aufs Pferd nimmt. In gestrecktem Galopp reitet man dann an das älterliche Haus des Bräutigams, wo der Freund die Braut vorstellt und sie darauf in das für die Neuverehelichten bestimmte Gemach geführt wird, wo sie den Bräutigam erwartet. Der junge Gemahl hält sich nämlich so lange im Walde auf, bis er von seinem Freunde aufgesucht und vor seine Frau geführt wird, was erst dann geschieht, wenn man glaubt, daß alle Hausbewohner schlafen.

Die Tscherkessen sind im Allgemeinen wohlgestaltet, und namentlich zeichnen sich die Männer durch ihren schönen Wuchs aus, um so mehr, da sie Alles anwenden, um sich schlank zu erhalten. Sie sind von mittler Größe, von sehr nervigem Körperbau und selten wohlbeleibt. Schultern und Brust sind breit, aber der untere Theil des Körpers sehr schmal. Haare und Augen sind braun, der Kopf ist hoch und schmal, die Nase schmal und gerade. Ihre Frauen werden immer für die schönsten im ganzen Kaukasus gehalten, doch übertreffen die Georgierinnen sie noch bei weitem an Schönheit. Eine aufgestülpte Nase und rothe Haare sind bei ihnen nichts Seltenes; bei den Georgierinnen kommen diese dagegen nicht vor.

Den Bart oder wenigstens einen Schnurrbart lassen die Männer stehen, das meist schwarze Haupthaar wird dagegen abgeschoren. Die Kleidung ist leicht und zierlich. Den Kopf bedeckt eine bald höhere, melonenförmige, bald niedrigere Mütze, die mit Baumwolle gepolstert, durchnähet und bei den Vornehmen mit goldenen oder silbernen Tressen besetzt ist. Die niedrigern Classen bringen mehre bunte Einfassungen und Abtheilungen an und wählen eine dunkle Grundfarbe, die Vornehmen dagegen gewöhnlich die weiße Farbe. Auf der Brust, am kurzen leichten Ueberrocke, befindet sich auf jeder Seite eine Tasche, welche so durchnäht ist, daß sie mehre röhrenförmige Abtheilungen bildet, die zum Hineinstecken der Patronen bestimmt sind. Die langen Beinkleider sind enganschließend. Oft werden sie bei den Vornehmern mit Gold- und Silbertressen verziert, was auch bei den Stiefeln von Saffian, die eigentlich mehr Socken zu nennen sind, geschieht. Das Unterkleid ist von feinem, leichtem Zeuge, meist weiß; über dasselbe zieht der Vornehme eine kurze, reiche Weste, bald mit, bald ohne Unterkleid. Dieses ist von dickerm Zeuge, von Tuch oder auch Pelz. Bei Feierlichkeiten u. s. w. tragen die Fürsten und Adeligen statt des Unterkleides einen Panzer und die volle Rüstung. Dieser Panzer ist künstlich aus polirten stählernen Ringen zusammengesetzt, ebenso auch der oben spitze Helm, dem hinten und an den Seiten ein Stück von diesem sehr haltbaren Flechtwerke zum Schutz für Nacken und Schultern herabhängt. Auch die Armschienen sind von polirtem Stahl. Ein schwarzer, breiter Gürtel schließt über den Hüften eng zusammen und dient zugleich zur Aufnahme des Dolches und der Pistolen. Ein schmälerer hängt um die Hüften, den Bogen und den Köcher mit Pfeilen tragend. Der Säbel kommt den Tscherkessen fast nicht von der Seite. Die gemeinen Tscherkessen haben die Kleider von gröberm Zeuge und tragen fast immer einen Mantel von gewalktem, zottigem Filze darüber, den sie Burki nennen und selbst in der größten Sommerhitze nicht gern ablegen. Geht oder reitet der geringe Tscherkesse aus und nimmt er keinen Säbel oder kein Gewehr mit sich, so bewaffnet er sich doch gewiß mit einem langen, starken Stock, der oben mit einem schweren eisernen Knopfe und unten mit einer fast zwei Spannen langen, scharf zugespitzten eisernen Zwinge versehen ist und den er zugleich auch als Wurfspieß brauchen kann. Den Säbel legt der Vornehmere selbst im Hause nicht gern ab (Taf. 34 *Fig. 17* tscherkessischer Fürst der großen Kabarda; *Fig. 18* vornehmer Tscherkesse in Haus- u. *Fig. 19* u. *20* in Kriegertracht).

Die Frauen bedecken den Kopf mit einem über der Stirn platt anliegenden weißen Tuche, welches unter dem Kinn zusammengeheftet wird. Die Mädchen tragen aber Mützen, denen der Männer ähnlich, mit Stickerei und Tressen. Die Haare werden hinten in einen dicken Zopf geflochten, den sie mit Leinwand überziehen. Das Unterkleid reicht bis auf die Knöchel und hat lange Aermel; es ist vorn offen und wird durch Schnuren zugehalten; das Oberkleid hat aufgeschlitzte Aermel und ist oben vorn offen. Vornehme wählen verschiedene bunte Farben und feine Stoffe zu diesen Kleidern und besetzen sie mit goldenen und silbernen Tressen. Verheirathete tragen weite Beinkleider, und Alle bedecken die Füße mit enganliegenden, am Rande mit Stickereien oder Tressen verzierten Stiefeln oder vielmehr Socken, über die sie beim Ausgehen Stelzschuhe anziehen. Nach dem zehnten Jahre wird den Mädchen ein breiter Gürtel oder Schnürleib umgenäht oder mit Hefteln befestigt, der nicht eher als zur Verheirathung abgenommen werden darf und die Taille gewaltig zusammenpreßt. Dazu wird den Mädchen auch nur kärgliche Kost gereicht, die vorzüglich in Milch und Backwerk besteht, damit diese schmale Wespentaille, welche bei ihnen, wie leider auch oft bei uns, für die

größte Schönheit gilt, für immer erhalten wird. Auch die Männer suchen, wie schon oben bemerkt wurde, ihren schlanken Wuchs zu erhalten.

Ueber die Wohnungen der Tscherkessen sagt Pallas: Die Tscherkessen wohnen in Dörfern, die sie von Zeit zu Zeit entweder wegen zunehmender Unreinlichkeit oder Unsicherheit u. s. w. verlassen, nur das beste Sparren- und Schirrholz von den Häusern, sowie das Hausgeräthe mitnehmend, nachdem sie den Ueberrest verbrannt haben. Sie suchen sich dann eine andere bequeme Stelle für ihr Dorf aus, und finden sie nicht gleich in der Nähe auch Wasser, so suchen sie durch Verdämmungen und kleine Kanäle dasselbe hinzuleiten. Sie bauen ihre Wohnungen in einem oder mehren Kreisen oder Vierecken dicht aneinander, sodaß der innere Raum einen gemeinschaftlichen geräumigen Viehhof vorstellt, der nur eine einzige Pforte hat, von den Häusern ganz eingeschlossen und dadurch gewissermaßen vertheidigt ist.

Außer den Kreisen steht gewöhnlich das aus mehren Gemächern bestehende Haus des Fürsten, und hin und wieder stehen ebenfalls einzelne Gebäude zur Aufnahme von Fremden. Auch bemerkt man hier und da geflochtene runde Hütten, welche als Apartements dienen. Rund herum stehen eingehegte Heu- oder Kornhaufen, auch wol große, in die Erde befestigte Körbe mit Dächern, in welchen man das gedroschene Getreide aufschüttet.

Die Häuser selbst sind längliche Vierecke, 20—30 Fuß breit, aus dichtgeflochtenem Korbwerk, das von außen und innen mit Lehm dicht überzogen wird. Auf den Stützen des Flechtwerks ruht ein flaches Dach von leichtem Sparrwerk, welches mit Rasen bedeckt ist. Die Frau hat ein größeres, die Sklavinnen und Mädchen ein kleineres Zimmer, und der Mann wohnt gewöhnlich in einer besondern Wohnung. Einige Stämme der Tscherkessen befestigen auch ihre Dörfer, indem sie dicke Stangen kreuzweise gegeneinander stemmen und unten mit Erde die Zwischenräume ausfüllen, oben aber mit Dorngesträuch.

Die Hauptnahrung der Tscherkessen ist Hirsenbrei. Auch machen sie aus Hirse ein Gebäck und ihr gewöhnliches Getränk, das sie Handkups nennen. Möhren, Rüben, Zwiebeln, Kürbisse und Wassermelonen gehören ebenfalls zu ihren gewöhnlichen Nahrungsmitteln. Fleisch von Schafen, Rindern und Jagdthieren wird von ihnen oft gegessen. Der Honig, den sie durch ihre sorgfältige Bienenzucht gewinnen, wird durch Aufguß heißen Wassers in Meth verwandelt, oder man mischt ihn in den gegohrenen Hirsentrank, der Busa heißt und stark berauscht. Er wird auch gegessen, und mit dem gewonnenen Wachse wird bedeutender Handel getrieben.

Die Heerden sind zahlreich; das Land hat schöne Weiden, welche Rindern, Schafen, Ziegen und Pferden hinlängliche Nahrung bieten. Die Schafe haben Fettschwänze und feine Wolle, aus welcher die Weiber sehr festes wollenes Tuch wirken. Sowol Wolle als Tuch und fertige Kleider, welche letztere ebenfalls die Weiber machen, werden auch an die benachbarten Staaten verkauft. Das Hornvieh ist von kleiner Art und wird als Zugvieh gebraucht. Die Pferde sind ausgezeichnet, und nach den arabischen die besten. Sie streifen frei auf den Feldern umher und kommen nie in den Stall. Der Ackerbau der Tscherkessen ist sehr einfach; im Frühlinge verbrennen sie die Kräuter, welche die Felder, Wiesen u. s. w. bedecken, und dies ist der einzige Dünger, den sie ihnen geben; nachher wird geackert, gesäet und mit Bäumen, an denen noch das Laub steht, geeggt. Ihr Tanz ist eigenthümlich. Ihre Spiele sind auf Gewandtheit, Kraftübungen u. s. w. gegründet.

Die **Georgier** weichen von den übrigen Bewohnern des Kaukasus in Sprache und Körperbildung ab. Im Norden werden sie vom Kaukasus begrenzt und im Süden trennen sie der Kur, die Gebirge von Karabag, Pampaki, Tschildir und die pontischen Gebirge von Völkern anderer Sprache und andern Ursprungs. Ihr Name stammt von dem Worte Gur oder Kur, welches der jetzige Name des Flusses Cyrus der Alten ist. Bei den Persern heißt das Land selbst Gurgistan, bei den Türken Gurtsch und bei den Russen Grusien; in alten Zeiten aber nannte man es Iberien, und es begriff das alte Albanien und Kolchis in sich. Seit den frühesten Zeiten genossen die Georgier schon mehr Cultur als die nördlichern Gebirgsbewohner; ihre eigentliche Geschichte beginnt aber dennoch erst mit der Einführung des Christenthums im 4. Jahrh., indeß ihre alten Sagen in die biblische Geschichte hinüberstreifen, da sich die alten Georgier für Nachkommen des Targamoß, eines Urenkels von Japhet hielten, weswegen sie auch alle zu ihrem Stamme gehörigen Völker Targamossianer nannten. Die heutigen eigentlichen Georgier nennen sich Kart-uhli, von Kartlos, dem Sohne von Targamoß.

Die Georgier theilen sich in vier Hauptzweige: a) Die **eigentlichen Georgier** wohnen in Kartli, Kacheti (dem alten Albanien) und Imerethi bis an die Ufer des Zheniß-zkali, eines Zuflusses des Phasis. Die Pschawi und Gudamakari sprechen die alte georgische Sprache, welche von der neuen georgischen (grusinischen oder iberischen) sehr verschieden ist, dennoch müssen auch sie zu diesem Stamme gezählt werden. Sie bewohnen einige enge Thäler des hohen Kaukasus, östlich vom obern Aragwi. b) Den zweiten Zweig machen die Bewohner von Mingrelien (dem alten Colchis), Odischi und Guria aus, welche einen groben, mit vielen Fremdwörtern vermischten Dialekt sprechen. c) Die **Suani** oder **Schnau** (Tson) mit noch mehr abweichendem Dialekte, der viel kaukasische Wörter aufgenommen hat. Sie bewohnen die hohen Gebirge des Kaukasus westlich vom Elbrus und nördlich von Imerethi bis an die Quellen des Zhenis-zkali, Enguri und Egrissi. Sie sind unabhängig und gelten für die un-

reinlichsten unter den Bewohnern des Kaukasus. d) Die Lasi (türkisch: Lasy), ein wildes, räuberisches Gebirgsvolk, längs des Schwarzen Meeres von Trebisonde (Trapezunt) bis zum Ausfluß des Tschoroki oder Tschoroch, der sie von Guria (Gurien) trennt.

Die Georgier haben einen kräftigen Körperbau und hohen Wuchs, im Allgemeinen schöne, scharf geschnittene Gesichtszüge, schwarze, schön geformte Augen und eine große, oft Adlernase, die aber weniger der römischen als der jüdischen ähnlich ist. Ihre Haltung ist stolz, der Gang jedoch oft etwas schaukelnd. Ein neuerer Reisender sagt: „Imerethis Männer und Frauen sind wegen ihrer Schönheit weltberühmt; kein Menschenschlag der weiten Erde kommt den Völkern von Imerethi, Mingrelien, Gurien und Adschari an Ebenmaß der Glieder und regelmäßiger Schönheit der Gesichtsbildung gleich. Hier stehen selbst die schlanken Herosgestalten der Männer Tscherkessiens zurück. In den einsamen Wäldern Mingreliens sah ich zuweilen wahre Ideale der schönsten Menschengestalten, die einem Thorwaldsen als Musterbild hätten dienen können. Ein Land bewohnend, welches bis auf die neueste Zeit, die es (bis auf einen kleinen noch osmanischen Theil von Guria und Lasi) unter russische Botmäßigkeit gebracht hat, unaufhörlich den Einbrüchen fremder Völker ausgesetzt gewesen ist, sind die Georgier in der Nothwendigkeit gewesen, immer auf ihrer Hut zu sein, theils gegen die Osmanen, theils gegen die Perser und die Lesghi. Seine Stellung in Mitten dieser Völkerschaften hat den Georgier kriegerisch gemacht; allein da er einer nicht zahlreichen Nation angehört, so ist er genöthigt gewesen, gegen unzählige Heere zu kämpfen, und er hat sich demgemäß mehr an die Kriegführung der Parteigänger gewöhnt, als an die regemäßigen Schlachten." Die Georgier sind übrigens vortreffliche Reiter und sehr tapfer; sie sind rechtschaffen und wacker, nur zuweilen etwas rauh; dabei zwar gastfrei, aber nicht sehr freundlich und zuvorkommend, zwar klug und verständig, aber im höchsten Grade unwissend. Zeigt das Landvolk endlich auch nicht den Hochmuth des Herrenstandes, so verrathen doch sein Ton und sein ganzes Wesen die kriegerische Gemüthsart, wie überhaupt der Georgier die Tugenden wie die Fehler der Soldaten sich angeeignet hat. Die Georgier treiben Ackerbau, namentlich auch Weinbau in großem Umfange; denn Wein wird von ihnen sehr viel getrunken. Auch Seidenbau wird betrieben, und von der Viehzucht vorzüglich Schafzucht. In der Industrie sind sie jedoch nicht weit vorgeschritten. Ihr häusliches Leben ist sehr einfach. Die Teppiche, auf denen die Georgier, nach orientalischer Sitte, mit untergeschlagenen Beinen sitzen, bilden fast ihr einziges Ameublement. Reiche und Arme führen dieselbe Lebensweise, mit Ausnahme einiger Tifliser, welche die Russen nachzuahmen suchen. Ihre Kleidung ist sehr bequem und gut, besteht meist aus Wollenzeug, und die Frauen tragen Pantalons, sind auch in alle Künste der Toilette eingeweiht und wissen sich sogar recht schön zu schminken. Ihre Kleidung ist übrigens züchtig und hebt noch die schöne, schlanke Gestalt, die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, die Weiße der Haut und die unaussprechliche Sanftmuth im Blicke des Auges. Die Kleidung lernt der Leser am besten aus den von uns gegebenen Abbildungen kennen: Taf. 34 *Fig. 25* ein mingrelisches Mädchen; *Fig. 26* u. Taf. 65 *Fig. 15* ein imerethischer Fürst (Ueberrock orangeroth, Unterkleid und Beinkleider grün, Stiefeln gelb, keine Strümpfe, die Beine vielmehr bis an die Knie nackt, Hut gelb); Taf. 34 *Fig. 27* georgischer Fürst; Taf. 65 *Fig. 16* eine Georgierin aus den höhern Ständen (Kleid scharlachroth, Kopfputz und Schleier weiß, Schärpe gelb, Verzierung an Kleid und Kopfputz golden); *Fig. 17* endlich ein Mingrelier aus dem Volke, der die Ernte seines reichen Weinbaues zu Markte trägt (Ueberrock grün, Unterkleid und Beinkleider scharlachroth, Hut [Strohhut] gelb, Leibbinde gelb und roth gestreift, Schuhe schwarz, über kurze gelbe Stiefeln gezogen).

4) Die Kalmücken (Taf. 110 *Fig. 10*), welche sich selbst „Derben-Oret", d. h. „die vier verbundenen Völker", nennen, stammen von den Mongolen und bilden vier Horden, die choschutische, soongorische, derbetische und torgotische. Sie wohnen an der untern Wolga und im mittlern Asien. Früher bekannten sie sich zur Lehre der Schamanen, später nahmen sie aber die Lehre des Fo an, doch sind ihre ersten Priester (Lamas) vom obersten Priester Dalai Lama, da sie die Verbindung mit seiner Residenz abgebrochen, unabhängig. Die Gelungi (Priester) sind ihnen untergeordnet, diesen die Gezuli, und diesen wieder die Mandschikami. Die Kibitken, in denen die Götzentempel sind, werden, wenn das Lager aufbricht, gleichfalls von einem Orte zum andern mitgeführt. Die Geistlichkeit bildet den zehnten Theil der ganzen Völkerschaft, und da sie weder Abgaben zahlen, noch irgend eine der Gesellschaft nöthige Obliegenheit verrichten, müssen sie dem Volke sehr zur Last fallen. Der Aberglaube herrscht bedeutend, viel gibt man z. B. auf Sterndeuterei u. s. w.

Die Sprache der Kalmücken stammt aus dem Mongolischen, ist aber mit vielen tatarischen Wörtern vermischt.

Von den Horden, welche unter russischer Hoheit leben, ist die derbetische die stärkste; denn sie hat 10,000 Kibitken oder Familien. Die Anzahl sämmtlicher Kalmücken im russischen Reiche beläuft sich auf etwa 100,000.

Ihre Hordenlager sind tributpflichtigen Fürsten (Taischis) untergeordnet, und der Vice-Khan, welcher von Rußland erwählt wird, ist der Vorgesetzte des ganzen Volkes, das aus der hohen Geistlichkeit und dem Adel und aus der niedern Geistlichkeit und dem Volke besteht. Sowie die Adeligen, namentlich in Spanien, sich nach dem Blute unterscheiden, theilen sich die Kalmücken nach Fleisch und Knochen ein; denn die hohe Geistlichkeit und der Adel haben weiße,

die niedere Geistlichkeit und das gemeine Volk schwarze Knochen, ebenso haben vornehme Frauen weißes, gemeine Weiber schwarzes Fleisch.

Gesicht, Gehör und Geruch sind bei den Kalmücken sehr ausgebildet, Geschmack und Gefühl desto weniger. Ihr Gedächtniß ist vortrefflich, daher sie auch schnell fremde Sprachen erlernen. Unterricht erhalten sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Erd- und Himmelskunde, Sterndeuterei und Arzneikunde; denn jedes Lager hat einen Lehrer (Baschka). Freilich ist es mit diesem Unterrichte nicht weit her, und namentlich in der Heilkunde sind sie noch weit zurück, vorzüglich was die innern Krankheiten betrifft.

Die Kalmücken sind eher klein als groß zu nennen. Sie sind nicht fleischig, aber breitschulterig, haben ein breites, flaches Gesicht, eine kleine, platte Nase mit großen Nasenlöchern, eng geschlitzte Augen und ein kurzes Kinn, lange, abstehende Ohren und stets schwarzes Haar. Da sie immer mit untergeschlagenen Beinen sitzen und viel reiten, haben sie krumme Beine. Ihre Unreinlichkeit ist groß, und zur Nahrung verschmähen sie selbst gefallenes Vieh, Gedärme, Katzen, Mäuse, Gras u. s. w. nicht. Brot essen sie selten, aber oft Brei von Roggenmehl und Salzwasser. Saure Milch, Molken, Branntwein aus Stutenmilch, Thee und Wasser sind ihre gewöhnlichen Getränke. Taback rauchen beide Geschlechter leidenschaftlich.

Im Ganzen sind sie träge und arbeitsscheu. Ihre Hauptbeschäftigungen bestehen in der Pflege ihres Viehes, der Verfertigung ihrer Kibitken, des Hausgeräthes und ihrer Pferdegeschirre. Die thätigern Weiber bereiten das Pelzwerk, den Filz, die Kleider und Stiefeln, den Branntwein und den Käse; auch spinnen sie die Schafkameelwolle, weben die Bänder, Sattelgurte u. s. w.

Die Heerden der Horden bestehen aus zahlreichen Kameelen und Pferden, sowie aus Kühen, Schafen und Ziegen.

Bei ihren Wanderungen sind die Kibitken, Geräthschaften und Lebensmittel der Vornehmen auf Kameele, die der Armen auf Rinder geladen, und Weiber und Kinder zu Pferde treiben die Viehheerden. Bei den Vornehmen sind die Pferde mit Glöckchen und Schellen geziert und das Gepäcke ist mit Teppichen und Decken belegt. Der Herr reitet mit seinen Leuten voran, hinter ihm sein Verwalter, welcher eine kleine Fahne in der Hand hat. Auf beiden Seiten der Kameelsättel sind die Wiegen mit den kleinen Kindern.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Oberkleide, das bis auf die Wade reicht, lange, oben sehr weite, nach der Hand zu aber enge Aermel hat und aus Tuch oder Baumwollenzeug gemacht ist, aus einem oder mehren Unterkleidern, die bei Wohlhabenden von Damast sind, eng anschließen, auf der Brust mit Knöpfen zugehalten werden und mit einer Leibbinde gegürtet sind. Beinkleider von Leinwand gehen in die kurzen Stiefeln. Der Arme hat rothlederne Beinkleider und trägt einen Pelz auf bloßem Leibe. Im Winter tragen auch die Vornehmen Pelze. Auch die Weiber tragen weite Beinkleider, ihr Hemd schließt am Halse, die Kleider sind denen der Männer ähnlich, nur gewöhnlich leichter und zierlicher, und das Oberkleid ist oft ohne Kragen und Aermel, mit bunter Einfassung und hinten aufgeschlitzt. Der Kopf der Kalmücken ist geschoren bis auf eine runde Stelle hinter dem Scheitel, wo sie die Haare wachsen lassen und in einen oder mehre Zöpfe drehen. Das Haar der jungen Mädchen wird sorgfältig gepflegt, vom Scheitel an abgetheilt und hinten in einem größern Zopf, an den Seiten aber in mehre kleinere geflochten. Bei der Verheirathung werden alle diese Flechten gelöst und nun macht man nur zwei große dicke Zöpfe daraus, welche in einer Scheide von schwarzem Zeug verwahrt über die Schulter herabhängen. Die Frauen tragen in beiden Ohren Ringe, die Mädchen nur in einem Ohre. Auch die Weiber und Mädchen tragen kurze Stiefeln, am liebsten von rother Farbe; da die gelbe Farbe ihnen heilig ist, wählen sie diese nie. Männer und Weiber tragen Mützen, und gewöhnlich sind die Mützen rund, niedrig und mit Pelz verbrämt. Vornehme und Geistliche tragen im Sommer große, flache, runde Sommerhüte. Weiber und Mädchen schminken sich.

Das Haus der Kalmücken, das die Russen Kybitka, die Kalmücken Gärr nennen, besteht aus einem Lattenwerk, das mit rother Farbe angestrichen ist, mit leichter Mühe aufgestellt und wieder zusammengelegt werden kann und mit Filzdecken belegt wird, sobald es aufgerichtet ist. Die Häuser sind rund, mit einem kegelförmigen Dache, das oben eine Oeffnung für den Rauch hat. Sie sind für ein Hirtenvolk eine sehr sinnreiche Erfindung, stark und geschickt den Stürmen zu widerstehen, warm im Winter, geräumig und durch die Decke des weißen Filzes, welche sie ganz umhüllt, gegen Schnee und Regen völlig gesichert. Die Feuerung im Winter besteht meist aus getrocknetem Kameel- und Kuhmiste, weil die Steppen nur wenig Holz liefern.

Der große Reichthum an Vieh macht die wandernde Lebensweise der Besitzer nothwendig, und im Sommer geschieht diese Wanderung wol aller sechs bis sieben Tage, im Winter seltener.

5) Kirgisen (Taf. 65 *Fig. 14* ein Kirgise, u. Taf. 111 *Fig. 2* u. *3* Kirgisen in ihrem Lager). Die drei großen Reiterhorden, welche in dem Landstriche vom Aralsee bis an die chinesische Grenze und zum Theil in den weiten Wüsten des sogenannten himmlischen Reiches wohnen, werden von den Russen Kirgisen, Kirgis-Kosacken oder Kirgis-Kaisacken genannt, sie selbst nennen sich aber Burut.

Die große und goldene Horde ist jetzt die kleinste. Mehre Stämme derselben heißen bei den Russen wilde oder Stein- oder schwarze Kirgisen. Sie sind tapferer, wilder, raublustiger und grausamer als die andern Horden

Wer durch ihr Gebiet reisen will, muß entweder einen Tribut zahlen oder befürchten, angefallen, geplündert und wol gar zum Sklaven gemacht zu werden. Die stärkste Horde ist die mittlere, welche gegen 480,000 Personen männlichen Geschlechts zählen soll und östlich vom Aralsee bis an den obern Irtisch verbreitet ist. Die kleine Horde, welche vorzüglich zwischen dem Kaspischen und Aralsee und nördlich von diesem wohnt, soll fast ebenso stark sein.

Die Kirgisen sind meist ziemlich groß, die Aermern dabei meist mager, die Reichen dagegen häufig recht wohlbeleibt. Da sie nur selten vom Pferde herabkommen und sich dann hinkauern auf ihre Filzdecken, so haben sie in der Regel krumme Beine. Die Gesichtsbildung steht so ziemlich in der Mitte zwischen der der Kalmücken und der der Tataren, im Osten neigt sie sich jedoch mehr zu der der Kalmücken, im Westen zu der der letzteren. Fast Alle haben schwarze Augen, meist auch schwarze, selten braune oder röthliche Haare. Die Hautfarbe der Erwachsenen ist gebräunt. Den Bart lassen die Männer wachsen, dagegen lassen sie sich den Kopf scheeren. Die Weiber flechten das Haar in zwei, die Mädchen in viele Zöpfe.

Die Männer tragen weite Röcke von baumwollenem oder seidenem Zeuge, welche zugleich die Stellen der Hemden vertreten, oft ziehen sie auch mehre übereinander und als Ueberrock noch einen darüber, der von Tuch, Nanking oder Seide, im Winter von Pelz und wattirt oder mit weichem Leder gefüttert ist. Die untern Röcke hält ein breiter Gürtel von Wolle oder Seide zusammen, den Ueberrock aber ein lederner, mit Kupfer- und Messingblech verzierter Gürtel, an dem eine lederne Tasche, in welche die Pfeife und allerlei Kleinigkeiten gesteckt werden, und ein Messer hängen. Die weiten Beinkleider sind von verschiedenem Zeuge, und beim Reiten werden noch außerordentlich weite Lederhosen darübergezogen, in welche alle Röcke gesteckt werden, mit Ausnahme des Ueberrocks. Die Stiefeln sind von schwarzem, grünem oder rothem Leder, mit aufwärtsgebogener Spitze und sehr hohen Absätzen. Die Kopfbedeckung besteht aus einer spitzigen Mütze mit Klappen, welche in die Höhe und herabgeschlagen werden können. In den östlichen Gegenden ist sie viel niedriger als in den westlichen. Die langen, weiten Kleider der Weiber werden bis zum Gürtel offen gelassen. Uebrigens tragen die Weiber, wie die Männer, Beinkleider und Stiefeln, der Kopfputz ist jedoch sehr verschieden.

Die Wohnungen sind Filzzelte, wie bei den Kalmücken, und 30—50 oder mehr bilden ein Aul oder Dorf.

In Viehzucht, Jagd und Räubereien besteht die Hauptbeschäftigung der Kirgisen, sie betreiben aber auch Handel mit Fellen, Pelzen, Wolle, Filz u. s. w. Die östlichen Kirgisen stehen mit den Chinesen in Tauschhandel und beziehen von ihnen seidene Zeuge, Taback, Tabackspfeifen, etwas Silber, Thee, lackirte Holzwaaren u. s. w.

6) Die Baschkiren (Taf. 111 *Fig. 1* zwei Baschkiren) bewohnen den südlichen Ural; viele leben aber auch in den südlichen Kreisen des Gouvernements Wiatka und im Gouvernement Perm, wo sie in Dörfern feste Wohnsitze haben, friedfertig sind, sehr einfach leben und wohnen, und sich durch ihre Reinlichkeit auszeichnen. Ihr finnischer Urstamm ist stark vermischt mit türkischem, mongolischem und russischem Blute, und die türkische Sprache ihr Idiom geworden. Die Baschkiren des Gouvernements Orenburg sind kriegerisch, lieben den Raub und haben rohe Sitten. Vieh- und Bienenzucht, Jagd und Ackerbau werden von ihnen betrieben, ihr Hauptnahrungszweig besteht in ihren Heerden. Getreide bauen sie wenig und sie essen auch wenig Brot. Statt des Tributes leisten sie der russischen Regierung Kosackendienste und werden gewöhnlich den Kosackenregimentern einzeln beigegeben. Im Durchschnitt sind sie wohlhabend und Viele an Vieh sehr reich. Uebrigens haben sie starken Gliederbau, nie blonde Haare, aber stets kleine Augen.

7) Die Turkomanen (Taf. 34 *Fig. 23*) sind die türkischen Stämme, welche in einem Theile des nördlichen Persiens westlich vom Kaspisee, in Armenien, dem südlichen Georgien, Schirwan und Dag'estan mit ihren Heerden umherziehen und die Hauptbevölkerung dieser Länder ausmachen. Der Ursprung der Turkomanen ist schwer zu bestimmen. Sie sind türkische Stämme, welche, obgleich sie selbst ihren Ursprung vom Nordostende des Kaspi herleiten, im 11. und 12. Jahrhundert über den Dschihun oder Orus nach Khorasan kamen und sich von dort aus über das nördliche Persien und westlicher über Syrien und Kleinasien verbreiteten. Das persische Wort Turkmân soll so viel wie Turk-Aehnliche heißen, weil die Perser die Turkomanen für Nachkommen der Türken halten, die sich in Khorasan mit dortigen Weibern verbunden hätten. Da aber auch der Theil der Nation, welcher nicht nach Persien gekommen und am Dshihun zurückgeblieben ist, sich selbst so nennt, so kann man ihn nicht gut aus dem Persischen ableiten. Nach Burnes soll Turkuman einen Wanderer und Turk-man so viel als „Ich bin ein Türk" bedeuten. Die Turkomanen der chiwensischen Wüste werden von den Russen gewöhnlich Truchmenen genannt und stehen jetzt größtentheils unter der Herrschaft der usbekischen Khane von Khiwa, Khokan und Buchara, oder sind vielmehr, wie sie selbst sagen, ihre Bundesgenossen und Gäste. Der ruhmwürdigste Stamm ist das Geschlecht Salyr und nach ihm das von Ata, die unmittelbar von dem Khalifen Osman abzustammen behaupten. Die Turkomanen haben weder den festen Charakter noch die Gerechtigkeitsliebe, welche die kaukasischen Völker so sehr auszeichnen. „Es ist", sagt Murawiew, „ein Bettelvolk, das, trotz seiner Nomadensitten, keinen Begriff von Gastfreundschaft hat; es seufzt nur nach Geld und ist für Geld zu allen Niederträchtigkeiten bereit. Gehorsam ist für sie gleichsam ein unbekanntes Wort; findet sich

aber Einer unter ihnen, der klüger oder unternehmender ist als der Andere, so gehorchen sie ihm, ohne sich um sein Recht zu bekümmern. Uebrigens hat man unter ihnen nichts zu fürchten, selbst wenn man allein und ohne Gewehr unter ihnen ist. Sie lassen sich sogar viel gefallen; man kann sie anschreien, schimpfen und selbst schlagen, es rührt sie nicht! Begriffe vom Staate und dessen Besten, von der Schande u. dergl. m. sind ihnen ganz fremd." Sie sind übrigens ein Reitervolk und folgen als Mohammedaner der Lehre Omar's.

8) Nördliche und ostsibirische Bewohner Rußlands: Die Tschuktschen, Korjäken, Kamtschadalen, Aleuten, Jakuten, Tungusen, Buräten, Ostjaken und Samojeden.

Die Tschuktschen, Asiens nordwestlichste Bewohner, gehören zur mogolischen Race und sind mit den Korjäken, welche südlich von der Halbinsel der Tschuktschen im Norden des Halbeilandes von Kamtschatka wohnen, verwandt. Sie sind theils Nomaden, theils haben sie feste Wohnsitze, und obgleich sie Rußland unterworfen sind, haben sie doch einen beträchtlichen Theil von Freiheit bewahrt. Sie sind von gutem Körperbau und mittlerer Größe. Ihr kleiner Kopf zeigt ein dunkelbraunes, mageres, rundes Gesicht, und die schwarzen Haare sind bei den Frauen in zwei herabhängende Zöpfe geflochten, bei den Männern werden sie aber kurz getragen. Die Frauen punktiren sich auf jede Wange zwei schwarze Halbkreise, welche durch einen Querstrich miteinander verbunden sind. Die Krieger, deren man 4—5000 zählt, verzieren Arme und Beine mit verschiedenen Figuren. Ihre Kleidung besteht in langen Röcken von Fellen, Beinkleidern von Rehleder und langen oder kurzen Stiefeln. Die Frauen haben eine weite Jacke an, an welche ebenfalls weite Hosen angenäht sind. Beide, sowie die Stiefeln, sind von Rehfellen. Halsbänder und Ohrgehänge aus Glasperlen, Ringe von Messing oder Eisen werden als weibliche Zierrathen getragen. Fleisch, Fische und Thran, im Sommer auch Beeren, sind fast die einzigen Nahrungsmittel, da das Brot sehr theuer ist. Die Nomaden haben zuweilen Rennthierheerden von 1000 bis 10,000 Stück; die, welche aber feste Wohnplätze haben, treiben Jagd und Fischerei. Vor ihren Schlitten spannen sie Hunde, und zu ihren Seefahrten haben sie Kähne, welche aus Treibholz, Fischbein und Wallroßhäuten gefertigt sind, Baidars heißen und durch an den Seiten befestigte, mit Luft gefüllte Blasen vor dem Umwerfen behütet werden. Die Sommerwohnungen bestehen aus dünnen Stangen und Knochen, welche mit Thierfellen bedeckt werden; zu den Winterwohnungen nimmt man aber Wallfischrippen als Balken, die mit Gras und Erde bedeckt werden, sodaß sie aus der Ferne kleinen Hügeln gleichen.

Die Kamtschadalen wohnen südlich von den Korjäken in einem großen, unwirthlichen Landstriche, der aber doch im Innern Thäler enthält und dem Pflanzenwuchse zuträglich ist, und sogar Bäume hat, welche Holz zum Schiffbau liefern. Die Zahl der Kamtschadalen soll sich nicht über 6000 belaufen. Sie haben die Sitten und Gebräuche, ja sogar den Charakter der Russen angenommen. Auch die Kleidung und Wohnung ist der der Russen ähnlich. Die Kamtschadalen gehören der mongolischen Race an, sind klein, dickköpfig, mit flachem, breitem Gesicht und eingedrückten, häufig vom blendenden Schnee entzündeten, kleinen Augen. Die Lippen sind dünn und die wenigen Haupthaare schwarz. Das weibliche Geschlecht ist wohlgestaltet und wird von den Männern hochgeachtet. Jagd und Fischerei sind die vorzüglichsten Beschäftigungen, da sie in ihrer Faulheit Viehzucht und Ackerbau zu anstrengend finden.

Die Bewohner der aleutischen Inseln, etwa 3000 an der Zahl, wohnen in großen Erdhöhlen, sind gutmüthig, tragen mit Glasperlen gezierte Knochen in den durchbohrten Ohren, Nasen und Lippen, und nähren sich von Jagd und Fischfang.

Die Jakuten wohnen zu beiden Seiten der untern Lena. Die Kleidung der reichern ist aus Rennthierfellen, die der Aermern aus Pferdefellen gemacht. Wenn ein Jakute ausgeht, so bindet er ein großes, an einem langen Stocke befestigtes Messer an seinen Gürtel und steckt Stahl, Stein und aus Wermuthskraut bereiteten Zunder zu sich, hinten in seinen Stiefel aber steckt er seine kurzröhrige Pfeife; denn das Tabacksrauchen ist sein erstes Bedürfniß geworden, den Rauch schluckt er meist hinter, und oft raucht er so lange, bis er besinnungslos niederfällt. Die Sommerjurten, Uraßen, sind kegelförmig, aus langen Stangen zusammengesetzt und von außen mit Birkenrinde bedeckt. Die Winterjurte beschreibt ein Viereck. Zuerst werden beim Bau derselben drei Reihen von Säulen in die Erde eingerammelt, von denen die mittlere Reihe etwas höher ist, auf sie kommen drei Querbalken in die Länge und zwei in die Breite auf die Enden der beiden niedrigern. Dieses Gerippe wird hierauf mit Bretern bedeckt, die von den höhern zu den niedrigern herablaufen, und die Seitenwände werden ebenfalls von Bretern gemacht, dies Alles aber dann mit Kraut, Erde und Mist bedeckt. Eine Art Schornstein befindet sich in der Mitte über dem auf der bloßen Erde angemachten Feuer. Inwendig rundherum an den Wänden der Jurte sind breite Bänke angebracht, die durch Verschläge zugleich als Betten abgetheilt sind. Das Vieh halten die Jakuten in einem besondern Nebengebäude, das seinen Eingang in der Jurte hat. Die Jakuten sind mittelgroß, aber von stämmigem Wuchse, das Gesicht hat helle Kupferfarbe, die Augen sind klein, das Gesicht ist etwas platt und mager, der Haarwuchs schwach, und die Haare werden kurz getragen. Sie essen gern und viel, sind dabei aber unbesorgt, ob das Fleisch z. B. frisch oder faul von Rennthieren, Pferden oder Ratten und Mäusen ist; sie essen Blut und Fett in einem Brei, und Suppe und Thee gießen sie so heiß hinter, daß ein

Europäer sich dabei würde die Lippen verbrennen. Die Jakuten sind sehr gastfrei. Sie sind tatarischer Abkunft und treiben vorzüglich Viehzucht.

Die Tungusen, zwischen der Lena und dem Jenisei, stammen von den Mongolen und werden in Wälder- und in Steppentungusen, nach ihrer Beschäftigung aber in Fischer, Rennthier- und Pferdebesitzer und in solche, welche Hunde halten, eingetheilt. Sie sind mittelgroß, haben breite Gesichter, lebhafte, kleine Augen und lange schwarze Haare, welche sie sich jedoch bis auf einen langen Schopf abschneiden. Die Gesichtsfarbe ist bei ältern Personen gelblich, bei jüngern weißer. Die Kleidung ist meist aus Leder und Pelzwerk gemacht. Die Tungusen leben in Stämme getheilt, von denen einzelne sich für höher halten als die andern, sich ihre Oberherrscher selbst wählen und dann von der Regierung bestätigen lassen. Wenige von ihnen sind Christen; die Meisten beten die Sonne oder das Feuer an. Uebrigens sind sie munter, aufrichtig und sehr gastfrei. Von ihren Sinnen ist das Gehör und Gesicht vorzüglich scharf.

Die Buräten, russisch Bratski genannt, sind mongolischer Abkunft, haben einen schwächlichen Körper und sehen, wahrscheinlich wegen ihrer großen Unreinlichkeit, fast immer krank aus. Sie treiben Viehzucht, Fischerei und Jagd. Die Meisten sind Anhänger der Lehre des Buddha.

Die Ostjaken bewohnen einen großen Theil des westlichen Sibirien, und die in der Nähe des Obi haben mit den Finnen gleiche Abkunft. Sie sind klein und schwach, haben ein plattes, ausdruckloses Gesicht, gelbe, ins Röthliche übergehende Haare und dünne Beine, sind furchtsam, gutherzig und sehr ehrlich. Beide Geschlechter kleiden sich in Pelzwerk.

Die Samojeden (Taf. 110 *Fig. 12*) wohnen im nordwestlichen Asien und nordöstlichsten Europa und sind meist sehr klein von Wuchse. Dabei ist der Kopf verhältnißmäßig groß, das Gesicht flach, der Mund breit, die kleinen Augen sind lang geschlitzt und die Ohren sehr groß. Die braungelbe Farbe glänzt von Fett, die Haare sind schwarz und borstig. Die Kleidung besteht ebenfalls in Pelzwerk. Den Frauen liegt die schwerste Arbeit ob. Die Viehzucht, namentlich die Zucht der Rennthiere, ist die Hauptbeschäftigung der Samojeden. Sie verehren mehre Götter, und Sonne und Mond werden von ihnen als niedere Gottheiten angebetet.

Die Bewohner des türkischen Reichs.

Das türkische Reich umfaßt Provinzen in Europa, Asien und Afrika. Die europäische Türkei hat 9000 □Meilen Flächeninhalt und man rechnet in derselben etwa 1,700,000 Türken oder Osmanen, die übrigen viel zahlreichern Bewohner sind Griechen, Slawen, Walachen, Arnauten, Juden, Armenier, Zigeuner u. s. w. Die asiatische Türkei nimmt 21,085 □Meilen ein und wird außer den Türken oder Osmanen von Griechen, Armeniern, Lasen, Georgiern, Arabern, Juden, Turkomanen, Kurden, Nosairen, Drusen, Maroniten und Zigeunern bewohnt.

Die Landesreligion ist die mohammedanische, doch werden auch andere Religionsparteien (Rajas) geduldet, welche dafür eine Kopfsteuer (Kharadsch) zahlen müssen. Das türkische Reich ist eine unumschränkte Monarchie, und der Großsultan (Padischah) hat die höchste weltliche und geistliche Macht. Der Thron ist nur in der männlichen Linie erblich. Der kaiserliche Hof wird die erhabene Pforte genannt. Beglerbegs, Paschas von zwei oder drei Roßschweifen und Sandschaken heißen die Statthalter in den Provinzen, doch haben in einigen Provinzen die Woiwoden und Agas fast ganz unabhängig von jenen die Verwaltung der ihnen überlassenen Gebiete. Zur berathenden Behörde hat der Sultan den Divan. Der Chef des Cultus ist der Großmufti, der oberste Staats- und Kriegsminister der Großvezier und der Minister des Auswärtigen der Reis-Effendi. Der Großmufti und die höhern Geistlichen, wlche zugleich Rechtskundige sind, bilden das Corps der Ulemas und werden mit in den Divan gerufen.

Die Türken nennen sich selbst Osmanen, weil der Name Türk einen groben Menschen bedeute. Die Osmanen stammen nicht von Einem Volke, sondern von mehren ab. Als nämlich die Urväter unter Osman das osmanische Reich in Kleinasien gründeten, vermischten sich die Eroberer mit den überwundenen Völkern, welche zum Islam übergetreten waren. Nur im südöstlichen Theile der europäischen Türkei machen sie übrigens die Mehrzahl der Bewohner aus; echt tatarischer Abkunft haben sie noch nicht alle Spuren tatarischer Lebensweise abgestreift. Fehlt es ihnen auch an Geschmack, so kann man ihnen doch weder Verstand noch Herz absprechen; und wenn sie einerseits auch roh und ungeschliffen, träge und habsüchtig sind, so sind sie andererseits doch wieder mäßig, einfach und dankbar. Seit langer Zeit daran gewöhnt, sich als Herren des Landes und Auserwählte zu betrachten, haben sie, wie sich erwarten ließ, etwas Herrschsüchtiges angenommen, das auch jetzt noch nicht von ihnen gewichen ist. Die Turkomanen wohnen, mit den Osmanen durch Sprache, Glauben und Sitten verbunden, in geringer Anzahl in der europäischen Türkei. Man hat versucht, die Bewohner der europäischen Türkei mit den Bewohnern des übrigen Europas mehr in Einklang zu bringen; es hat die ganze Staatsverfassung des Reiches viele Abänderungen erfahren, dennoch ist gar Vieles beim Alten geblieben. So enthält noch jetzt jedes Haus ein Frauengemach (Harem), welches vom Begrüßungszimmer der Männer (Selamlik) scharf gesondert ist. Auch beim Sultan ist der Hofstaat in den des Serai (Serail), d. i. des Aeußern, und in den des Harems, d. i. des Innern, streng geschieden. Den Eingang der hohen Pforte bilden die Ministerien des In-

nern und Aeußern und die vollziehende Staatsgewalt. Dann folgt die Kammer mit ihren verschiedenen Abtheilungen, wo die Kleinodien des Hauses von Gold und Silber aufbewahrt werden. Weiter im Innern befindet sich der Herd, welcher von den Osmanen heilig gehalten, als das Sinnbild der streitbaren Macht des Reiches und der Gastfreiheit und Häuslichkeit gilt. Den Ulemas, welche die höchsten Würden des Altars und Gesetzes haben, gebührt der Ehrenplatz des Shaders (Sofas), daher auch die höchsten Ehrenstellen mit diesem Worte bezeichnet werden. Zum äußern Hofstaate des Sultans gehören die sieben Kammern: die innerste, die Schatz-, die Speise-, die Wäsch-, die große und die kleine Kammer, und das Serai von Galata, wo Pagen für das Serai erzogen werden. Ferner gehören dazu Küche und Stall, Gärten und Jagd, das Krankenhaus, die Kämmerei und die Garde des Serai.

Die Würde des Sultans geht häufig, aber nicht immer, auf den erstgeborenen Sohn über. Die Kaiserin Mutter übt einen großen Einfluß am Hofe ihres Sohnes.

Der Großvezier hat sämmtliche Reichsgeschäfte zu besorgen und zugleich das Staatssiegel zu bewahren. Der Sultan besitzt ein gleiches Siegel. Alle Befehle, welche der Großvezier ergehen läßt, werden so betrachtet, als wenn sie vom Sultan selbst wären. Fünf mal in der Woche wird in seinem Palast Divan gehalten. Er kann sich zu jeder Zeit dem Sultan nahen und Bericht erstatten. Zunächst unter ihm stehen die Minister. Die Dolmetscher bei der Pforte, durch welche man mit fremden Gesandten verkehrt, heißen Dragomans. Zu den oben erwähnten Ulemas gehören auch die Kadi oder Richter, die Mufti oder Gesetzgelehrten, welche um Rath gefragt werden, die Imams oder Religionsdiener und die Derwische oder Mönche. Die Gotteshäuser (Moscheen) zerfallen in große oder Dschami und kleine oder Mesdsched.

Die Türken sind Freunde der Tafel. Der Pilau, d. h. Hühner- oder Hammelfleisch mit Reis und Gewürz, ist Nationalgericht. Gebratenes Fleisch, mit Ausnahme des Schweinefleisches, kommt oft auf die Tafel. Wenig Gemüse, viel Backwerk, vorzüglich aber eingemachte Früchte liebt der Türke. Getrunken wird vorzüglich Kaffee und dazu wird Taback geraucht, den auch die Damen rauchen. Die Fasten des Ramasan verbieten die Speisen am Tage, desto mehr werden des Nachts die Tafelfreuden genossen. Den Genuß der Ruhe und alles dessen, was den Sinnen schmeichelt, weiß der Türke überall im Leben zu vereinigen. Von unsern Vergnügungen: Spaziergängen und Bällen, mag er nichts wissen, und um die Geselligkeit steht es überhaupt nicht zum besten. Bei ihrer Unwissenheit ist auch gewöhnlich ein Umgangsgespräch unmöglich. Bei Besuchen sind immer nur die Männer beieinander, indem die Frauen nicht in männlicher Gesellschaft erscheinen dürfen. Selbst bei den untern Classen gehen sie nur verschleiert aus, daß man von ihrem Gesicht nur die Augen sieht. Die Wohnung der Frauen (Harem, d. h. verbotener Ort) ist stets im Hause von dem Theile, wo die Männer wohnen, geschieden. Nur in den sorgfältigst verschlossenen Bädern oder im Innersten ihres Harem versammeln sich die Frauen und geben sich Feste, wo es an Sorbets, Confituren u. s. w. nicht fehlt, ihr Staat und Schmuck gezeigt und gepriesen wird und über Männer und Nachbarinnen, wie bei uns Deutschen, gesprochen wird. Dahin lassen sie auch Tänzerinnen kommen, die vor ihnen die üppigsten Schauspiele aufführen, nie aber tanzt eine rechtliche Frau selbst. Am öffentlichen Gebete in den Moscheen dürfen sie auch nicht Theil nehmen. Obgleich so eingeschlossen, wissen aber doch die Frauen Intriguen gegen ihre Männer einzufädeln, und dazu benutzen sie vorzüglich die Modehändlerinnen, welche gewöhnlich Jüdinnen oder Armenierinnen sind. Seiltänzer, chinesische Schattenspiele, öffentliche Tänze und plumpe Maskeraden im freien Felde sind ihre gewöhnlichen Ergötzlichkeiten. Dem Schauspiel und der Musik können sie keinen besondern Geschmack abgewinnen. Hazardspiele sind streng verboten. Die türkischen Künstler und Handwerker sind in Gilden getheilt. Unter den Handwerkern zeichnen sich vorzüglich die Lederarbeiter durch schöne Arbeiten aus; namentlich liefern sie vortreffliche Sattelzeuge. Der türkische Maler malt nur Landschaften, Blumen, Vögel u. s. w. und Arabesken; Menschen zu malen verbietet ihm der Koran. Der Bildhauer verfertigt fast nur Grabsteine, und der Graveur sticht Petschafte und Koransprüche. Die Aerzte hegen viel Aberglauben und Vorurtheile, und es werden daher lieber Franken als Aerzte genommen. Der Handel ist in den Händen der Griechen, Armenier und auswärtiger Handelshäuser, die Bank- und Wechselgeschäfte in den Händen der Armenier und Juden. Türkische Ackerbauern gibt es nur wenige, und sie ziehen immer nur so viel Feldfrüchte, als sie zum Unterhalte ihrer Familien und zur Leistung der geringen Abgaben brauchen.

Die Kleidung der Türken besteht in langen, weiten Beinkleidern und einem langen, faltigen Gewande, unter dem sie eine schön besetzte Weste tragen. Wenn sie sich außer dem Hause befinden, haben sie bunte lederne Pantoffeln an, welche ausgezogen werden, ehe man in die Moschee oder in ein Zimmer geht. Nur wenn man reitet, trägt man Stiefeln. Die Köpfe werden rasirt und sind von einem Turban bedeckt. Den Bart läßt man wachsen und pflegt ihn sorgsam. Das Militair hat jetzt anschließende europäische Kleidung. Das Tabackrauchen ist bei den Männern allgemein im Gebrauche, und sie halten sehr viel auf kostbare, mit Gold und Edelsteinen verzierte Pfeifen, ebenso auf prachtvolles, kostbares Reitzeug.

Das weibliche Geschlecht färbt den Rand der Augenlider mit feinem schwarzem Pulver (Surmeh) und die Nägel braun, dunkelgelb oder roth. Das Oberkleid der türkischen Frauen be-

steht in einem weiten, langen Mantel von Taffet oder Atlas, welcher sehr weite, bis zum Ellbogen reichende Aermel hat und, wie bei den Männern, je nach der Jahreszeit mit Pelz besetzt, oder ohne denselben ist. Das Unterkleid ist von dünnerer Seide oder aus Gold- und Silberstoff, auch lang, auf der Brust offen, die Aermel desselben reichen bis zur Hand, und ein Gürtel von Leder, Atlas oder gesticktem Sammet, zuweilen auch ein Kaschmirshawl ist lose oberhalb der Hüfte um den Unterleib gebunden. Dieser Gürtel ist an der Kleidung gewöhnlich das kostbarste. Die weiten, seidenen Hosen reichen bis an die Knöchel, Edelsteine und Perlen sind nothwendige Erfordernisse des Damenschmuckes, sowie auch reiche Arm- und Halsbänder häufig getragen werden. Weniger Begüterte tragen um den Hals Zechinen oder andere Goldmünzen. Taf. 110 *Fig. 3* Türke in altnationaler Tracht. Taf. 25 *Fig. 1*: a Turban der Bewohner des Libanon, b Turban armenischer Kaufleute zu Damask, c Turban des Volkes in der Gegend von Smyrna, e der Bethlehemiten, f des Volkes in Syrien überhaupt, g Kaffich des Volkes in Beirut, h Reiseturban, i Kopfbebedeckung zur Regenzeit, q türkischer Fez, s Mütze der Derwische. *Fig. 2* syrischer Scheik und seine Frau, *Fig. 3* ältere Frauenkleidung der Smyrnioten, *Fig. 4* neuere Frauenkleidung in der Levante, *Fig. 5* Tracht der Maroniten, *Fig. 6—8* maronitische Frauen, *Fig. 9* Tracht der Mädchen in Naplus, *Fig. 10* Tracht der Nazarener, *Fig. 16* armenischer Kaufmann, *Fig. 17* armenisches Mädchen, und *Fig. 18* Türke aus Mardin. Taf. 93 *Fig. 1* türkische öffentliche Frauenbäder, *Fig. 2* das Innere eines türkischen Frauengemachs, *Fig. 3* der Iftar, Mahlzeit des Großveziers mit den übrigen Ministern der Pforte in dritter Nacht des Ramasan. *Fig. 4* Ceremonie im Thronsaale des Sultans am Tage vor dem Beiramsfeste. Der Mohammedaner hat eigentlich zwei Beirams als die einzigen religiösen Feste. Das erste, Id-fitr, d. i. Bruch der Fasten, fällt gleich nach den Fasten des Ramasan und heißt Beiram Kutschuck oder Kitschi Beiram, d. i. das kleine Beiram. Da es das Fasten beschließt und mit großen Freudenbezeugungen gefeiert wird, nennt man es das Osterfest der Türken und hält es für ihr größtes Fest. Das zweite, Id-Adha oder Kurbaan-Beiram, d. h. Fest der Opfer, wird 70 Tage darauf gefeiert; es soll die Opferung Ismaels (Isaaks) feiern. Da die Mohammedaner Mondjahre haben, so durchlaufen diese Feste in 33 Jahren alle Jahreszeiten. Das erste Fest dauert eigentlich nur einen Tag, das Volk feiert es aber drei Tage, das zweite Fest vier Tage. Beide Feste sind eigentlich die einzigen Feiertage des Volkes, und sie werden mit der größten Pracht gefeiert. Früh empfängt der Sultan die Glückwünsche der obersten Staatsbeamten in feierlicher Audienz (s. die Abbildung) und zieht dann mit großer Pracht in die Moschee. Nach hier gehaltener Andacht werden die Staatsdiener gespeist, sechzehn mit Zobelpelzen beschenkt und dann die Regierungsveränderungen vorgenommen. Taf. 93 *Fig. 5* religiöser Tanz türkischer Derwische, der in einem immerwährenden Drehen im Kreise besteht, wobei das weite Gewand sich weit aufblähet. *Fig. 6* Gebet und Abwaschung der Mohammedaner. Zu den Hauptgeboten des Korans gehört nämlich, außer den Fasten des Ramasan, den Spenden der Almosen und Werken der Barmherzigkeit und wenigstens einmaliger Wallfahrt nach Mekka, auch das fünfmalige tägliche Gebet und die äußere Reinigung des Körpers. *Fig. 7* ein büßender Derwisch mit dem Rosenkranze, an dem 99 Korallen sind.

Die Griechen.

Das Königreich Griechenland erstreckt sich von der Mündung des Aspro und dem Busen von Zeitun nach Süden, ragt mit zahlreichen und tiefen Einschnitten und mit vielen hohen Vorgebirgen und zackigen Halbinseln ins Jonische und Aegäische Meer, wird von einer zerstreuten, zum Theil vulkanischen Inselwelt umlagert und durch den tief einschneidenden Meerbusen von Lepanto in zwei große Theile, Livadien und Morea, getrennt. Vom 7. Mai 1832 an, nach blutigen Kämpfen mit den Türken, bildet es ein unabhängiges Königreich. Die Einwohner sind Griechen und Albanesen und außerdem vorzüglich Franzosen und Deutsche. „Der Grieche“, sagt G. Brückner, „dessen alte classische Schönheit sich durch Vermischung mit Slawen und Albanesen etwas verwischt, der aber demungeachtet allenthalben noch eine kräftige, scharf gezeichnete, antike Gestalt hat, ist leichtsinniger als der Spanier, gleicht ihm aber ebenso an kräftiger Seele und an Temperament, das durch die Gebirgsluft sich immer wieder erfrischt, wie an Frugalität und an der Neigung zur Unabhängigkeit, an heroischer Ausdauer, an Geist und Witz, aber auch an Treulosigkeit und Bürgerzwist. Seine Bildung, wie seine Gesittung, stand bis jetzt tief, indem die Küstenbewohner verdorben, die Gebirgsbewohner, wie die kriegerischen Mainoten in Morea, noch roh waren.“ Das Volk ist der griechischen Religion zugethan und hat jetzt seine eigene, unabhängige, geistliche Regierung. Die neugriechische Sprache heißt die Romeika oder Aplo-hellenika, sowie sich die Nation noch vom oströmischen Kaiserthume her Romei (Römer) nennt. Die allgemeine höhere Mundart, d. i. die mehr ausgebildete Schrift- und Kirchensprache, welche selbst bei Gebildeten besonders in Konstantinopel gesprochen wird, weicht von dem classischen Griechisch weniger ab als die zahlreichen Volksdialekte, wie z. B. das modernisirte Kolo-Dorische, das Tsakoritische (ein Ueberrest des Dorischen), das Kretische oder Kandiotische und das Epirotische. In Konstantinopel, in der Nähe des Berges Athos und auf den Inseln Paros und Nikaria spricht man noch am besten; in Cypern hat sich noch viel vom Altgriechischen erhalten, dennoch ist die Sprache sehr verdorben; in Korfu ist das

Griechische vom Venetianischen aufs Land verdrängt worden, und ein ganz besonders verdorbenes Griechisch sprechen auch die Mainoten im ehemaligen Sparta, von denen auch eine Colonie auf Corsica abstammt. Die Kleidung der Männer (Taf. 110 *Fig. 2*) hat viel Aehnlichkeit mit der türkischen, nur haben sie größtentheils den Turban abgelegt und tragen dafür hohe Mützen von Pelz, oder auch, und zwar besonders die Soldaten, den Fez (Taf. 25 *Fig. 1* r), d. i. eine Kappe von rothem Tuche mit großer, blauer Quaste. Viele Soldaten tragen ein kurzes, faltiges Oberhemd über den Unterleib, das den Obertheil der Beinkleider bedeckt. Bei den Frauen ist Schminke und Schwarzfärben der Augenbraunen noch immer üblich. In ihrer Kleidung zeigen sie schlechten Geschmack; sie überladen sich mit Putz und halten dabei wenig auf Reinlichkeit der Kleidung. Dazu hat gewöhnlich die Tracht etwas sehr Schwerfälliges. Wie im Alterthume, so lebt auch jetzt noch das weibliche Geschlecht getrennt von dem männlichen, und jede vornehme Griechin ist auf ihr Frauengemach beschränkt. Die Bäder sind auch hier, wie bei den Türken, die Sammelplätze der Frauen. Da jedoch, wo die Griechen mit den übrigen europäischen Völkern mehr in Verkehr stehen, auf den Inseln und in den großen Städten, haben sie schon sehr ihre Lebensweise verändert, und die Frauen nehmen daselbst auch am gesellschaftlichen Umgange Theil.

So fruchtbar der Boden Griechenlands ist, so wird doch der Feldbau gar liederlich betrieben, und ihre Ackerwerkzeuge sind oft noch sehr einfach und schlecht. Die Griechen erziehen aber viel Oelbäume und Seidenwürmer, woraus dem Lande große Vortheile erwachsen. Der Wein gedeiht in Griechenland sehr gut und es werden die edelsten Sorten erbaut, in Morea auch Korinthen (kleine Rosinen). Für geistige Bildung wird jetzt viel gethan, doch tritt die griechische Geistlichkeit dabei sehr hindernd entgegen. Seit 1837 besitzt Athen eine Universität.

Die Italiener.

Ueber den Charakter der jetzigen Bewohner Italiens läßt sich, da Italien in so viel kleine Staaten, mit verschiedenen Regierungsformen, zersplittert ist, im Allgemeinen mit Bestimmtheit nicht viel sagen; doch darf man wol mit Recht behaupten, daß sie durch Geist, Lebendigkeit, großes Talent, vorzüglich für Dichtkunst, Musik und die bildenden Künste, sowie durch ein natürliches Gefühl für alles Schöne sich ganz besonders auszeichnen. Charakterlosigkeit, Mangel an Muth und Redlichkeit, Hinterlist und Rachsucht wird dagegen im Allgemeinen bei ihnen ebenfalls gefunden. Selbst ihre Frömmigkeit ist sinnlicher Art und mehr Sache der Gewohnheit als des Herzens. Sie bedarf der äußern Anregung, um gewaltige, aber nicht tiefgehende und daher nicht bleibende Empfindungen bei ihnen zu erwecken, und bei der großen Unwissenheit des Volkes findet man nicht selten eine sogenannte Frömmigkeit mit einem Leben voller Laster und Verbrechen im Bunde. Der Bandit mordet für eine Kleinigkeit im Auftrage eines Andern, der Räuber wird oft zum Mörder; aber durch Beten, Fasten u. s. w. glaubt er Alles zu sühnen. Toscana und das lombardisch-venetianische Königreich macht jedoch eine rühmliche Ausnahme und zeigt, daß, wo eine gute Regierung waltet und namentlich viel für den Volksunterricht thut, ein so tiefgesunkenes Volk gar wohl wieder gehoben werden kann.

Der Italiener findet weniger Vergnügen an Reisen, Spazierengehen, fröhlicher Gesellschaft und Gastfreundschaft, als an Fahrten durch die Hauptstraßen, Musik, Besuch öffentlicher Orte, Spiel und vorzüglich Theater. Die allgemeinsten öffentlichen Belustigungen sind die des Carnevals, die nirgend so glänzend und so lärmend gefeiert werden als in Italien, vorzüglich in Rom, Florenz und Venedig. Selbst Priester, ja sogar Mönche und Nonnen dürfen daran Theil nehmen. Fast Alles ist maskirt, alle ernsten Geschäfte ruhen, Kirchen und die Gerichtssäle bleiben leer.

Die Nationaltrachten haben sich in den höhern Ständen ganz verloren, doch ist der Mantel noch das wichtigste Kleidungsstück des Italieners, mit dem er sich am Tage verhüllt; besitzt er keinen Mantel, so hängt er wenigstens seine Jacke über seine Schulter.

Die Bewohner der sardinischen Monarchie, welche vorzüglich aus Galliern, Römern, Gothen, Longobarden und Franzosen vermischt sind, kann man in vier Hauptstämme, die Savoyarden, Piemontesen, Genuesen und Sarden, theilen.

Bei den Piemontesen unterscheiden sich zuweilen die verheiratheten Frauen, Witwen und Mädchen durch ihre Kleidung, vorzüglich durch die Breite und Reihenzahl der rothen Bänder an den Schürzen. Sehr niedlich ist die Tracht der Frauen in der Gegend von Costa; sie tragen ein kurzes, dicht anschließendes Röckchen von brauner Farbe, mit einem Busenstreifen und einem kleinen, seitwärts auf dem Kopfe befestigten Hut. Die Haare sind geschmackvoll geflochten und mit Kämmen oder silbernen Nadeln befestigt. Aeltere tragen einen leinenen Schleier. Reinlichkeit, vorzüglich bei der niedern Classe, wird jedoch bei ihnen vermißt. Bei den Genuesen trägt der gemeine Mann noch die alte genuesische Kappe, eine Tuchjacke, kurze Beinkleider mit wollenen Strümpfen und nicht selten Kamaschen; die Weiber wissen ihren Schleier mit Geschicklichkeit und Geschmack zu befestigen. Er bedeckt Kopf und Arme, jedoch so, daß die Reize derselben dadurch nur in ein vortheilhaftes Licht gesetzt werden.

Seltsam ist die Kopftracht der Genueserinnen an den Küstengegenden, z. B. in der Nähe des Städtchens Chiavari. Ihre Haare sind zierlich geflochten und schließen sich oben auf dem Kopfe in einem dicken Wulste. Auf denselben legen sie ein viereckig zusammengefaltetes Tuch, das sie mit einer großen Nadel

feststecken. Bei unfreundlicher Witterung wird es dann entfaltet um den Kopf gebunden. Die Landmädchen befestigen ihre Haarflechten mit 5—6 großen silbernen Haarnadeln. Frauen in der Gegend von Nizza tragen ein enges Brustleibchen, welches an Festtagen mit Bändern und Blumensträußen verziert wird. Der ziemlich lange Rock und die Schürze sind ohne Verzierung. Die Mädchen tragen wollene Kleider, und erst durch ihre Verheirathung erlangen sie das Recht, seidene Kleider zu tragen. Der Festanzug der Männer besteht aus einer kurzen, eng anschließenden Weste, die nur bis an den Gürtel herabreicht, und einem sehr kurzen Rocke, der kurze Aermel mit schmalen Aufschlägen hat. Der Leibgürtel ist blau oder roth. Dazu tragen sie kurze Beinkleider und Strümpfe von brauner oder blauer Wolle. Sind sie nicht im Staate, so binden sie, wie die Weiber, ihre Haare in ein grünes Netz.

Die Bewohner der Insel Sardinien (Sarden) sind ein Gemisch verschiedener Völkerschaften, doch machen die Italiener die Mehrzahl aus. Sie sind nicht groß, aber von kräftigem Körperbau, heiter, muthig, ausdauernd, für Liebe empfänglich, aber unversöhnlich im Hasse. Ihr Geist ist fein und bildungsfähig, sie haben besondere Anlage zur Poesie, aber für ihre Bildung ist wenig gethan und sie sind fast noch rohe Naturmenschen. Musik, Spiele, Wettkämpfe und andere Vergnügungen liebt der Sarde sehr. Die Volkskleidung besteht aus einem wollenen Camisol, meist von weißer oder scharlachrother Farbe, über das ein weites und langes Collet von zusammengenähten Schaffellen, gleich einer Weste ohne Aermel, gezogen wird, um das wiederum ein lederner, mit Seide gestickter Gürtel geht, in den ein Messer gesteckt wird. Die sehr weiten Beinkleider von schlechter Wolle sind an den Knien offen. Die Füße sind mit wollenen Kamaschen oder schwarzen Schaffellen bekleidet. Den Kopf bedeckt eine wollene, weiße oder schwarze Mütze. Die Weiber tragen eine faltenreiche, scharlachrothe oder weiße Jacke, ein Leibchen mit Fischbein, wollene Röcke und ein um den Kopf geschlagenes Mousselintuch (Taf. 222 *Fig. 2* Fruchttenne der sardinischen Bauern; *Fig. 3* Hochzeitsfeier von Sardiniern).

Die Kleidung der Toscaner ist die fast in ganz Italien gebräuchliche. Röcke und Stiefeln sieht man selten; nur bei schlechtem Wetter bedient man sich einer Art Mantel. Den Kopf bedeckt gewöhnlich ein schwarzer oder weißer Strohhut, den sie sich selbst verfertigen. Die Frauen und Mädchen tragen meistens ein Mieder ohne Aermel, Hemden mit kurzen Aermeln, die mit rothen Bändchen gebunden werden. Der Rock ist gewöhnlich scharlachroth wie das Mieder, das vorn und hinten geschnürt wird; darüber tragen sie ein zierliches Schürzchen. Das Haar tragen sie an Wochentagen in einem seidenen Netze, an Feiertagen wird es aber geordnet und mit Blumen geschmückt. Ein artiger, kleiner Strohhut oder schwarzer Filzhut, oft mit einem Blumenstrauße oder Federn geziert, wird fast auf das eine Ohr gesetzt. Ist es kalt, so pflegt man wol noch ein Tuch über Hut oder Netz zu binden.

Die Bewohner des Kirchenstaates zeichnen sich durch hellen Verstand, eine feurige Phantasie und ein tiefes, leicht erregbares Gefühl aus. Was die Tracht betrifft, so weicht sie ebenfalls von der gewöhnlichen Tracht der Italiener nicht ab. Taf. 214 *Fig. 3* gibt ein Bild von der Beleuchtung der Peterskirchkuppel und des Feuerwerks auf der Engelsburg, welche am Abende des St.-Peterstages in Rom stattfinden.

Die Hauptcharakterzüge der Neapolitaner sind Gutmüthigkeit, Trägheit, Aberglaube, Hang zu allen Arten von Sinnengenüssen, heftige, aber bald verrauchende Leidenschaften. In seiner körperlichen Bildung unterscheidet sich der Neapolitaner nur durch seine braunere Hautfarbe von den übrigen Italienern. Die Männer sind im Allgemeinen schöne, kräftige Gestalten; das weibliche Geschlecht ist hingegen im Allgemeinen in den niedern Ständen häßlich und frühzeitig alternd, der große Schmuz macht sie noch häßlicher. Beide Geschlechter tragen häufig um die Haare, welche von besonderer Länge sind und von den Frauen auch wol glänzend schwarz gefärbt werden, Netze. Die Frauen von Mola di Gäta haben die Haare zierlich geflochten, um leichte Stoffe gewunden und mit einer großen silbernen Nadel befestigt. Die Hirten von Apulien bekleiden sich mit Schaffellen. Der allgemeine Nationaltanz der Neapolitaner ist die Tarantella. Eine eigenthümliche Classe unter den Neapolitanern bilden die Lazzaroni, welche als Fischer, Obst- und Gemüseverkäufer, Lastträger u. s. w. ihr Brot verdienen. Sie sind meist von hohem, kräftigem Wuchse, tragen leinene Beinkleider, die kaum die halbe Lende bedecken, und ein Hemde, nicht selten auch dieses nicht. Ihr Bett ist oft ein Stein unter freiem Himmel. Haben sie etwas verdient, so gehen sie gern müßig. Auf der einen Seite sind sie gutmüthig und treu, auf der andern Seite aber auch wieder zu jeder Zeit bereit, Feuer anzustecken und zu rauben, wo es verlangt wird. Bei Revolutionen u. dergl. verbreiten sie stets Furcht und Entsetzen.

Die heutigen Sicilianer sind ein Gemisch verschiedener Völkerschaften. Ihr Körperbau ist in der Regel schön, stark und regelmäßig, die Haut olivenfarbig, das Auge feurig, die Gesichtszüge ausdrucksvoll. Weniger schön sollen die Frauen, etwa mit Ausnahme der Cataneserinnen, sein. Der Sicilianer ist gastfrei, verabscheut die Trunkenheit und ist überhaupt mäßig im Essen und Trinken. In seinem Charakter findet man die entgegengesetztesten Eigenschaften miteinander gepaart, z. B. Gutmüthigkeit und Arglist, Muth und Kriecherei, Nüchternheit und Vergnügungssucht, Vaterlandsliebe und Durst nach Unabhängigkeit tritt bei ihm vorzüglich hervor. Die Kleidung ist ärmlich, wie die Wohnung; erstere bei den Weibern sehr bunt, und in einigen Gegenden der mau-

rischen Tracht ähnlich. Da wenig für den Volksunterricht gethan wird, ist der gemeine Mann fast ohne Unterricht.

Die Spanier und Portugiesen.

Das spanische Volk zeichnet sich durch so manche gute Eigenschaft aus: Festigkeit, Lebhaftigkeit des Geistes, Muth, Ausdauer, Mäßigkeit und das Gefühl menschlicher und nationaler Würde, verbunden mit Pietät, sind ihm vorzüglich eigen. Der niedrigste Spanier vergibt sich nichts, zeigt sich nie knechtisch, nie sklavisch niederträchtig, sicher ist sein Blick, offen und gerade seine Haltung, einfach sein Gruß, seine Anrede, sein Abschied, und andererseits ehrt auch Jedermann selbst in dem sonst verachteten Bettler noch den Menschen. Steht übrigens der Fleiß des Spaniers auch im Allgemeinen vor dem germanischen zurück, so zeichnet er sich doch unter den Romanen und allen südlichen Völkern auf das vortheilhafteste aus. Das süße Nichtsthun der Neapolitaner kennen die Spanier nicht; sie sind durchgängig arbeitsam, in den nördlichen Provinzen besonders betriebsam, und dies gilt auch von den Weibern, welche häuslich und in steter Beschäftigung sind; denn Nichtsthun, außer etwa in den Tratullias, gilt für eine Schande unter ihnen. Ein sehr lobenswerther Grundsatz der Spanier ist auch, so wenig Bedürfnisse zu haben als möglich und sie nach seinen Mitteln zu regeln, ohne sich selbst von diesen abhängig zu machen; denn dadurch sichert der Spanier seine Unabhängigkeit. Nimmt man dazu seinen kräftigen Körperbau und seine feste Gesundheit, die ihn die größten Beschwerden und alle Veränderungen im Klima und Wetter mit Leichtigkeit ertragen lassen, so ist es kein Wunder, wenn der Spanier ein ebenso guter Krieger wie Geschäftsmann ist. Die Spanierinnen sind ebenso schön als lebhaft, sie haben eine glühende Einbildungskraft und ihre Liebe ist ein frisches, gesundes, tiefes, inneres Gefühl und keine Affectation oder Koketterie. Sie sind im Allgemeinen sehr treu und häuslich. Die Gesellschaft, die Sitten verzeihen keine Untreue, selbst nicht am bloßen Geliebten, und die Rache bleibt nicht aus. Die Liebe ist fast wie ein Sacrament; Heuchelei ist dem spanischen Charakter fremd und liegt auch hier keinem Verhältnisse zu Grunde.

Auch in Spanien findet man bei den Vornehmen von der Nationaltracht nur noch wenig, und sogar den Mantel tragen die Männer größtentheils nur noch im Winter, oder wenn sie des Abends auf Abenteuer ausgehen, wobei sie dann auch wol noch den großen, herabgeschlagenen Hut aufsetzen. Die Hofbeamten, obrigkeitlichen Personen, Professoren und Doctoren, sowie die Geistlichen erscheinen in Spanien in Uniformen. Die niedern Stände nur, vorzüglich die Landleute, sind der Nationaltracht treu geblieben. Sie tragen im Allgemeinen dunkelfarbige Westen, kurze Jacken, oft mit bunten Bändern besetzt, einen Mantel darüber und auf dem Kopfe ein Netz von Garn oder Seide, welches hinten herabhängt und in das die oft in einen dicken Zopf geflochtenen Haare gewickelt sind. Die Frauen tragen statt des sonst üblichen arabischen Schleiers die Mantilla, welche weiß oder schwarz ist, über den Kopf gehängt wird und bis an die Seiten und hinten über den Gürtel herabreicht. Bei den Vornehmen ist sie von sehr feinen Blonden oder Spitzen, bei niedern Ständen auch von Taffet, Gaze oder leichtem wollenen Zeuge. Einen Fächer tragen die höchsten wie die niedrigsten Stände, und auf schöne Schuhe halten die Frauen vorzüglich. Das gemeine Volk in Neucastilien trägt ein zugeknöpftes Camisol von Tuch oder Leder, das mit einem Riemen befestigt wird, und auf dem Kopfe die Mantera, d. i. eine viereckige Mütze mit hinaufgeschlagenen Rändern und vorn mit einer Spitze. In Altcastilien haben die Frauen die altspanische Tracht fast ganz beibehalten. Sie haben eine gewöhnlich braune Robe an, die am Halse und den Handgelenken sich eng anschließt, und um den Leib tragen sie einen Gürtel. Die geflochtenen Haare lassen sie hinten herabhängen, auf dem Kopfe tragen sie eine Mantera oder einen schwarzen Filz. Die Landleute von Salamanca (Taf. 222 *Fig. 1* Fruchttenne der Bauern) tragen seidene Leibchen mit Taschen und geschlitzten Aermeln und mit kleinen Metallknöpfen geziert, darüber eine dunkelseidene Binde. Nachlässig hängt über der rechten Schulter der braune Mantel mit in der Farbe grell abstechendem Kragen. Männer und Frauen tragen das mit einem breiten Bande gezierte Netz (Redezilla), von welchem bei den Frauen noch ein Schleier herabhängt. Die Frauen tragen auch um den Hals und die Brust Ketten von edlem Metall oder Perlen. Die Hemden sind am Handgelenke mit bunter Seide reich gestickt. Der minder begüterte Landmann trägt ein dunkelbraunes Camisol mit Knöpfchen und Bändern geziert, vorn ausgeschnitten, daß man den rothen Brustlatz sehen kann. Den Unterleib umgibt eine bunte Leibbinde. Die brauntuchenen Beinkleider reichen nicht ganz bis an die Knie, und an diese schließen sich Strümpfe von gleicher Farbe und gleichem Stoffe an. Mehre spanische Volkstrachten erblicken wir *Fig. 1*, *4* u. *5*.

Der Nationaltanz der Spanier ist der schon seit den ältesten Zeiten übliche Fandango. Er besteht in einem regelmäßigen, convulsivischen Hin- und Herbewegen des ganzen Körpers, dabei die mannichfaltigsten Leidenschaften ausdrückend. Mit Castagnetten schlägt das Tänzerpaar den Takt dazu. Eine Nachahmung, aber weniger leidenschaftlich ist der Bolero (*Fig. 4*). Außer diesen sind auch noch andere Tänze üblich, wie z. B. die Guaracca, der Olle und Cachirulo, der Eier- und der Stocktanz.

Das größte Volksfest der Spanier ist das Stiergefecht (*Fig. 5* Stiergefecht in der großen Arena zu Sevilla). Das Fest eröffnen die Toreros (Stierfechter), welche in zwei Reihen, die eine mit blauen, die andere mit Scharlachmänteln, über die Arena ziehen. Es sind ge-

wöhnlich 12—14 Mann, die beiden Matadores, welche dem wüthenden Stiere endlich den Todesstoß geben, und die Mediaespada (Halbschwerter, ihre Gehülfen) miteingerechnet. Ihnen folgen die Picadores (Pikenträger) zu Pferde, in Scharlachjacken mit Silber besetzt. Ihre sehr weiten Beinkleider sind mit weichem braunen Papiere ausgestopft, um dadurch den Hörnern des Stieres größern Widerstand leisten zu können. Den Kampf selbst ausführlich zu beschreiben erlaubt uns der gegebene Raum nicht.

Die Portugiesen sind nicht groß, aber kräftig von Statur, haben schwarze Augen und Haare, einen starken Bart und eine dunkle Gesichtsfarbe. Sie sind sinnlich, eitel, träge, falsch gegen Fremde, reizbar und rachsüchtig, nationalstolz und unversöhnlich im Nationalhasse gegen die Spanier. Dagegen rühmt man von ihnen auch Treue in der Freundschaft, Edelmuth, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit und Höflichkeit. Musik und Gesang sind ihre Lieblingsvergnügungen, und die Stiergefechte sind auch bei ihnen die beliebtesten Volksfeste. Auch hier ist bei den Vornehmen die englische und französische Mode üblich. In der größten Hitze hüllen sich die Weiber vom Mittelstande in einen langen Tuchmantel mit breitem Sammetkragen, und bedecken den Kopf mit einem Mousselintuche. Wenn sie in die Kirche gehen, tragen sie ein schwarzseidenes Kleid und einen großen, durchsichtigen Schleier. Auch hier wird viel auf die Bekleidung der meist zierlichen Füße verwendet. Auf dem Lande ist die Kleidung der niedern Stände der in der Stadt ähnlich, nur von gröberm Zeuge. Die Männer tragen Westen von lebhafter Farbe und darüber kurze Jacken. Kurze Beinkleider, Schuhe und Strümpfe sind allgemein üblich. Die Mäntel sind stets braun und haben eine flache Kapuze. Viele tragen die Haare in einem Netze, Andere tragen eine hohe, spitzige Mütze, deren Ränder in die Höhe geschlagen sind. Eine solche Mütze tragen oft auch die Bäuerinnen, die jedoch auch buntgestreifte Schleier und Netze tragen. Landmädchen tragen, wenn sie auf ihrem Esel zu Markte reiten, weite Stiefeln, kurzes Jäckchen mit langen Aermeln, bunte, kleine, vorn aufgestülpte Mützen, und selten fehlt auch ihnen der Fächer. Den Hals schmükken sie mit Perlschnuren und Metallknöpfen.

Die Bewohner Frankreichs, Belgiens und der Niederlande.

Der allgemeine Volkscharakter der Franzosen ist Lebhaftigkeit, die nicht selten in Flüchtigkeit und sogar Leichtsinn ausartet. Mit Enthusiasmus wagt sich der Franzose an die kühnsten Unternehmungen, aber eben bei seiner Flüchtigkeit gibt er sie auch leicht wieder auf, um wieder neue zu ergreifen. Er lebt fast nur der Gegenwart; um die Zukunft, wie um die Vergangenheit bekümmert er sich wenig. Seine Urbanität, sein scharfer Verstand und seine Gastfreundschaft sind bekannt; gern steht er den Armen, den Kranken in ihrem Elend bei. Dagegen ist sein Nationalstolz, der ihn mit Geringschätzung auf alles Nichtfranzösische blicken läßt, von jeher ihm zum Vorwurfe gemacht worden, und wol nicht ganz mit Unrecht. Doch fangen die Franzosen jetzt an, wenigstens die deutsche Literatur, die sie früher fast ganz ignorirten, zu beachten und zu würdigen.

Der französische Bauer ist im Allgemeinen sehr genügsam, und in einigen Gegenden Lothringens nährt er sich fast nur von Kartoffeln und geronnener Milch. Er ist meist ein Gewohnheitsmensch, der fest an den Gebräuchen seiner Vorfahren hängt. Nur in den nördlichen Departements, wo die weit vorgerückte Civilisation von großem Einfluß auf ihn ist, ist er freier von diesem Hange am Alten. Die Landleute einiger Gegenden im Stromgebiete der Loire, besonders in dem Theile, der die alten Provinzen Berry und Poitou bildet, sind höchst sorglos, ja sogar fühllos zu nennen. Der Bewohner des westlichen Frankreichs, in der Bretagne, zeichnet sich durch heftige Leidenschaften und Starrsinn aus, und den Normannen charakterisirt Streit- und Proceßsucht, viel Schlauheit und Selbstsucht. Die Bewohner an den Ufern der Somme sind einfach in ihren Sitten, aber von sehr reizbarem Charakter. Am nördlichen Ende Frankreichs findet man meist flamändische Sitten, Viele haben noch unterirdische Wohnungen. Geistige Getränke, vorzüglich Wachholderbranntwein, werden häufig genossen, und das gemeine Volk ist ungesellig. Im Gebiete der Marne und der obern Seine, in der ehemaligen Champagne, sind die Sitten sehr einfach. In den Gebirgsbewohnern der Vogesen rollt deutsches Blut; sie sind freimüthig, offenherzig und gastfrei, aber auch phlegmatisch. Die Bewohner des Jura sind mäßig und frei von ungestümen Leidenschaften. In dem Gebiete der Rhone, der Dordogne, der Garonne und des Adour ist der Mensch im Allgemeinen sehr lebhaften Temperaments und Freund einer leidenschaftlichen Bildersprache. In der Provençe gesellen sich hierzu Manieren, die nicht eben fein und liebenswürdig sind, während in Languedoc gerade das Gegentheil stattfindet. In der Guyenne und Gascogne ist der natürliche Geist der Bewohner nicht immer frei. In den Gebirgen der Auvergne und des Limousin steht das Aeußere eines Theils der Bewohner vollkommen im Einklange mit dem traurigen Boden, den sie bebauen; dagegen sind sie gutmüthig und offenherzig, mildthätig und gastfrei, und Viele verlassen, durch Armuth getrieben, ihre Heimat, wie die Auswanderer des Dauphiné, um in den Städten ihr Brot als Hausirer, Last- und Wasserträger u. s. w. zu suchen.

In einigen Gegenden Frankreichs trägt die Kleidung einen ganz eigenen Charakter, im Allgemeinen ist sie aber ärmlich und geschmacklos. In vielen Gegenden verfertigen sich die Landleute fast alle ihre Stoffe zu den Klei-

dern selbst. In den Sumpfgegenden der Heiden gehen sie auf hohen Stelzen einher.

Eine festbestimmte Nationaltracht haben die Franzosen nicht; doch weicht die Kleidung der Bürger und Bauern nach den verschiedenen Provinzen in Einzelnem ab. Im Ganzen genommen ist die Tracht der Bauern ärmlich und geschmacklos, und ein sehr gewöhnliches Ueberkleid ist auch bei den niedern Ständen in der Stadt das Staubhemde (Blouse). Sehr gewöhnlich sind die Holzschuhe. Die gesellschaftlichen Vergnügungen der Franzosen bestehen in Musik, Tanz, Schauspiel, allerlei Spielen u. s. w. In der Regel tanzen die Franzosen sehr gut und leicht, und der Tanz mischt sich in alle ihre Lustbarkeiten. Auf den Bällen und namentlich auch auf den Maskenbällen besonders in den Hauptstädten und vor Allem in Paris zeigt sich ein großer Luxus. Im Sommer geben auch die Großstädter auf dem Lande Ballfeste, und die Promenaden in den Städten werden bei günstiger Witterung häufig besucht (Taf. 167 *Fig. 3* ein großer Maskenball in Paris; Taf. 190 *Fig. 1* Promenade daselbst, und Taf. 214 *Fig. 2* ein ländlicher Ball).

Zu den Volksfesten gehört unter Anderm auch das Schifferstechen (Taf. 214 *Fig. 1* ein Schifferstechen zu Paris). Die Schiffer stehen dabei auf der äußersten Spitze ihrer langen, schmalen Kähne und suchen sich einander mit langen, am Ende mit einem Knopfe versehenen Lanzen in das Wasser zu stoßen.

Die Franzosen sind übrigens eine Mischung aus den alten Celten, Römern und Germanen und gehören ihren allgemeinen Zügen nach zu den Südländern Europas, bilden jedoch den Uebergang von den Süd- zu den Nordbewohnern. Die Bretagner auf der armorischen Halbinsel, die Basken und Gascogner am Fuße der Pyrenäen, die Deutschen in Elsaß und die Wallonen gegen Belgien hin sind jedoch andern Stammes. Der Franzose ist etwas kleiner, aber gewandter als der Deutsche und im Allgemeinen wohlgestaltet. Ihre Sprache, Tochter der lateinischen, mit deutschen und celtischen Wörtern vermischt, ist einfach und klar. Sie hat zwei Mundarten, die im Süden (langue d'Oc) mit mehr romanischen Elementen, und die im Norden (langue d'Oui) mit mehr germanischen Elementen, und ist die Umgangs- und Hofsprache aller gebildeten Nationen, steht aber im Bau und Reichthum den germanischen Sprachen nach.

Die Belgier, von germanisch-celtischer Abstammung, sind Flamänder und Wallonen, jene im Norden den Holländern verwandt, diese im Süden Stammverwandte der Franzosen und Spanier. Letzterer Züge sind, obgleich durch den rauhern Himmel Belgiens gemildert, doch noch in der leichten Erregung ihres Geistes und in der zwanglosen Bewegung ihres Körpers zu erkennen. Die höhern Stände sprechen französisch oder flamändisch (flämisch, ein holländischer Dialekt), das Volk in Südost spricht wallonisch (ein Gemisch des Französischen und Spanischen) und im Norden flamändisch. Die allgemeine Volkstracht in Belgien ist die Blouse. Die höhern Stände folgen der französischen Mode. Sehr niedlich ist der Anzug der flandrischen Mädchen (die Hauptstadt in Ostflandern ist Gent und in Westflandern Brügge). Er besteht in einem engen, kurzen Rocke, einem artigen Mieder mit Brusttuch und einem Kopfputze, der einem Helme nicht unähnlich ist und an den Ohren herab um den Hals eine Art von Spitzenkragen bildet, worüber sie einen schwarzen Schleier oder Regentuch tragen, welches sie niedlich zu drappiren verstehen.

Die Holländer sind Abkömmlinge der alten Batauer, denen sie im Ganzen jetzt noch gleichen. Sie sind robust, kräftig, von breiten Schultern und Hüften, doch mehr fett als muskulös. Das meist blaue oder graue Auge hat unter den dichten Augenbrauen gewöhnlich einen kalten, festen Blick. Das weibliche Geschlecht verblüht schneller als das männliche, welches gewöhnlich bis in das späte Alter seine frische, gesunde Gesichtsfarbe behält. Geradheit, Offenheit, Ehrlichkeit, Beharrlichkeit, Geduld und Gleichmuth, Mäßigkeit, fast übertriebene Reinlichkeit, Einfachheit der Lebensweise, sowie Treue im Worthalten sind besonders hervortretende Eigenschaften der Holländer; doch wirft man ihnen oft auch Geiz, Gewinnsucht und Neugierde vor. Ihr Vertrauen auf eigene Kraft, das oft den Schein kalter Unempfindlichkeit hat, ihr Gleichmuth und ihre Bedächtigkeit beim Antworten oder Urtheilen hat sie auch in den Ruf der Trägheit gebracht, obgleich man ihnen weder Fleiß noch Muth und Verachtung jeder Gefahr, wenn es zumal den Gewinn gilt, absprechen kann. Ihre Kleidung ist einfach. Die Vornehmern kleiden sich im französischen und englischen Geschmack, die untern Classen in Tuch von dunkler Farbe, und alte Leute gehen wol noch zuweilen im Costum ihrer Vorfahren, d. h. mit einem dreieckigen Hute, schwarzem Rocke, großen silbernen Beinkleider- und breiten Schuhschnallen. See- und Landleute tragen gewöhnlich einen dreieckigen oder runden Hut, einen langen, weiten Ueberrock von dunklem Tuche, Beinkleider mit zwei großen Knöpfen am Latze, drei bis vier Brustlätze übereinander, verziert mit silbernen Knöpfen, und große Schuhschnallen. Die Tracht des weiblichen Geschlechts ist in den verschiedenen Provinzen nicht gleich, doch sind die Haupttheile derselben fast überall eine kleine battistene Mütze, die gewöhnlich an beiden Seiten mit einer runden, messingenen (auch wol vergoldeten) Platte versehen ist, eine steife Schnürbrust, ein paar Halstücher übereinander, ein Camisol, zwei Wülste an den Hüften, worauf mehre schwere Röcke sitzen, und eine Hängetasche an der Seite. Oft bedeckt die Spitzenhaube ein mit Seide gefütterter Strohhut.

Die Völker Asiens.

Asien, ohne Zweifel die Wiege und der Ursitz der Menschheit, ist in seinem Klima, Boden

und Producten ebenso verschieden wie seine Bewohner in Farbe, Gesichtsbildung, Statur, Lebensweise, Cultur u. s. w. Am bewohntesten ist das chinesische Wasserland in Südosten, am schwächsten bevölkert Sibirien; die kräftigsten Bewohner zeigt das Hochland, schwächlichere, verweichlichte Bewohner dagegen haben die Flußländer, namentlich die reichen, üppigen Südländer Asiens. Im Ganzen dürften übrigens auf den 889,000 □Meilen Flächenraum Asiens etwa 500 Millionen Menschen leben. Man kann die meisten Bewohner Asiens zu zwei Gruppen, nämlich zur kaukasischen und alt-asiatischen oder mongolischen, vereinigen. Jene geht vom Westen bis zum Ob, Bolor und Brahmaputra und umfaßt neben vielen kleinen Horden vier Hauptstämme: die Araber, Perser (Armenier), türkischen Völker (Tataren) und Hindu; diese dagegen begreift die Hoch- und Ostvölker Asiens in sich, und zwar in folgenden sechs Hauptstämmen: Mongolen, Bucharen, Mandschuren, Japanesen, Chinesen und Hinterindiern. Zu diesen großen Familien, die sich vielfach vermischten, kommen noch als eigenthümliche Familien die nordöstlichen Sibiriens, nämlich die Samojeden, der Jeniseistamm, die Jukaghiren, Kamtschadalen, Kurilen und Tschuden, und im Südost die Malaien auf Malakka, den Nachbarinseln und Formosa, auf einigen indischen Inseln und den Molukken aber die Papuas. Im Süden und Südwest spricht man Mundarten des Sanskrit (Vorderindien), oder medisch (Perser), oder semitisch (Syrer, Araber); vom Schwarzen Meere bis zu den japanischen Inseln wird tatarisch (türkisch, mongolisch, tungusisch) und tibetanisch gesprochen, im Südosten aber chinesisch und birmanisch. Von allen Religionen ist in Asien der Islam am meisten verbreitet (in Westasien und zum Theil in Nord- und Südasien), der Volkszahl nach bekennen sich aber die meisten Bewohner Asiens zum Buddhaismus (in Hoch- und Ostasien). Der Brahmaismus erstreckt sich über Indien und die Confucius- und Sintolehre über Südostasien. Die Bekenner aller dieser Religionen haben sich den Christen und Juden immer mehr oder weniger feindselig entgegengestellt und sie bald ganz unterdrückt, bald wenigstens eingeschränkt. Ein großer Theil Asiens steht unter europäischer Herrschaft. So gehört z. B. ganz Nordasien zu Rußland, und ein Theil Vorderasiens zur Türkei. Die Bewohner dieser beiden Theile haben wir schon bei der Beschreibung der betreffenden europäischen Völker kennen gelernt. Vorderindien und einige Inseln beherrschen die Briten, und außerdem haben auch die Holländer, Portugiesen, Spanier, Franzosen und Dänen zerstreute Besitzungen in Asien. Die übrigen Länder sind theils Staaten mit despotischer Regierung, theils werden sie von Nomadenvölkern bewohnt, die eine patriarchalische Verfassung haben.

Die Kurden.

Die Kurden bewohnen das nach ihnen genannte Kurdistan, mehre Provinzen des westlichen und nördlichen Persien und leben auch zerstreut in Mesopotamien, Syrien und den östlichen Gegenden von Kleinasien. Ihre Sprache, die der persischen verwandt ist, findet man mit vielem Semitischen vermischt, das sie von den Syrern und Chaldäern angenommen haben. Das Volk theilt sich in zwei Classen von verschiedener Lebensweise und verschiedenen Sitten. Die eine dieser Classen wird Guran, im Persischen Rajah, im Türkischen Konylu genannt, besteht aus Ackerbauern und bildet den untergeordneten Stand; die zweite Classe ist die der Assireta oder Sipah und bildet den Kriegerstand. Die Letztern bauen selten oder nie den Boden, und die Guran werden niemals Krieger. Jene betrachten diese als für sich geschaffen. Auch ihr Dialekt ist verschieden. Die Assireta sind in viele Stämme getheilt, von denen nur wenige eine feste Wohnung haben; die meisten wandern und schlagen ihre Lager nach Bedürfniß ihrer Heerden auf.

Die Kurden sind ein kräftiges, kriegerisches, aber auch wildes und selbst grausames Räubervolk, das sich zum rechtgläubigen Islam bekennt und darum ein geschworener Religionsfeind der Perser ist. Andere Kurden bilden eine besondere Sekte, die der Jesiden, welche von den mohammedanischen Kurden Teufelsanbeter genannt werden. Mit ihren Nachbarn leben sie fast beständig im Kriege. Sie sind die entschlossensten und verwegensten Nomaden Westasiens, sitzen stets zu Pferde und gelten als vollendete Reiter. Ein Säbel, ein paar Pistolen, oft auch Flinten oder lange Carabiner sind ihre Waffen, und ihre Pferde sind klein, mager, aber von außerordentlicher Schnelligkeit und Ausdauer. Sie halten sich in kleinen, aus zwölf bis zwanzig Reitern bestehenden Haufen zusammen, erspähen die Wege, welche die Caravanen nehmen, fallen die Nachzügler an, oder auch selbst die Hauptmasse der Caravane, wenn diese ihnen nicht zu stark erscheint, und metzeln dabei Alles nieder, da hingegen Araber und Turkomanen sich ein Gewissen daraus machen würden, die in ihre Hände gefallenen Reisenden zu ermorden. Nur wenn man Bekanntschaft mit den Häuptlingen macht, die man aber tüchtig bezahlen muß, kann man zuweilen der Gefahr entgehen. Ihre Tracht ist theils die türkische, mit Turban, theils haben sie über den weiten Beinkleidern einen langen, braunen Rock, mit rothem Tuche um den Leib, und auf dem Kopfe eine spitze, rothe Mütze, welche an den Seiten in Zipfeln herabhängt. Manche tragen auch persische Kleidung. Die Weiber tragen turbanartige Mützen, von denen hinten ein Schleier herabhängt, und lange Röcke, von denen hinten lange Bänder herabfallen. (Taf. 65 *Fig. 13* u. Taf. 111 *Fig. 7* Kurden, *Fig. 8* Tanz kurdischer Weiber.)

Die Perser.

Die Perser zerfallen in Ansässige und in Nomaden. Die größere Zahl wohnt in Städten und Dörfern, die Aermern in elenden Lehmhütten, die Wohlhabenden in Häusern von

Backsteinen, die Reichern in Palästen, welche meist von Gärten umgeben und deren Zimmer oft durch Springbrunnen geziert und abgekühlt werden. Die heutigen Bewohner Persiens sind die Abkömmlinge vieler Völkerschaften, welche nacheinander dies Land besaßen. Die Hauptmasse des Volkes bilden die Tadschiks, und sie sind zugleich die Ureinwohner. Sie sind von mittlerer Größe, gut gewachsen, hager, aber mit starken Knochen und Muskeln. Das Gesicht ist regelmäßig, die Nase gebogen, der Mund klein, die Haare und der sorgsam gepflegte Bart sind schwarz. Das Haupthaar scheeren sie nur etwa handbreit von der Stirn über den Hinterkopf hinab. Die übrigen Haare läßt man ziemlich lang wachsen. An ihrer Kleidung lieben sie dunkle Farben. Ihre langen, weiten Beinkleider sind von Seide oder Baumwolle, das Hemde ist meist von Seide, die enge Weste von Baumwollenzeuge, der Rock ist lang und wird mit einem breiten Shawl umgürtet. Vornehme tragen darüber noch einen oft sehr kostbaren, mit Pelz verbrämten Ueberrock. Arme Leute ziehen über die Beinkleider eine Jacke und im Winter Schafpelze. Alle Stände tragen Mützen aus Schaffellen, etwa 1 Fuß hoch, und Reiche und Vornehme umwinden diese mit einem Shawl. Nur beim Reiten trägt man Stiefeln, sonst Schuhe oder Pantoffeln, die gewöhnlich gelb oder roth, bei Vornehmen grün sind. Obgleich die Religion häufiges Baden gebietet, sind sie doch keine Freunde von Reinlichkeit, und die Kleider werden nur selten gewechselt. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts ist einfach, aber reich. Ihre Beinkleider sind sehr weit, von dickem Sammet und bis an die Fersen herabgehend. Darüber tragen sie ein Hemde von Seide, Mousselin oder Gaze, das bis auf die Hälfte des Leibes offen ist, doch auch zugemacht werden kann. Ueber dasselbe tragen sie gewöhnlich einen reichverzierten Gürtel. Im Winter hüllen sie sich dazu noch in einen Shawl ein. An den Füßen tragen sie pantoffelähnliche Schuhe. Beim Ausgehen hüllen sich die Frauenzimmer in einen Schleier oder Mantel, der sie bis auf die Füße bedeckt, aber in der Gegend vor dem Gesicht ein feines Netz oder zwei Löcher für die Augen hat. Die Enden ihrer Haarzöpfe schmücken sie mit Blumen, Perlen u. s. w. Die Stirnbänder, Diademe oder Hauben, welche von den Frauen getragen werden, sind von mannichfaltiger Form und mehr oder weniger kostbar. Am häufigsten wird jedoch ein Shawl zur Kopfbedeckung gebraucht, der vorn und hinten herabhängt. Die Mädchen werden so lange in den Schulen im Lesen, Schreiben und Sticken unterrichtet, bis ihr Alter nach dortiger Sitte es nicht mehr erlaubt, ohne Schleier auszugehen. Von dieser Zeit an kommen sie in die Harems oder Frauengemächer, wo sie nur mit Frauen umgehen können und dürfen. Die Frauen niederer Classe, die nicht in Harems eingesperrt werden, genießen daher eine weit größere Freiheit.

Die Nahrungsmittel der Perser sind zwar einfach, doch ziemlich mannichfaltig. Das Brot backen sie aus Weizenmehl. Man hält täglich zwei Hauptmahlzeiten, die eine früh gegen 11 Uhr, wo nur Milchspeisen, Baumfrüchte, Backwerk, die andere bei Sonnenuntergang, wo stärkere Speisen, Pilau, Fleisch und Zugemüse genossen werden. Man sitzt dabei auf Teppichen an der Erde, mit untergeschlagenen Beinen (Taf. 101 *Fig. 4* persische Mahlzeit). Wein und Branntwein sind verboten, werden jedoch öfters im Geheimen genossen. Kaffee, Thee und Scherbet sind die gewöhnlichen Getränke. Tabackrauchen ist allgemein üblich. Von Höflichkeitsbezeugungen und Ceremonien sind die Perser große Freunde. Auch bei ihnen ist das Schachspiel allgemein verbreitet. Vorleser und Märchenerzähler, Musik und Tanz unterhalten die Perser ebenfalls. Ein kriegerisches Spiel ist das Keikadschinspiel (Taf. 101 *Fig. 5*). Die Jagd, besonders die Antilopenjagd, bildet eine Hauptbelustigung der Vornehmen. Auch das Baden gehört zum Unterhaltungsmittel derselben. Die Bäder haben daher nicht nur Aus- und Ankleidezimmer, sondern auch Unterhaltungssäle, und sind überhaupt sehr zweckmäßig, aber oft auch sehr kostbar eingerichtet.

Man kann die Perser in vier Classen theilen: 1) die Hofbedienung, Staatsbeamte und das Militair; 2) die Bewohner der Städte: Kaufleute, Gewerbtreibende u. s. w.; 3) die Dorfbewohner, und 4) die Nomadenstämme. Wie die erste Classe nachsichtslos, ja tyrannisch von ihrem Herrscher, dem Shah, behandelt wird und er keinen Widerspruch duldet, so benimmt sich diese gegen ihre Untergebenen ebenso, und so geht die Tyrannei von Stufe zu Stufe abwärts fort. Kein Unterthan ist daher einen Augenblick seines Lebens und Vermögens sicher. Die Ackerbauer und Pächter sind dabei am übelsten daran. Die wandernden Stämme, die Ilauts (Ilats, Ils), bilden die Hauptmasse des Heeres, sind tapfer, halten aber keine Mannszucht und sind dabei sehr raubsüchtig. Sie dienen dem Shah als Miethstruppen für Sold und um Beute zu machen. Im Frühlinge kommen sie aus ihren Zufluchtsörtern, versammeln sich an dem ihnen bestimmten Orte, verpflichten sich nur für einen Feldzug, und kehren im Winter zu ihren Stämmen zurück. Sie sind meist turkischen, lurischen, kurdischen und arabischen Stammes.

Die Tadschiks und die höhern Stände bedienen sich der neupersischen Sprache, welche in die Hof- (Deri) und die Volkssprache (Woland) zerfällt. Letztere hat eigene, erstere arabische Schriftzeichen.

Die Perser unterscheiden sich von vielen andern Anhängern Mohammed's dadurch, daß sie den Schwiegervater Mohammed's, Ali, für den Verwalter Gottes halten. Sie gehören der Sekte der Schiiten an, welche Todfeinde der Sunniten, zu denen die Türken gehören, sind. Nur wenige sind noch Feueranbeter, und diese heißen Parsis (Parsen, Perser). Das Oberhaupt der Anhänger des Ali wird Scheikh

Islam, d. h. der Alte des wahren Glaubens, genannt. Unter ihm stehen die Muftis, unter diesen die Kafis (Richter), die Mollas (auch Richter), die Imams (Prediger und Gebetausrufer) und die Derwische (Mönche). Zu den Leibesstrafen, besonders der Vornehmern, gehört das Augenausreißen. Die gewöhnliche Todesstrafe ist das Kopfabschlagen. Bei geringern Vergehen wird die Bastonnade (Schläge auf die Fußsohlen), Taf. 101 *Fig. 6*, und der Pranger angewendet. Das eigenthümliche Holz, das in letzterm Falle um den Hals und den rechten Arm gelegt wird, zeigt die Abbildung *Fig. 7*. Auch Geldstrafen sind nicht ungewöhnlich. Die Musik der Perser besteht aus langen, geraden Hörnern von verschiedener Größe und aus Pauken, die oft mit den bloßen Händen geschlagen werden (*Fig. 3* persische Musik).

Hat ein Perser mehre rechtmäßige Weiber (über vier darf er als Moslem nicht haben), so soll, einem freilich oft übertretenen Gesetze zufolge, die zuerst geheirathete den Vorzug haben. Bei dem Einzuge der Braut, welche, ganz in einen rothen Schleier gehüllt, auf einem Rosse, das der Bräutigam geschickt, ihm entgegengeführt wird, werden oft derselben die Geschenke des Bräutigams in offenen, mit rothseidenen Decken belegten Kasten vorangetragen. Der eine Führer des Bräutigams trägt ein Licht, der andere eine Fackel, und hinter ihm geht ein Paukenschläger (*Fig. 1* Ceremonie bei den Heirathen). Wenn vornehme Frauen verreisen, so geschieht dies in verschlossenen Sänften, welche von Maulthieren getragen werden und an der Seite ein Gitter haben (*Fig. 2*).

Liegt ein Perser im Sterben, so zündet man ein Feuer auf dem Hause an, damit jeder Vorübergehende für den Sterbenden bete. Nach dem letzten Athemzuge wird der Leichnam sogleich sorgfältig abgewaschen. Hierauf legt man den Todten auf einem Paradebette aus, und es versammeln sich nun die Angehörigen und Freunde, um ihn zu beweinen, wobei die nächsten Anverwandten ihre Kleider zerreißen und das Haupt mit Asche bestreuen. Dann wird der Todte in ein mit Stellen aus dem Koran beschriebenes Tuch gehüllt und in den mit Spezereien, Kalk und Salz angefüllten Sarg gelegt, der dann in eine mit einer Treppe versehene Höhle gestellt wird (Taf. 371 *Fig. 8* Leichenfeier bei den Persern).

Die Tracht eines persischen Shahs ist Taf. 65 *Fig. 2*, die persischer Khane und Hofoffiziere *Fig. 1* u. *3—6*, die einer persischen Dame *Fig. 7* und die eines Persers und einer Perserin aus dem Volke *Fig. 8* u. *9* abgebildet, sowie Taf. 111 *Fig. 9* ein vornehmer Perser mit Dienerschaft.

Die Araber.

Die Araber (Süd-Semiten), welche seit undenklichen Zeiten Arabien bewohnen, sind entweder Hirten oder Ackerbauer oder Städtebewohner (Mauren). Vorzugsweise nennt man jedoch die seßhaften Araber in Afrika Mauren. Der Hirtenaraber heißt in der Landessprache Ebn el Arab, d. h. Arab's Sohn oder auch Bedauvie, woraus die Europäer Beduine machten. Der Ackerbautreibende heißt Fehla (in der Mehrheit: Fehlahin), und ein Stadtbewohner Haddri. Die Städtebewohner sind mit den Türken verschmolzen und haben ihre Sitten angenommen, ohne die vorzüglich eigenthümlichen Züge der Wüstenbewohner abgelegt zu haben. Die Fehlahin sind von größerm, stärkerm Körperbau, haben nicht das scharfe, feurige Auge, gröbern Bart und beschränktern Verstand als die Beduinen, welche wir erst später näher beschreiben wollen und die sich übrigens auch in Afrika aufhalten. Gerade diese letztern sind es, welche in der neuern Geschichte Nordafrikas oft erwähnt werden. Die Fehlahin tragen lange, grobe, baumwollene Hemden, welche durch einen handbreiten, ledernen Gürtel zusammengehalten werden und über welche eine Art von Mantel von Ziegen- und Kameelhaar geworfen wird, zur Winterzeit aber einen Schafpelz. Den Kopf bedeckt ein Stück gestreiftes Tuch mit Fransen (Taf. 25 *Fig. 11* Kopfputz eines Fehla). Hals und Füße werden bloß getragen. Die reichern Scheikhs tragen zuweilen bei Feierlichkeiten einen seidenen Mantel über das Hemde oder auch einen Tuchrock. Die Frauen kleiden sich wie die Beduinen. Die Fehlahin wohnen zum Theil in den vielen großen und schönen Trümmern aus den Zeiten der alten Griechen und Römer, oder in Erdhütten und Berghöhlen. Die Hausgeräthe sind sehr einfach. Ihr Vermögen wird nach ihren Rindviehgespannen oder nach der Zahl der Acker berechnet, und danach richten sich ihre hohen Steuern. Neben diesen Steuern müssen sie noch alle durchmarschirenden Soldaten beherbergen, was um so kostspieliger ist, weil es stets Reiter sind. Dazu kommen endlich auch noch außerordentliche Abgaben und räuberische Einfälle der Beduinenhorden, sodaß diese Leute gewöhnlich im größten Elende schmachten. Oft müssen sie wegen dieser Einfälle ganze Dörfer verlassen, was zuweilen auch aus Wassermangel geschieht. Gegen Fremde sind diese armen Fehlahin sehr zuvorkommend und gastfreundlich und verlangen nie etwas für die Herberge. Außerdem muß der Scheikh in jedem Dorfe eine freie Gaststube halten, in welcher jeder Gast eine Nacht frei sich beköstigen lassen und schlafen darf. Weizengrütze und saure Milch sind die Hauptnahrungsmittel der Fehlahin.

In den größern Städten findet man bei allen Familien, deren Umstände es erlauben, Sklaven, welche meist Negersklaven sind. Doch ist die Sklaverei, wie in fast allen mohammedanischen Ländern, nicht hart.

Nie war übrigens Arabien ein Staat, nicht einmal zur Zeit der mächtigsten Khalifen, und jetzt mögen wol mehre hundert unabhängige Stämme und kleinere Staaten, wenn man sie so nennen will, nebeneinanderstehen. Die inselartige Lage des Landes hat von jeher fremde Eroberer abgehalten; die Macht der Perser war sehr gering unter ihnen, und selbst die

Macht der Römer scheiterte an den Wüsten Arabiens. Jeder Stamm hat sein Oberhaupt, gewöhnlich Scherif genannt. Geringere Oberhäupter heißen Schechs oder Scheikhs, auch Emir.

Wir wollen nun noch die seßhaften Araber (die Städtebewohner) und die Beduinen oder Wüstenbewohner näher betrachten. Mekka ist der Mittelpunkt der arabischen, wie der gesammten mohammedanischen Welt; hier ist ein Zusammenfluß aller Stämme, aber auch vieler anderer Völker, daher auch ein großes Gemisch in der Bevölkerung. Alle männlichen Eingeborenen von Mekka und Dschidda sind im Gesicht tätowirt, indem sie drei lange Einschnitte über beide Wangen und zwar an den rechten Schläfen von ihren Aeltern schon am vierzigsten Tage nach ihrer Geburt erhalten. Die Beduinen beobachten diesen Gebrauch nicht, aber die Mekkaer sind stolz auf diese Auszeichnung, welche die andern Einwohner des Hedschas in fremden Ländern von dem Anspruche auf die Ehre, Eingeborene der heiligen Stadt zu sein, ausschließt. Selten werden auch die Mädchen tätowirt. Die Farbe der Mekkaer ist ein gelbliches, schwaches Braun, heller oder dunkler nach der Abkunft der Mutter, die sehr oft eine abyssinische Sklavin ist. Ihre Gesichtsbildung kommt der der Beduinen sehr nahe; und dies gilt vorzüglich von den Scherifs oder den Mitgliedern der ältesten und edelsten Familien, welche unmittelbar vom Propheten abzustammen vorgeben. Diese haben Gesicht, Augen und Adlernase der Beduinen; das Gesicht ist sehr schön, aber fleischiger als bei den Beduinen. Die untere Classe der Mekkaer ist im Allgemeinen stark, mit muskulösen Gliedern; die höhern Stände sind dagegen magere, fleischlose Gestalten, und so sind auch die Einwohner, welche ihre Abkunft von Jemen oder Indien herleiten. Die Kleidung der höhern Classen besteht im Winter aus einem Tuch-Benisch oder Ueberrock und einem Dschubbe oder Unterrock, ebenfalls von Tuch und so, wie sie in allen Gegenden des osmanischen Reichs getragen werden. Ein glänzend seidener, langer Rock, gebunden mit einem dünnen Kaschmirgürtel, ein weißer Mousselinturban und gelbe Pantoffeln machen die übrige Bekleidung aus. Im Sommer wird ein Benisch von indischen Seidenstoffen getragen. Die höchsten Classen, welche türkische Kleidung tragen, haben unter dem Turban rothe Kappen aus der Berberei. Die der andern Classen sind von reich mit Seide gestickter Leinwand, die Arbeit der Frauen und ein gewöhnliches Geschenk an ihre Liebhaber. Die langen Röcke wohlgekleideter Leute des Mittelstandes sind gewöhnlich von weißem indischen Mousselin, ohne Futter; sie heißen Beden und unterscheiden sich von dem gemeinen levantischen Anteri, der sehr kurz, ohne Aermel und daher viel kühler ist. Ueber den Beden wird ein Dschubbe von leichtem Tuche oder indischem Seidenzeug getragen, den die Männer bei großer Hitze über die Schultern hängen. Die Unterhemden sind von indischer Seide oder ägyptischer oder arabischer Leinwand. Die niedern Classen tragen im Sommer nur ein Hemd und um dasselbe statt der Hosen ein Stück Nanking, im Winter einen gestreiften Beden von indischem Zitz, ohne Gürtel. Die mittlern und untern Classen tragen Sandalen, welche am besten aus Jemen kommen. Im Sommer tragen Viele blos Mützen, ohne Turban. Letzterer besteht gewöhnlich aus Cambric oder Mousselin, welchen jede Classe auf eine eigene Weise um den Kopf schlägt. Die Ulemas oder Gelehrten lassen das Ende in einem schmalen Streife bis auf die Mitte der Wangen herabfallen. In einigen Gegenden tragen die Vornehmen rothe Hüte in Form der runden Hüte der Europäer. Die Weiber in Mekka und Dschidda kleiden sich in indische Seidenröcke und sehr lange, bis an die Knöchel reichende, blaugestreifte Beinkleider, die unten mit Silberfäden gestickt sind; darüber tragen sie einen weiten Rock, Habra genannt, von schwarzem Seidenzeug, der auch in Syrien und Aegypten gebräuchlich ist, oder einen blau- und weißgestreiften Mellay. Das Gesicht wird durch einen weißen oder blauen Borks verborgen; auf dem vom Mellay bedeckten Kopfe tragen sie eine Mütze, um die ein Stück farbiges Nesseltuch knapp in Falten gewunden ist. Eine Reihe Goldmünzen ziert rings herum den Kopfputz. Viele tragen goldene Hals- und Armbänder und um die Knöchel silberne Ringe. Die Hauptbeschäftigung der Mekkaer ist der Handel.

Die **Beduinen** (Bedowi oder Bedauvi bedeutet im Arabischen so viel wie Landstreicher oder Bewohner der Wüste) stammen aus Arabien und sind über den südwestlichen Theil Asiens und das nördliche Afrika verbreitet. Sie haben sich seit den urältesten Zeiten fast ganz unverändert erhalten und sind daher auch stolz auf die Reinheit ihres Blutes und die treubewahrte Freiheit. Die Lehren des Islam haben wenig in ihren Sitten geändert. Alle sind sehr laue Bekenner dieses Glaubens, und Die, welche das Innere der Wüste bewohnen, kennen kaum den Namen Mohammed's. Sie führen meist ein herumschweifendes Leben, sind in viele Stämme getheilt, die jeder von einem Emir geführt werden und wieder in Familien zerfallen, mit einem Scheikh an ihrer Spitze, und haben keine bestimmten Gesetze, sondern folgen nur ihren Sitten und Gewohnheiten. Ihre Kameele, ihre Pferde, von edelster Race, und ihr wichtigstes Besitzthum, ihr Vieh, machen ihren ganzen Reichthum aus, und Viehzucht, nebst Jagd und Raub, gibt ihnen allein den Lebensunterhalt. Die Farbe der Beduinen ist braun, doch gibt es unter den Frauen viele, welche weniger der Sonne ausgesetzt sind und an Weiße den Europäern gleichen. Von Statur sind sie gewöhnlich mager und nicht groß. Das Haar ist kraus, der Bart kurz und rabenschwarz, die Augen sprühen Feuer und sind klein. Ihre Gewandtheit, ihre Schwung- und Körperkraft ist oft außerordentlich. Reiten können sie vortrefflich. Freiheitsliebe und Gastfreiheit paart

sich bei ihnen mit Tapferkeit, Raubsucht und Rache. Caravanen und einzelne Reisende werden von ihnen ohne Schonung geplündert. Wie im Fluge stürzen sie von verschiedenen Seiten auf die Caravanen, morden aber dabei selten, und entfliehen bei starkem Widerstande. Jeder Fremde dagegen, sei er Christ oder Mohammedaner, wird, wenn er in ihr Lager kommt, das aus einem Kreise von Zelten besteht, mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen, man theilt Alles, ohne Lohn, mit ihm und vertheidigt ihn mit Gut und Blut. Sogar kaum geplünderte Reisende wurden hernach von ihren Räubern freundlich aufgenommen und beschenkt. Ihre Waffen sind Säbel, Dolche und vorzüglich eine 10—13 Fuß lange Lanze, die eine lange, dreischneidige Spitze hat. Zuweilen haben sie auch einen Wurfspieß, eine Keule, auch wol Pistolen und Büchsen. Die Emire haben wenig Gewalt über ihre Untergebenen; denn die seit den ältesten Zeiten unter ihnen noch übliche Blutrache kann sich auch auf sie erstrecken. Von Handwerkern findet man zweierlei bei ihnen, nämlich Weber und Hufschmiede; denn die wenigen Hausgeräthschaften, welche sie brauchen, machen sie sich selbst. Die einzelnen Stämme sind schwer anzugeben. In der arabischen Wüste leben: Miseny, arm und unbekannt in der peträischen Halbinsel; Wuld-Ali in Mittel- und Nordarabien; Beni-Khaled, Beni-Kiab, Beni-Lam und Montesik. In der mesopotamischen Wüste: Tai. In der syrischen: Mavali, Beni-Szaher, Pahely, Anäsße u. a. m. Außerdem leben noch zahlreiche Stämme in Nordafrika.

Taf. 25 *Fig. 11* u. *12* Araber in und um Gaza; *Fig. 13* vornehmer Araber, mit dem oben beschriebenen rothen Hute, weißem, blaugestreiftem Unterkleide, Nankingmantel, rothen Strümpfen und gelben Schuhen; *Fig. 14* arabischer Kaufmann, mit weißem Unterkleide, mit weißer, rothgestreifter Leibbinde und Turban, weißem, blaugestreiftem Ueberkleide, rothen Strümpfen und gelben Schuhen, und *Fig. 15* arabisches Mädchen niedern Standes, mit weißem, rothgestreiftem Kleide, das Arm und Brust bloß läßt, einem Pantherfelle um die Hüften, einer weißen, mit rothem Bande verzierten Mütze, die Haare in langen Zöpfen herabhängend und an den Füßen Sandalen; ferner *Fig. 1k* Kopfputz der Araber der Wüste, und *Fig. 1l* der Fehlahin. Taf. 341 *Fig. 1* Versammlung nomadisirender Araber um ihren Scheikh; *Fig. 2* lagernde Beduinenfamilie; *Fig. 3* arabisches Concert; *Fig. 4* Tanz arabischer Tänzerinnen (Almehs), und Taf. 371 *Fig. 7* Begrüßung der arabischen Männer.

Die Beludschen.

Die Beludschen oder Beluchen sind die Bewohner Beludschistans, einer großen, sonst zu Ostpersien gezählten, erst seit 1810 näher bekannten südpersischen Landschaft. Sie sind schlank, wohlgebildet und thätig, aber von verhältnißmäßig geringer Körperkraft. Ihre Farbe ist dunkel, ihr Haar schwarz. Alle haben großen Hang zum Rauben, halten das kühne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll, fürchten keine Gefahr und sind tapfer im Gefecht. Ihre Lebensweise ist mit Ausnahme der Städtebewohner, welche Schiffahrt und Handel treiben, ein patriarchalisches Hirtenleben. Ihre Wohnungen sind Zelte und Hütten. Sie bewohnen das Land mit den Brahus, einem Nomadenvolke zusammen, stehen aber unter einem gemeinschaftlichen Khan, dem sie Tribut zahlen und im Kriege ein Truppencontingent stellen müssen (Taf. 65 *Fig. 10* ein Beludsche in Kriegsrüstung).

Die Afghanen.

Die Afghanen sind ein mächtiges Volk westlich vom Indus. Bei den Persern heißen sie Af'gan oder Ag'uan, sich selbst aber nennen sie Puschten (in der Mehrheit Puschtaneh) und in Indien heißen sie Pitan und Patan, bei den Arabern Solimani. Die Afghanen sind zum großen Theile ein Hirtenvolk und nur ein kleiner Theil ist ansässig und treibt Ackerbau. Sie sind in eine große Menge von Stämmen getheilt, welche, obwol sie nur Eine Sprache reden und Eine Nation bilden, nach Gewohnheiten, Sitten und Lebensweise doch wesentlich abweichen. Die Berdurani sind die Stämme im nordöstlichen Theile von Afghanistan zwischen dem Hochgebirge des Hindu-Khasch, dem Indus, der Salzkette und dem Solimangebirge. Die Damani bewohnen die Landschaft Daman, die Solimani den Soliman-Kuh, die Durani leben in den Steppen des Tafellandes von Ost-Iran, zwischen den beiden Städten Kandahar und Herat, bewohnen auch die zuerst genannte Stadt und betrachten sich als den edelsten Stamm ihres Volkes. Die Gildschi endlich machen nach den Durani den Hauptstamm der Afghanen aus und haben östlich von den Durani das Land zwischen Kandahar, Kabul, dem Paropamisus und Hindu-Khasch besetzt. *Fig. 12* ist ein Afghane vom Stamme der Durani abgebildet. Er hat ein rothes, bunt durchwirktes Unterkleid an, weite Beinkleider und dazu einen blauen Mantel umgehangen. Die Mütze ist gelb. Lange Flinte und Schwert sind seine Waffen. Die Kleidung des Gildschistammes ist bis auf eine scharlachrothe Leibbinde ganz weiß und besteht aus einem langen Rocke, weiten Beinkleidern und Turban. Manche Stämme tragen auch enge Beinkleider, ein kurzes Hemd und spitzige Mützen. Taf. 341 *Fig. 5* ist auch die Reiseweise der vornehmen Classe, und *Fig. 6* die der niedern Volksclasse in Afghanistan und Lahore (Ostindien) abgebildet. Die Afghanen bekennen sich zum sunnitischen Islam. Die Provinzen des Reichs sind unter die Vornehmen erblich vertheilt, welche unumschränkt herrschen. Sie sind übrigens ein wohlgebauter, harter Menschenschlag, stolz und übermüthig und von langer Zeit her nur an Räubereien und Krieg gewöhnt, aller feinern Bildung entfremdet.

Die Hindus.

Die Hindus (etwa 114 Millionen) sind die Ureinwohner Ostindiens. Sie sind von mittler Größe, schlankem, regelmäßigem, aber nicht kräftigem Körperbau, haben eine bräunlichgelbe oder olivenfarbige, glänzende und sehr weiche Haut, die aber einen Anstrich von Schmuz hat, und die Augen sind mehr sanft als feuersprühend, die Brauen schön gewölbt, die Haare weich, schwarz und glänzend. Die Frauen sind zarter als die Männer gebaut, beide haben aber kleine Hände und Füße. Sie sind mäßig, verständig und geschickt, von Gemüth in der Regel sanft, aber auch feig, schlau, hinterlistig und gegen die Schwächern und Untergebenen sehr anmaßend.

Die Hindus theilen sich in fünf Hauptkasten, von denen die vier ersten als edel, die fünfte als unedel betrachtet werden. Alle zerfallen wieder in Unterabtheilungen. Die Brahminen bilden die höchste und edelste Kaste. Sie werden von allen Uebrigen als höhere Wesen angesehen, die mit der höchsten Ehrerbietung behandelt werden müssen. Sie dürfen weder mit Jemand aus einer andern Classe unter einem Dache sein, noch Etwas genießen, das nicht von Brahminen zubereitet ist. Sie bestehen meist aus Priestern, Staatsbeamten und Gelehrten, doch treiben manche auch Künste und Handel, Feld- und Gartenarbeit. Sie dürfen keinen Wein trinken, kein Fleisch essen und keinen Betel kauen.

Dieser Kaste folgen die Tschetries, Rädschas oder Kschatrias, zu welchen die Regenten, Fürsten und Krieger gehören.

Die dritte Kaste, die Waischis, Waischias oder Wassier, treibt Viehzucht, Feld- und Gartenbau und Handel. Sie sind gebildet, sittlich und gewerbthätig. Sie glauben an Seelenwanderung, und tödten daher kein Thier, sogar kein kleines Insekt; ja sie kaufen Thiere, welche geschlachtet werden sollen, um ihnen das Leben zu erhalten, und lassen alte und kranke Thiere auf ihre Kosten verpflegen.

Die letzte der edeln Kasten bilden die Schuders oder Sudras, welche theils Künste und Gewerbe treiben, theils Mönche, Wahrsager, Zauberer und Gaukler sind. Die unterste Abtheilung dieser Kaste besteht aus den Gerbern, die zugleich Schuhmacher, aus den Fleischern, die zugleich Henker sind, sowie aus den Bajaderen oder öffentlichen Tänzerinnen.

Außerdem gibt es noch verschiedene Mittelclassen, welche durch Vermischung der reinen Kasten entstanden sind und zwar nicht geachtet werden, aber doch noch viel höher stehen als die fünfte Classe. Diese bilden die unglücklichen Parias. Die Parias sind schon von ihrer Geburt an verdammt, ihr Leben im bittersten Elende zuzubringen. Sie sind allgemein verachtet, ja verabscheut. Die niedrigsten Geschäfte, welche jeder Andere zu vollbringen sich scheut, müssen sie verrichten. Sie nehmen weder die vorgeschriebenen Reinigungen vor, noch enthalten sie sich der verbotenen Speisen, wohnen in Löchern oder Hütten, und es ist ihnen nicht einmal erlaubt, die Wohnung eines Hindu anders als durch eine besondere Thüre zu betreten; sie dürfen einen solchen nicht anfassen, müssen weit von ihm entfernt stehen und die Hand vor dem Mund halten, wenn sie mit ihm sprechen. Sie sind Hirten oder Knechte bei den Hindus, und Soldaten, Lastträger, Köche u. s. w. bei den Europäern. Die Pulias bilden eine besondere Abtheilung der Parias auf der Westküste der Halbinsel, diesseit des Ganges.

Reis ist das Hauptnahrungsmittel der Hindus, außerdem werden auch andere Getreidearten genossen. Fleischkost ist, wie gesagt, nicht jeder Kaste erlaubt. Während des Essens sitzt man am Boden niedergekauert, und vor und nach dem Essen wäscht man sich. Gewöhnlich trinken sie Wasser, doch auch geistige Getränke. Löffel, Messer und Gabeln, Schüsseln und Teller haben sie nicht; die Stelle jener vertreten die Hände, die Stelle dieser die Baumblätter. Das Hausgeräthe ist sehr einfach. Betten hat man auch nicht, sondern man liegt auf dem Boden auf Decken.

Die Kleidung ist meist einfach. Die untern Classen schlingen gewöhnlich um die Hüften, zwischen die Beine hindurch, ein Stück Zeuch, den übrigen Theil des Körpers dabei bloßlassend, oder ein leichtes Gewand darübertragend. Sandalen und Schuhe bilden die Fußbekleidung, und in manchen Gegenden tragen beide Geschlechter weite Beinkleider. Die Kopfbedeckung besteht bei beiden Geschlechtern aus einem feinen Tuche, das turbanartig um den Kopf geschlagen wird.

Fast alle Männer haben geschorene Köpfe, einige Kasten lassen jedoch einen Haarbüschel am Wirbel und die Brahminen einen solchen am Hinterkopfe stehen. Frauenzimmer tragen ihre Haare nach ihrem eigenen Gutdünken. Nur Witwen müssen in ihrer Trauer ihre Haare abscheeren lassen, ebenso Verbrecherinnen. Die meisten Männer tragen Knebelbärte. Die Frauen tätowiren sich gewöhnlich; allgemeine Sitte ist es aber, sich eine schwarze Linie um die Augen zu malen und die Handflächen und Fußsohlen roth zu färben. Die Brahminen tragen als Zeichen ihres Ranges eine baumwollene Schnur, welche aus 27 kleinen Schnuren zusammengefügt ist und über Brust, Schulter und Rücken hängt. (Taf. 371 *Fig. 1—3* indische Frauen und Mädchen; *Fig. 4* Sklavin eines Harems aus Santorin; *Fig. 5* indische Frauen im Harem.)

Das Schachspiel, das in Ostindien erfunden worden sein soll, ist das gewöhnlichste Spiel der Hindus. Diesem ähnlich ist das Spiel der vier Könige, welches von vier Personen gespielt wird. Die Jagd ist ebenfalls eine ihrer Hauptvergnügungen. Außerdem suchen sie sich zu unterhalten durch das Anhören von Erzählern und Bänkelsängern, oder sie sehen den außerordentlichen gymnastischen Künsten der Gaukler und den Tänzen der Bajaderen zu. Auch Schauspiele und Pantomimen gibt es in

Indien. Musikinstrumente hat man viele, aber bei weitem nicht so vollkommen als die unsern.

Die Indier haben eine heilige, die Sanskritsprache und eine Volkssprache. Die erstere ist eine todte Sprache, die nur von wenigen Gelehrten verstanden wird und dem Volke völlig unbekannt bleibt. In dieser Sprache sind ihre meisten für classisch geachteten Werke geschrieben. Die mongolisch-hindostanische ist die gewöhnlichste Mundart der Volkssprache, vorzüglich im ganzen nördlichen Theile. Die Hofsprache ist die persische. Das Karnatische, Telingasche, Tamulische, Malabarische oder Malaiische und das Mahrattische sind die fünf Hauptsprachen in Dekan. Von den Indiern sollen wir das Decimalsystem und die Algebra haben. Astronomie wird in Ostindien seit den ältesten Zeiten getrieben, aber obwol sie darin weiter vorgeschritten sind als viele andere Völker, haben sie doch zum Theil noch sehr mangelhafte und falsche Begriffe vom Planetensystem. Ihnen steht z. B. die Erde im Mittelpunkte, Sonne Mond und Sterne bewegen sich um dieselbe, die Planeten werden in ihren Bahnen durch Luftströmungen getrieben, und die Sterne umlaufen, durch einen großen Wirbel bewegt, in ungeheuerer Geschwindigkeit die Erde in 24 Stunden.

Die Hindus opfern den Göttern Stiere und Pferde, am liebsten von weißer Farbe. Menschenopfer sind zwar nicht geduldet, sollen aber doch noch im Geheimen vorkommen.

Hungersnoth, die bei der oft vorkommenden Dürre nicht selten sich zeigt, zwingt oft die Aeltern ihre Kinder zu tödten oder, was häufiger geschieht, für Nahrungsmittel oder Geld zu verkaufen. Doch soll auch selbst zu Zeiten des Ueberflusses dieser Menschenhandel getrieben werden. Der Selbstmord ist in Indien etwas sehr gewöhnliches, und die Brahminen suchen ihn noch zu veranlassen und zu befördern. Eine sehr alte Sitte ist es, daß die Frauen sich nach dem Tode ihres Mannes mit dem Leichnam lebendig verbrennen lassen, und hat der Mann mehre Frauen, so stritten sich nicht selten einige von ihnen, welcher die Ehre zu Theil werden solle. In der Regel sind diese Frauen schon bejahrt und haben eine traurige Aussicht für die Zukunft, wenn sie leben bleiben, indem sie den Verwandten zur Last fallen, und diese daher, sowie die Brahminen, suchen sie häufig noch zu diesem Opfertode zu bereden. Die Engländer haben diese grausame Sitte abzuschaffen gesucht; doch soll sie keineswegs ganz ausgerottet sein (Taf. 319 *Fig. 2* Verbrennung einer Hinduwitwe mit der Leiche ihres Gatten). Mit Kranken und Sterbenden geht man in Indien sehr hart um. Die Begräbnißfeierlichkeiten sind je nach den Kasten verschieden. Die Todten werden entweder verbrannt oder in einen heiligen Strom, besonders in den Ganges, geworfen, oder auch namentlich bei den geringern Kasten, begraben. Da man die Todten für unrein hält, so schafft man sie sobald als möglich fort und zwar nicht durch die gewöhnliche Hausthüre, sondern durch eine besondere Thür, durch welche man sie von Parias in sitzender Stellung bringen läßt. Es ist dieselbe Thür, durch welche die Parias in das Haus, aber mit niedergeschlagenen Augen treten dürfen; durch die gewöhnliche Hausthüre einzutreten ist ihnen untersagt. Alle Hindus betrachten die Ehe als einen heiligen Stand, zu dem jeder Mensch verpflichtet ist. Mehre Frauen zu nehmen ist zwar erlaubt, aber nur Vornehme und Reiche machen von dieser Erlaubniß Gebrauch. Es gibt zweierlei von Ehestiftungen, eine durch den Pariam, die andere durch den Kaningadanam. Pariam nennt man die Summe von 35—40 Thalern, welche der Vater des Bräutigams vor der Hochzeit, als den Kaufpreis für die Tochter, dem Brautvater zahlt. Kaningadanam, d. h. Geschenk einer Jungfrau, wird die Handlung genannt, wenn ein reicher Sünder entweder einem armen Brahminen eine hinreichende Summe gibt, um sich verheirathen zu können, oder einem armen Verwandten, der nicht im Stande ist den Pariam zu zahlen, seine Tochter unentgeltlich als Gattin überläßt, wofür aber der Empfänger die sämmtlichen Sünden des freigebigen Wohlthäters übernehmen muß, und daher sind solche Eheverträge selten. Der Abschließung eines jeden Ehevertrags gehen eine Menge zum Theil abergläubische Förmlichkeiten voraus, wobei Sterndeuter und Wahrsager eine nicht geringe Rolle spielen. Am Vermählungstage versammeln sich die eingeladenen Verwandten und Freunde im Hause des Bräutigams und ziehen von da in das Brauthaus. Vornweg ziehen die Lastträger, die in besondern Körben die für die Braut bestimmten Hochzeitsgeschenke tragen. In einem der Körbe befindet sich das Pariekure oder die Leibbinde, die auch bei den ärmsten Leuten von Seide sein muß, und nur zum Schmucke der Braut am Hochzeitstage bestimmt ist. An Stelle des Pariams geben Vornehme einen kostbaren Juwel oder einen reichen Schmuck, der auf das Pariekure gelegt wird. Der Korb mit diesen letztgenannten Gegenständen wird, sobald man im Hause der Braut angekommen ist, in Gegenwart der ganzen Versammlung aufgedeckt, das Pariam dann vom Vater des Bräutigams dem Brautvater mit den Worten überreicht: „Das Geld ist dein, und die Tochter ist mein!" worauf dieser antwortet: „Das Geld ist mein, und die Tochter ist dein." Hierauf bestätigt der Brahmin unter frommen Glückwünschen die geschlossene Verbindung. Die Stelle unserer Trauringe vertritt der Tali, eine kleine, goldene Figur, oft ein in Gold gefaßter Tigerzahn, welche bei der Trauung von dem Brahminen geweiht und dann dem Bräutigam übergeben wird, der sie der Braut, nach der Uebergabe des Pariams, um den Hals hängt. Reiche und Vornehme haben wol auch noch mancherlei andere Ceremonien bei ihren Hochzeiten; auch lassen sie sich nicht selten mehre Tage hindurch in Begleitung ihrer Verwandten, Freunde, Bedienten, umgeben von zahlreichen Spiel-

leuten und Tänzerinnen, auf einem Palankin, in dem sie einander gegenübersitzen, durch die Hauptstraßen tragen, was mit Einschluß der Geschenke an die Brahminen, die bei solchen Gelegenheiten fast zehn Meilen im Umkreise herbeiströmen, dem Vater des Bräutigams, der allein die Hochzeit auszurichten hat, einen Aufwand von vielen Tausenden verursacht (Taf. 319 *Fig. 4* ein solcher Umzug vornehmer ostindischer Brautleute). Die Abbildung *Fig. 5* stellt die Ceremonie bei den Heirathen der Tzingarus, eines indischen Zigeunerstammes, dar. Der Zigeuner nimmt seine Braut an der Hand, in die andere einen Topf, letztern wirft er hoch in die Luft, und in wie viele Stücke der Topf zerbricht, so viele Jahre ist die Ehe gültig. Doch schon früher, ganz nach Belieben, löst der Zigeuner die Ehe, wenn ihm die Braut nicht zusagt, sowie anderntheils das junge Weib die Treue nicht eben ängstlich beobachtet.

Die religiösen Feste der Hindu sind sehr zahlreich; man zählt deren gegen hundert, und beinahe jeder Gott hat sein eigenes. An solchen Festtagen werden die Pagoden (Tempel) mit Guirlanden, Mousselintüchern und kostbaren Stoffen verziert. Eins der wichtigsten Feste ist das Tirunal oder Wagenfest (Taf. 371 *Fig. 6*), welches jährlich zum Andenken der Weihe jeder großen Pagode zehn Tage lang gefeiert wird. Aus der Nähe und Ferne kommen bei dieser Gelegenheit, je nachdem die Pagode mehr oder weniger berühmt ist, Wallfahrer herbei. Zahlreiche Musikbanden ziehen am Vorabend des Festes lärmend durch die Straßen und Gegenden, durch welche an den folgenden Tagen die Procession ihren Weg nehmen wird. Am ersten Tage findet die Procession nur im Innern der Pagode statt; vom zweiten bis sechsten Tage wird das Bild der Gottheit, welcher die Pagode geweiht ist, in feierlichem Aufzuge und mit Musik durch die Straßen getragen; am siebenten aber in das oberste Fenster des Tempelthurmes gestellt, worauf Alles herbeiströmt, um in die Hände der Brahminen reiche Opfer für die Gottheit zu legen. Am achten und neunten Tage tragen die Brahminen selbst das Götterbild innerhalb des Tempels herum; worauf dann endlich am zehnten Tage dieses Fest mit der Hauptprocession beschlossen wird. Das Hämmern auf ein sehr dickes kupfernes Becken (Tantam), Kanonenschüsse und Pulverschläge laden dazu ein. Den Anfang des Zuges bilden zahlreiche Musikanten mit lärmenden Instrumenten, von denen ein Theil auf dem Rücken fortrutschend mit dem aufrechtgehenden gleichen Schritt und Takt hält, was für besonders verdienstlich gilt. Hierauf folgen viele tausend Andächtige, in zwei Reihen, mit bunten Fahnen, Sonnenschirmen, Standarten und einem 3 Fuß langen Stocke, an dessen einem Ende eine Oellampe befestigt ist; denn diese Processionen nehmen gewöhnlich mit einbrechender Dunkelheit ihren Anfang. Nun kommt, oft von 30—40 Mann getragen, die Bilderblende, Ter genannt, in Gestalt eines Tempelchens mit Säulen, worin das mit kostbaren Kleinoden geschmückte Götzenbild sich befindet. Oft wird dieses tragbare Kapellchen auf einen ungeheuern, auf vier Rädern ruhenden, mannichfach verzierten und mit einem bunten Baldachin und vielen Flaggen versehenen Wagen, der von einer großen Menge Menschen gezogen wird, gesetzt. Um das Götzenbild und dessen Wagen führen die Dewadaschis ihre heiligen Tänze auf. Hinter dem Wagen gehen mit Putz überladene Jünglinge, und den Schluß des Zuges bilden die bürgerlichen Oberhäupter, sowie überhaupt die Beamten, aber auch die Reichen und Vornehmen. Von Zeit zu Zeit hält die Procession bei kleinen, zu diesem Zwecke aufgerichteten Kapellen, in welche das vom Wagen gehobene Götterbild auf kurze Zeit gestellt wird, still. Sogleich schweben, zur besondern Erbauung der Andächtigen, eine Menge kleiner Marionetten an seidenen Schnüren aus dem obern Theile dieser Kapellen herab, der Gottheit gleichsam ihre Aufwartung machend und um ihr Bild herumtanzend und herumspringend. Bei diesem feierlichen Umzuge geht der fromme Wahnsinn des Volks oft so weit, daß einzelne Personen, entweder um ihre Sünden abzubüßen oder sich durch diese Selbstopferung die künftige Seligkeit um so gewisser zu erwerben, sich in das Fahrgleis des ungeheuern Wagens legen, um sich von ihm zermalmen zu lassen. Die Klagetöne der Sterbenden, wenn sie ja dergleichen ausstoßen, werden von der rauschenden Musik und dem Geräusche der daherziehenden Volksmenge erstickt. Bei den Hindus kommen übrigens vielartige Opfer vor und verschiedene Ceremonien dabei. Sie sind theils solche, welche täglich den Göttern dargebracht werden, um Schutz und Gnade von ihnen zu erlangen, theils sind sie von einer feierlichen, geheimnißvollen Art, welche nur zu gewissen Zeiten stattfinden. Die Opfer bestehen in allerlei Lebensmitteln, Blumen, Specereien und Geld. Alles ist den Brahminen angenehm; denn es gehört zu ihrem Unterhalte. Blut wird in der Regel bei den Opfern nicht vergossen; doch gibt es einzelne Fälle, wo auch lebende Thiere geopfert werden; ja, es sollen sogar Menschen zuweilen geopfert worden sein. Selbst jetzt zeigt sich noch etwas Aehnliches in dem Opfer Tukam, wo der Parwati (Bhawani) nicht nur mehre Hähne geopfert werden, sondern man sogar einen Menschen (einen sogenannten Büßenden) erkauft, ihm die Rückenhaut mit einem oder zwei eisernen Haken durchbohrt, welche an einer Art Wippgalgen hängen, ihn in dieser beschwerlichen und schmerzhaften Lage an der Stange in die Höhe hebt und ihn sodann jubelnd und zur Göttin betend umherdreht (Taf. 319 *Fig. 1*). Nach Sonnerat's Berichten gehört dieses feierliche Opfer jedoch der Mariatale, der Göttin der Kinderblattern. Es wird, sagt er, dabei das Fest Quedil (im Monat Chitteré, d. i. April) gefeiert, und die Personen, welche sich der Göttin ganz vorzüglich verpflichtet glauben, oder von ihr besondere Wohlthaten zu erbitten haben, lassen sich an einen doppel=

ten Haken, der durch das Rückenfleisch geht, an einem langen Hebel aufhängen. In der einen Hand eine Citrone, in der andern einen Säbel oder Schild muß ein solcher Fanatiker mit fröhlichem Gesichte die Rolle eines Streitenden spielen. Hierbei wird er von einem Andern mehrmals an der Stange auf- und ab- oder umhergedreht. Er würde aber nicht nur den ganzen Werth dieser grausamen Gaukelei, sondern selbst der Ehre seiner Kaste verlustig gehen, sobald er durch Klagen und Seufzen einiges Misbehagen merken ließe. Da übrigens die Göttin Mariatale nur zu der geringern Ordnung gehört, so wird dieses Fest nur von den untersten Volksclassen, hauptsächlich von den Parias gefeiert.

Taf. 4 *Fig. 1* gibt uns noch ein Bild eines ostindischen Kriegerzugs, indem es den Auszug des Rajah von Kutsch (englisch-ostindische Besitzungen) an der Spitze seiner Vasallen vorstellt, und *Fig. 2* zeigt uns eine Volksscene in der englisch-ostindischen Besitzung Kattiawar, nämlich eine Caravane mit ihrer Bedeckung nach einem Tempel pilgernd.

Die Hinterindier.

Die Bevölkerung in Hinterindien besteht im Süden aus Malaien, im Nordwest aus Kaukasiern, der übrige und größte Theil sind Mongolen. Der größte Theil dieser Mongolen sind Verehrer des Buddha, und mit den Chinesen haben sie nichts gemein als die einsylbige Sprache. Die Malaien sind Verehrer des Islam. Der Gewerbfleiß der Bewohner erstreckt sich hauptsächlich auf Gold- und Silberarbeiten und auf Schiffsbau; nur die Cochinchinesen, die Nachbarn Chinas, haben durch Europäer im Schiffsbau und in der Kriegskunst Fortschritte gemacht, daher sie auch, nächst den Birmanen, am meisten den Handel betreiben; mehr jedoch noch beleben ihn die Europäer und Chinesen. Ihre Staaten sind despotisch.

Die Usbeken.

Usbeken (Taf. 65 *Fig. 11*) sind ein nomadisches Reitervolk, das Buchara (Bokhara) oder Usbekistan im Süden der Bucharei bewohnt, sich aber auch über andere Theile des Landes verbreitet hat. Sonst wohnten sie in Innerasien südlich vom Himmelsgebirge, drangen aber am Ende des 15. Jahrh. in die Bucharei. Sie stammen von den Türken und sind stark von Körper, schön und groß, und das Gesicht hat fast nur in der Farbe etwas Mongolenartiges. Ihre Augen sind durchdringend und groß.

Die Usbeken sind gastfrei, aber dabei sehr geizig; daher sie zu Hause sehr mäßig leben, aber unersättlich sind, wo es ihnen nichts kostet. Im Allgemeinen besitzen sie kriegerischen Sinn, allein sie taugen nur für kurze Unternehmungen. Ihrer Fechtart fehlt es an Geist und Muth; ihr erster Angriff entscheidet die Schlacht, misglückt dieser, so ergreift der Anführer sogleich die Flucht; sind sie dagegen Sieger, so verfolgen sie den Feind ohne Rast, hauen die sich Widersetzenden ohne Gnade nieder, oder führen die Wehrlosen als Sklaven fort. Säbel, Pfeil, Bogen, Lanze und Messer sind ihre Hauptwaffen. Ihre immer wattirte Kleidung ist oft sehr kostbar.

Die Chinesen.

Die Chinesen sind von mittler Statur und ihre Gliedmaßen, vorzüglich Fuß und Hand, sind klein. Die Farbe der Haut ist braungelb, etwa wie Pomeranzenschalen, doch ist der Bewohner nördlicher Provinzen von hellerer Hautfarbe; ebenso sind die Mandarins, Reichen und die in ihren Harems eingeschlossenen Frauenzimmer heller gefärbt als die niedern Stände, z. B. die immer der Luft ausgesetzten Kulis oder Lastträger. Das Gesicht ist breit, flach, mit hervorstehenden Backenknochen, die Nase hat weitgesperrte Nasenlöcher und die Augen stehen weit voneinander und sind schiefliegend. Die Haare sind dunkelschwarz und der Bart ist spärlich. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich durch sehr kleine Füße aus, die aber dabei sehr breit sind, fast Pferdefüßen gleichen und ihre Form nicht von Natur, sondern durch Kunst erhalten, indem sie in harte Schuhe eingezwängt werden, welche das weibliche Geschlecht von Kindheit an trägt. Die Gegend um die Knöchel wird dabei ungewöhnlich dick und das Gehen sehr beschwerlich. Die Chinesen tragen ein weites Gewand, nach der Form unserer weiten Schlafröcke, den ganzen Körper bedeckend, durch Knöpfe befestigt, mit weiten Aermeln, die gegen die Hand hin schmal zulaufen. Dieses Oberkleid ist von Baumwolle oder Seide, und im Sommer ohne Futter, im Winter mit Baumwolle oder Pelz gefüttert. Im Sommer werden, je nachdem es mehr oder weniger kühl ist, auch wol mehre solcher Oberkleider übereinander getragen. Die herrschende oder vielmehr vorschriftmäßige Farbe in der männlichen Kleidung ist blau, dann violet und schwarz; hohe Staatsbeamte kleiden sich an feierlichen Tagen auch wol in Atlas mit rothem Grunde, aber Niemand, außer dem Kaiser und den Prinzen von Geblüt, darf gelb gekleidet gehen; das schöne Geschlecht kleidet sich aber grau oder roth, besonders rosenroth. Ein Gürtel um die Mitte des Leibes dient zugleich zum Tragen der Waffen, des Tabacksbeutels, Messers und der Gabel, sowie im Sommer auch bei Männern des Fächers u. s. w. Der Landmann trägt nur ein weites Wamms. Unter dem Oberkleide trägt man lange baumwollene, leinene oder seidene Unterkleider, unter diesen endlich weite Beinkleider von Nanking oder Seide, die das ganze Bein bedecken. Die Stiefeln sind von Seide, Nanking, bei Vornehmen auch von Sammet. Auch die Schuhe, die mehr Pantoffeln gleichen, sind von Nanking u. s. w., die Sohlen beider nur von dicker Pappe. Die Mütze der Reichen ist rundlich kurz, kegelförmig, von kirschfarbenem Atlas mit rother Quaste und häufig mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Die der Staatsbeamten ziert ein Knopf von einem Steine, dessen Farbe und Werth nach

dem Range des Staatsbeamten verschieden ist. Der gemeine Chinese geht entweder ohne Kopfbedeckung, oder er trägt einen kurzkegelförmigen, weitkrempigen Hut, fein aus Bambusrohr geflochten, den im Sommer oft auch Vornehme tragen. Die Kleider des weiblichen Geschlechts sind kürzer. Der Kopf ist beim Manne bis auf einen Strang am Wirbel geschoren. Die Frauenzimmer tragen ihr volles Haar, stecken zwei große Nadeln hindurch und verzieren es außerdem noch mit anderm Schmucke von Gold u. s. w. Es ist hinten in einen Knoten zusammengesteckt, an der Stirn in die Höhe gestrichen. Die Augenbrauen werden schwarz gefärbt, auf die Unterlippe und auf das Kinn wird ein runder, rother Fleck gemalt, und das Gesicht wird stark roth und weiß geschminkt (Taf. 55 *Fig. 1* Kaiser von China im Kaiserornate, *Fig. 2* Kaiserin, *Fig. 3* chinesische Mandarinen, *Fig. 4* chinesische Hofdamen, *Fig. 5* Bonzen, *Fig. 6* Chinesen aus dem Volke, *Fig. 7* Koreaner aus dem Volke). Der Bewohner von Korea (Koreaner) hat kurze, weite, braune Beinkleider, lange Strümpfe, einen kurzen Nankingrock und schwarzen Spitzhut.

Die armen Chinesen nähren sich vorzüglich von gekochtem Reis oder Hirse mit Zwiebeln und Knoblauch, mit ranzigem Oele fett gemacht, Gerichte, die übrigens öffentlich gleich gekocht verkauft werden (Taf. 81 *Fig. 3* Reishändler). Reines Oel lieben die Chinesen nicht. Thee ist das allgemeine Getränk der Vornehmen wie der Geringen. Vornehme genießen kostbarere und seltenere Speisen. Die Speisen kommen zerlegt auf den Tisch. Statt der Gabeln bedient man sich zweier spitziger, etwa 12 Zoll langer Stäbchen, die beide in einer Hand gehalten werden, indem man sie mit dem Daumen und drei andern Fingern faßt. Den Wein trinken die Chinesen rein, aber nicht aus Gläsern, sondern aus Tassen. An Ceremonien fehlt es bei Gastmählern nicht, aber unsere Munterkeit und Geselligkeit vermißt man dabei. Mehr als Zwei bis Vier sitzen nie an einem Tische. Die Tische werden so in zwei Reihen geordnet, daß in der Mitte ein Raum für die Schauspieler bleibt. Sehr gewöhnlich, obgleich streng verboten, ist das Opiumrauchen. Sie haben dazu besondere kleine Pfeifen, deren Kopf eine Höhlung hat, in der höchstens eine Zuckererbse Platz hat, und daneben seinen Taback, den sie in Kugeln drehen, um schnell eine derselben in die Pfeife zu stecken, wenn Jemand dazu kommt. Die Wohnungen sind einfach, mit der Vorderseite gewöhnlich nach Mittag gekehrt. Die Häuser, selbst die der Landleute, sind gewöhnlich von Backsteinen, aber meist nur von einem Stock. In den Häusern der Vornehmen findet man ein zweites Stock für die Zimmer der Frauen. Die Dächer sind zeltartig, über das Haus hinausragend, auf Säulen ruhend, welche zuweilen eine Colonnade bilden. Die Dachziegel sind oft bunt und glasirt, oder doch mit Firniß überzogen. Die Sprache der Chinesen klingt nicht angenehm. Die des gemeinen Volkes zerfällt in viele Dialekte. Die gelehrte und eigentliche Schriftsprache, die zugleich die der höhern Stände ist, wird Kuan-hua oder Mandarinensprache genannt. In der Schriftsprache hat jede Sylbe ein eigenes Zeichen, und die Sylben werden zu zwei bis drei zu Wörtern verbunden. Solche Wurzelwörter soll es wenige über 300 geben, jedes einzelne hat aber über 50 Bedeutungen. Die Sprache, welche man redet, hat nur wenige kurze oder einsylbige Wörter, von denen man viele nur durch die Betonung zu unterscheiden vermag. Die Chinesen drucken und lesen nicht von der linken zur rechten Seite oder umgekehrt, sondern von oben nach unten. Die Schrift wird stets gedruckt, nie geschrieben.

Von erster Kindheit an wird den Chinesen Ehrfurcht und Liebe gegen die Aeltern eingeflößt. Auf das strengste, sogar mit dem Tode wird ein Vergehen gegen die Aeltern bestraft. Die Chinesen sind arbeitsam, geduldig, unternehmend und geschickt im Nachahmen. Im Ganzen sind sie höflich, als Handelsleute aber verschlagen und listig. Der größte Theil der Chinesen treibt Ackerbau, doch sind ihre Werkzeuge dazu noch sehr unvollkommen. Außerdem treiben sie Fischerei und Jagd, Seidenzucht, Gewerbe und Handel, weniger aber Künste und Wissenschaften; so weit sie nämlich sonst in diesen vorgeschritten waren, so halten sie sich jetzt von diesen Fortschritten entfernt, sodaß zwar manche Erfindungen viel eher ihr Eigenthum waren, als sie bei uns erfunden wurden, so z. B. die Erfindung des Porzellans und Schießpulvers, viele dagegen bei uns längst bekannte ihnen unbekannt geblieben sind. So sieht es auch bei ihnen in Hinsicht der Wissenschaften, z. B. mit der Kenntniß des Himmels und der Zeitrechnung, noch gar schlecht aus. Woher dies kommt, werden wir später sehen. Die Hauptreligion der Chinesen ist die des Kon-fu-tse (Confucius), der in China 1500 Tempel haben soll.

Der Kaiser von China wird als Vater seines Volkes betrachtet und führt daher auch den Titel „großer Vater". Er ist, nach dem Glauben der Chinesen, nicht von irdischer Abstammung, sondern ein Sohn des Himmels, Herrscher des himmlischen Reiches und einziger Regierer der Welt. Sowie er Vater des Reichs ist, sind die Statthalter Väter der Provinzen. Oeffentlich erscheint der Kaiser nur selten. Bei seiner Regierung des Landes unterstützt ihn ein hoher, aus Mandschuren und Chinesen erwählter Rath, der die sechs Ministerien (für die Ernennungen, Finanzen, Gebräuche, den Krieg, die Justiz und öffentlichen Arbeiten) leitet. Unter den Ministerien stehen die einzelnen Departements. In den Provinzen ist die höchste Gewalt in den Händen der Vicekönige. Der Kaiser genießt bei seiner völligen Willkür einer solchen sklavischen Verehrung, daß man sogar vor die von ihm ausgefertigten Mandate und Briefe niederknien und neun mal mit dem Kopfe die Erde berühren muß. Der hieraus entspringende Stolz offenbart sich noch besonders in den Schreiben

an die Souveraine in Europa, worin der Kaiser sich das Ansehen gibt, als wären sie, weil sie ihnen Gesandtschaften senden, gänzlich von ihnen abhängig. Die Macht des Kaisers ist völlig unumschränkt, und die Idee eines Vaters macht jeden Widerstand noch strafbarer. Zwar sind Geschichtschreiber, eine Art Censoren seiner Thaten, über ihn gesetzt, welche aufzeichnen was er thut, spricht und ihm begegnet, ihm auch abrathen sollen, wenn er etwas Ungesetzliches thun will; allein mehrmals mußten diese ihre Wahrheitsliebe mit dem Leben bezahlen. Das Volk befindet sich unter dem härtesten Drucke, und die Aufklärung wird hintertrieben, was um so leichter geschieht, da durch Verschließung des Landes vor Fremden die Verbindung mit diesen erschwert ist. Möglich ist es, daß durch die jetzt erleichterte Verbindung der Europäer mit den Chinesen, nach dem so glücklichen Siege, den die Engländer erfochten, eine Aenderung in China bevorsteht, indem nun manche Schwächen des Reiches offen dargelegt und neue Zugänge zu ihnen erzwungen oder erhandelt werden und so die Berührung der fremden Völker mit den Chinesen möglich wird. Die chinesische Cultur, welche seit mehr als Jahrtausenden nicht fortgeschritten, wird den fremden Einfluß gewiß lebhaft empfinden und den Engländern nicht mehr imponiren können. Wie die Cultur der Chinesen in ihrem so herrlichen Wachsthum plötzlich stockte, läßt sich nicht bestimmt historisch nachweisen. Eine alte Erzählung sagt: Im Innern Asiens in einem großen Gebirge habe ein altes Mustervolk gewohnt, an Erfahrungen wie an Kenntnissen überreich. Als dieses Volk zwischen seinen Bergen nichts Neues mehr habe lernen können, sei es in Masse ausgewandert nach Nord und Süd, nach Ost und West. Die Aeltesten und Weisesten, die sich aus begreiflicher Vorliebe zusammenhielten, dachten nicht weit zu wandern und machten schon in China Rast. Da kamen die Eingeborenen in Haufen herbei, um von ihnen zu lernen; die weisen Männer lehrten Alles, und theilten Wissenschaft und Kunst mit vollen Händen aus, bis sie nichts mehr wußten. Nun zogen die Eingeborenen fort, und den Alten blieb nichts übrig als sich hinzulegen und zu sterben. Weil sie aber keine Nachkommen erzeugt hatten, so war auch Niemand da, der die Wissenschaften und Künste hätte weiter fortbilden können, und so kam zu den Kenntnissen, welche die Alten mitgebracht hatten, nie etwas Neues.

Die Chinesen erzählen den Grund ihres stationären Wesens auf eine andere Weise. Nach ihren Chronisten herrschten über China im Anfange Götter, Trin-Hoan-Schi genannt, durch eine unermeßliche Reihe von Jahren. Es ist begreiflich, daß diese Götterregenten ihre Unterthanen in mancherlei Nützlichem und Angenehmen unterrichten konnten. Erregt nun aber in Europa eine Regierung, die ihr erstes Jubiläum feiert, oft schon Gähnen und Unzufriedenheit, so kann man es den Chinesen nicht verdenken, daß eine Dynastie, die mehre Millionen Jahre geherrscht hatte, ihnen endlich langweilig werden mußte. Sie entschlossen sich also kurz und entthronten die ewigen Regenten, die, zur Rache, alle ausgearbeiteten und unvollendeten Reformprojecte mit sich nahmen, sodaß die Chinesen nothgedrungen dastehen bleiben mußten, wo sie eben waren.

Die Geschichte, die solche Sagen verwirft, weiß von Fortschritten, welche die Chinesen seit langen Jahrhunderten gemacht hätten, ebenfalls nichts zu melden. Sie kannten sogar Vieles, dessen richtiger Gebrauch ihnen erst von den Europäern gelehrt werden mußte. Flavio Gioja aus Amalfi kam mit seinem Compaß um fast vier Jahrtausende später als die Chinesen. Schon 2600 Jahre vor Christi Geburt besaß der „gelbe Kaiser" einen Wagen, an dessen Spitze sich eine Figur befand, die immer nach Süden zeigte, welchen Weg das Fuhrwerk auch einschlagen mochte. Dennoch krochen die Chinesen mit ihren schwerfälligen Junken fort und fort an den Küsten hin, bis die Europäer ihnen endlich zeigten, wie man auf offenem Meere durch Hülfe der Magnetnadel seine Wege finden könne. Das Pulver erfanden sie zur Zeit von Christi Geburt; die Kanone, die Flinte würden ihnen ohne die Europäer unbekannt sein. Sie druckten um fünf Jahrhunderte früher als wir, und drucken noch jetzt, wie unsere ersten Holzschneider, auf unbeweglichen, festen Tafeln, denen man die Buchstaben einschneidet. Ihre Aerzte basiren ihre ganze Kunst auf die wunderbare Uebereinstimmung der Zahl Fünf in den fünf Punkten, wo sie den Puls fühlen, den fünf Eingeweiden, den fünf Planeten und den fünf Elementen; ihre Astronomen wissen genau, daß die Sterne nur darum auf- und untergehen, um den Fall und das Emporkommen von Dynastien zu verkünden, und auf ähnlichen Höhepunkten stehen die übrigen Wissenschaften.

Dies sind nur einzelne Züge der chinesischen Cultur, denen jedoch unzählige andere hinzugefügt werden könnten. Sitzt diese verkrüppelte Blüte nun auf einem gesunden Stamme; kann das ein kräftiges, moralisches Volk sein, welches seit Jahrhunderten nicht einen Mann erzeugt hat, durch den die Grenzen des Wissens weitergesteckt worden wären? Böotien erzeugte nach langer Ruhe einen Pindar; China hat die Kraft zu lange nicht geübt, um noch rüstig sein zu können. China lebt, aber es ist nur noch ein Scheinleben.

Nach dieser allgemeinen Schilderung des chinesischen Volkes wollen wir nun einige Sitten und Gebräuche hervorheben und einer genauen Betrachtung unterwerfen.

Kein Volk legt so viel Werth auf das Ceremoniell und die Pflichten der Höflichkeit, als das chinesische. Die gewöhnliche Art, einander zu begrüßen, besteht bei den Männern darin, daß sie die Hände auf der Brust zusammenschlagen, sie auf eigenthümliche Weise bewegen, den Kopf etwas, aber nur wenig neigen, und dabei sprechen „Zin-Zin", was ein höflicher

Ausruf ist, ohne bestimmte Bedeutung. Begegnet man Jemandem, der größere Ehrerbietung in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, so schlägt man erst die Hände zusammen, hebt sie in die Höhe, läßt sie dann fast bis zur Erde niedersinken, und beugt sogleich das Haupt sehr tief. Sehen sich zwei Bekannte nach langer Trennung zum ersten male wieder, so fallen beide zwei bis drei mal auf die Knie und beugen sich bis zur Erde. Kommen zwei Quang oder Mandarinen von gleichem Range auf der Straße zusammen, so grüßen sie, ohne aufzustehen oder aus dem Tragsessel zu steigen, durch Zusammenschlagen der Hände und Niedersinkenlassen und Erheben derselben gegen den Kopf, was so lange wiederholt wird, bis man sich nicht mehr sehen kann. Ist aber der Eine von niederm Range, so muß er mit seinem Tragsessel stillhalten, oder ist er zu Pferde, von diesem absteigen und eine tiefe Verbeugung machen. Aus diesem Grunde suchen die niedern Beamten ein Zusammentreffen mit den Höhern zu vermeiden. Ein Hauptpunkt der chinesischen Höflichkeit besteht in der gegenseitigen Abstattung von Besuchen (Taf. 94 *Fig. 2* Mandarin, Besuche abstattend). Vor allen Dingen gehört dazu, daß man dem Thürsteher eine „Tye-ze", d. i. eine Art Visitenkarte in großartigem Format, überreicht. Sie besteht in einem Bogen rothen Papiers, der mit goldenen Blumen verziert und wie eine spanische Wand zusammengelegt ist. Es steht darauf der Name des Besuchenden, an den sich einige ehrerbietige Ausdrücke knüpfen, die nach dem Range oder Stande Desjenigen, dem man den Besuch abstattet, verschieden sind. Bei Trauerfällen wird weißes Papier genommen. Manchmal begnügt sich ein Mandarin damit, nur die Tye-ze anzunehmen, indem er dem Fremden sagen läßt, daß er sich nicht erst bemühen möge von seinem Tragsessel abzusteigen, was natürlich nur von einem Höflichkeitsbesuche gilt. Die Ehrerbietung, welche dem chinesischen Kaiser erzeigt wird, ist seiner unumschränkten Gewalt gemäß und kommt fast einer Anbetung gleich. Niemand darf anders als auf den Knien mit ihm reden, auch sein ältester Bruder nicht. Nur die Großen, die seine tägliche Gesellschaft ausmachen, dürfen vor ihm stehen und haben blos ein Knie zu beugen, wenn sie mit ihm reden. Dergleichen Ehrenbezeugungen gebühren sogar den Dingen, welche der Kaiser im Gebrauche hat, z. B. dem Throne, den Kleidern u. s. w. Ein eigenthümliches Recht des Kaisers ist, nicht den Erstgeborenen seiner Söhne oder Anverwandten zu seinem Nachfolger, sondern Denjenigen, den er für den Tüchtigsten hält, zu erwählen; und sollte er keinen der Seinigen für fähig halten, so hindert ihn nichts, den Würdigsten seiner Unterthanen zum Thronerben zu ernennen; daher wird auch auf die Erziehung der Prinzen die größte Sorgfalt gewendet. Dem Kaiser steht auch zu, alle öffentlichen Beamten vom höchsten bis zum niedrigsten unmittelbar oder mittelbar zu ernennen und wieder abzusetzen, Ehrenstellen und Ehrentitel zu verleihen, selbst die Todten zu adeln, und sie, in seiner Eigenschaft als hoher Priester, in die Zahl der Heiligen zu versetzen, die göttlicher Vermehrung würdig sind und denen Tempel errichtet werden. Keine Verfügung irgend einer Behörde tritt in Kraft, bevor sie nicht vom Kaiser genehmigt ist; seine Verordnungen und Befehle sind aber unveränderlich und unwiderruflich. Unter die Hauptkennzeichen der kaiserlichen Gewalt gehören übrigens die Siegel, die allen öffentlichen Urkunden und Verfügungen der Staatsbehörden beigefügt werden. Diese Siegel haben etwa 8 Zoll im Gevierte und sind von sehr feinem Jaspis (Jusche). Dieser Stein wird von den Chinesen sehr in Ehren gehalten, und Niemand, außer der Kaiser und seine Behörden, darf sich desselben zu einem Petschafte bedienen. Niemand kann eine Stelle in der chinesischen Reichsverwaltung bekommen, der sich nicht durch gelehrte Studien dazu vorbereitet und befähigt hat. Ist die Fähigkeit durch die abgehaltene Prüfung gehörig nachgewiesen und tritt der im Examen Bestandene in den Staatsdienst, so wird ihm der Titel Quang, d. i. Vorgesetzter, beigelegt, was die Portugiesen durch Mandarin (von mandar, Befehlshaber) übersetzt haben. Die Quang oder Mandarinen sind in neun Classen eingetheilt, die in einer großen Unterwürfigkeit gegeneinander stehen. Außer den obenerwähnten Knöpfen auf ihren Mützen haben die verschiedenen Classen als Unterscheidungszeichen ein auf der Brust getragenes Stück Stoff, Pud-fü genannt, das kostbar gearbeitet ist und in der Mitte einen Denkspruch enthält, welcher sich auf das Amt bezieht. Dazu kommt noch bei einigen Civilmandarinen ein Drache mit vier Klauen, bei andern ein Adler, bei wieder andern eine Sonne u. s. w. Auf gleiche Weise tragen die Mandarinen vom Kriegsheere Leoparden, Tiger, Löwen u. s. w. Auf dem Pud-fü des Kaisers befindet sich dessen Wappen, ein Drache mit fünf Klauen an jeder Pranke, im blauen Felde.

Aus dem Privatleben der Chinesen haben zwar die Gesetze die Schwelgerei und Pracht verbannt; bei öffentlichen Gelegenheiten aber ist dieselbe nicht allein erlaubt, sondern sogar geboten. Je nach dem Range ist das Ceremoniell und die Ehrerbietung, die dem Mandarin vom Straßenpublicum gezollt werden muß, verschieden. Keiner begibt sich in Amtsgeschäften auf die Straße, ohne alle seine Unterbeamten in seiner Begleitung zu haben, und vergißt Einer aus dem Volke dem Mandarin die rechte Ehre zu erweisen, oder weicht er nicht schnell genug aus, so wird er mit Bambusrohrschlägen aus dem Wege getrieben (Taf. 94 *Fig. 2*). Geht gar ein Zong-tu oder Vicekönig aus, so besteht sein Gefolge wenigstens aus 100 Mann: Beamten, Soldaten, Polizeidienern, Musikanten, Hausbedienten u. s. w., alle aufs kostbarste gekleidet. Militairische Mandarinen sind bei öffentlichen Gelegenheiten und auf Reisen immer zu Pferde, mit kostbarem Reitzeuge, Gebiß und Steigbügel von

Gold und Silber. Nichts aber gleicht der Pracht und dem Glanze, wenn ihr Kaiser öffentliche Audienzen gibt, oder Abgesandte von den ihm unterworfenen oder tributpflichtigen Völkern und Fürsten empfängt (Taf. 55 *Fig. 1*).

Der erste Abschnitt des chinesischen Gesetzbuches, das zum Besten der Unterthanen mit den deutlichsten Schriftzügen, welche die Sprache hat, abgefaßt ist, führt den Titel „Allgemeine Gesetze", und beginnt mit einer summarischen Aufzählung der üblichen Strafen. Die gelindeste ist eine mäßige Züchtigung mit einem dünnen Bambus, eine Strafe, die nach den Begriffen der Chinesen kaum für eine Strafe, sondern blos für eine gelinde, durchaus nicht entehrende Zurechtweisung anzusehen ist. Schimpflicher ist das Tragen des Tscha, d. i. einer großen hölzernen Tafel, auf welcher das Vergehen des Verurtheilten mit großen Charakteren geschrieben ist, und die er nach Verhältniß Wochen und Monate mit sich umherschleppen muß. Die Strafe mit Bambusschlägen erstreckt sich sogar bis auf die höchsten Minister und erwachsenen Söhne des Kaisers. Nur der Kaiser selbst ist natürlich davon ausgenommen. Die härteste Strafe ist die Todesstrafe; dann folgt die ewige Verbannung 6—900 Meilen weit von der Hauptstadt, nebst 100 Ruthenstreichen. In manchen Fällen besteht die Strafe auch in Bambusschlägen auf die Fußsohlen (Bastonnade, Taf. 79 *Fig. 5*).

Die ganze Kriegsmacht des chinesischen Kaisers steht unter dem Ping-pu oder dem Kriegsministerium, das, wenn der Kaiser seine Befehle gegeben hat, die allein entscheidende Behörde über die Ausführung wichtiger Kriegsunternehmungen ist. Die Heeresführung aber leitet das Jong-tsching-fu oder General-Feldmarschallamt, dessen oberster Präsident einer von den angesehensten Großen des Reichs ist und unter dessen unmittelbarem Befehle die ganze Armee steht. Diese ist in fünf große Heereshaufen getheilt, jeder mit einem Feldmarschall und zwei Generaladjutanten, welche sämmtlich in der Hauptstadt des Reichs residiren. Nach der Nationalität der Truppen gerechnet, stehen auf der ersten Stufe das aus Mandschu (Mandschuren) bestehende Heer, welches 678 Compagnien zu 100 Mann zählt; die zweite Abtheilung begreift die Mongolen, die bei der Eroberung Chinas durch die Mandschu mit diesen ins Land gekommen sind (211 Compagnien); die dritte machen die sogenannten mandschuisirten Chinesen oder Utscheng-Tschocha aus, welche zu Ende der letzten chinesischen Dynastie Ming zu den Mandschu übergegangen und ihnen zur Besitzergreifung des chinesischen Thrones behülflich gewesen (270 Compagnien). Diese drei Truppengattungen bilden die eigentliche mandschuische Armee und den Kern des chinesischen Heeres, der aus etwa 116,000 Mann, meist Reiterei, besteht und eine Feldartillerie von 400 Stück besitzt. Eine letzte Abtheilung der chinesischen Armee besteht aus geborenen Chinesen, sie heißt Lu-ki, d. h. Truppen von der grünen Farbe, theilt sich in Feldtruppen und Stadt- und Landmiliz, und dient, außer bei großen Kriegen, fast nur als Sicherheitspolizei. Die ganze Kriegsmacht beträgt etatsmäßig 1,347,000 Mann; so gewaltig dies aber klingt, so ist diese große Macht doch wenig zu fürchten, denn der Chinese ist ein schlechter Soldat, und selbst die Mandschus und mongolischen Truppen sind das nicht mehr, was sie früher waren. Die Waffen sind Pfeil und Bogen, Säbel und Musketen. In Montur gehen die chinesischen Truppen nur dann, wenn sie im Dienste sind; außerhalb des Dienstes gehen sie bürgerlich und treiben auch ein bürgerliches Gewerbe. Chinesische Infanteristen erblicken wir Taf. 81 *Fig. 5*. Ihre Montur gleicht ziemlich der gewöhnlichen chinesischen Kleidung, nur der Spencer (Kurma) weicht ab und muß von derselben Farbe sein wie die Fahne, zu welcher der Soldat gehört. Nur ganz eigenthümlich ist die Uniform der sogenannten Tigergarde. Sie besteht aus einem Jäckchen, langen Beinkleidern und einer Mütze von gelbem Tuche, mit dunkelbraunen Streifen. Die Mütze mit zwei Zipfeln, die wie Ohren aussehen, hüllt den ganzen Kopf ein, und der Kragen fällt bis auf die Schultern. Ein buntgemaltes, aus Bambus geflochtenes Schild und ein Säbel sind ihre Bewaffnung. Die Sättel der Reiterei, die auf ihren kleinen Pferden schnell und ungestüm angreift, sind sehr weich und vorn wie hinten so erhöhet, daß der Reiter nicht leicht aus dem Sitze geworfen werden kann.

Die Chinesen zeigen großen Fleiß und Ausdauer bei ihrer Arbeit, und im rationellen Betriebe der Landwirthschaft zeichnen sie sich ganz besonders aus. Ihr Land liegt niemals brache, und einerlei Acker bringt jährlich in der Regel drei Ernten: zuerst Reis, dann Wicken und zuletzt Weizen oder anderes Getreide, auch wol Bohnen. Auf die Düngung der Felder wird die größte Sorgfalt verwendet. Besonders richtet der Chinese seine ganze Aufmerksamkeit auf den Reisbau, der nicht allein in den Ebenen, sondern auch in einer besondern Varietät auf den Gebirgsabhängen betrieben wird, und zu welchem Behufe die sinnreichsten Bewässerungs- und Berieselungsanstalten getroffen sind. Lust- und Blumengärten findet man dagegen selten; der Boden ist den Chinesen zu kostbar, als daß sie ihn zur Befriedigung des Luxus verwenden sollten, in einem Lande, das so reich bevölkert ist. Auf die Obstzucht legt sich der Chinese auch wenig; dagegen betreibt er desto eifriger den Bau des Zuckerrohrs, Maulbeer- und Theesträuchs. Auch Küchengewächse werden viele gebaut. Die blühendsten Theepflanzungen Chinas sind in der Provinz Fo-Kieen und im angrenzenden Theile der Provinz Kiang-Su. Theils als Umzäunung der Felder, theils und hauptsächlich in besondern Anlagen und Gärten wird in China der Thee angepflanzt. Die Ernte beginnt im dritten Jahre, und ein einziger Strauch liefert oft 3—4 Pfund Theeblätter. Jährlich werden drei Ernten gehalten, und jedes mal die Blätter ausgelesen und nach den verschiedenen Sorten zusammengelegt. Die

Blätter werden mit dem Nagel abgeknippen, wobei die Verletzung der Zweige und Knospen sorgfältig vermieden wird. Um den schwarzen Thee zu bereiten, werden die mit den Stielen gepflückten Blätter zwei Stunden lang in großen Bambuskörben, auf einem Bambusgerüste, der Sonne ausgesetzt und von Zeit zu Zeit umgewendet; dann kommen sie ins Arbeitshaus, wo sie eine halbe Stunde lang zum Abkühlen auf einer Hürde ausgebreitet und dann in Körbe auf ein Gerüste gebracht werden. Hierauf werden die Blätter etwa 10 Minuten lang mit flacher Hand geknetet, dann wieder auf eine Hürde eine halbe Stunde lang gebracht, und dies wiederholt man so oft, bis sie weich geworden und nun in einem gußeisernen Becken geröstet werden können. Das Becken steht auf einem runden, gemauerten Ofen, wo es bis zum Rothglühen gebracht wird. Das Rösten besorgt der Vorsteher der Werkstätte; zu seiner Linken hält ein Mann einen Korb mit den zum Rösten bestimmten Blättern, und zur Rechten stehen zwei andere, um in kleinen Körben die gerösteten Blätter aufzunehmen. Die gerösteten Blätter werden nun auf einem Tische ausgebreitet, um welchem Männer, Frauen und Kinder stehen und die Blätter in Gestalt einer Kugel zusammenrollen. Um sie von ihrer Feuchtigkeit zu befreien, werden sie auf einem Ofen endlich in einem Korbe so lange der Hitze ausgesetzt, bis sie halb trocken sind; dann kommen sie wieder in Körben auf eine Hürde, wo man sie an der Luft vollends austrocknen läßt. Die zum grünen Thee bestimmten Blätter werden ohne ihre Stiele abgelesen und dann gleich zu 2—3 Pfund in den bis zum Rothglühen erhitzten Kessel geworfen, nach allen Seiten umgewendet, anfangs mit den bloßen Händen, dann mit kleinen Bambusstäben. Nach etwa 3 Minuten sind sie so biegsam geworden, daß man sie aufrollen kann; sie werden nun vom Feuer genommen, in flache Körbe geworfen, in diesen an der Luft geschwenkt, um sie abzukühlen, durch Kneten mit den Händen erweicht und in Ballen von kegelförmiger Gestalt gebracht. Diese Ballen werden 8—10 Minuten lang der Sonne ausgesetzt oder in einer Trockenstube langsam erwärmt. Haben die Blätter durch wiederholtes Kneten den größten Theil ihrer Feuchtigkeit verloren, so kommen sie wieder in den glühendheißen Kessel, wo sie wieder fleißig umgewendet werden. Darauf schüttet man sie in einen Korb und stampft sie zu 15—20 Pfund in einen 4 Fuß langen, 2 Fuß breiten Sack von dichter Leinwand, in welchem sie dicht zusammengepreßt werden, dann wird der Sack zugebunden und mit den Füßen so zusammengetreten, daß er hart wie Stein wird. Nach Verlauf eines Tages werden die Blätter wieder herausgenommen, in Körbe gethan und so lange ans Feuer gestellt, bis sie hinlänglich gekräuselt und schneckenförmig aufgerollt sind. Nun verpackt man sie in Kisten oder Bambuskörbe, läßt sie 2—6 Monate stehen, nimmt dann die Blätter heraus, breitet sie in großen Körben aus, und läßt sie hier auf Hürden so lange stehen, bis sie hinlänglich weich geworden sind, um aufgerollt werden zu können. Dann kommen sie wieder zu 6—7 Pfund in ein heißes Becken, und nun rollt man sie abwechselnd mit beiden Händen zusammen und wirft sie dann durch drei Siebe, welche übereinanderstehen und deren Oeffnungen verschiedene Weite haben, um sie nach ihrer verschiedenen Größe zu sortiren. Zu weiterer Sortirung hat man noch besondere Vorrichtungen. Nach dieser Sortirung bringt man den Thee nochmals in ein erhitztes Becken, rollt und sortirt von neuem und fügt endlich bei der Röstung auf 7 Pfund Blätter einen halben Kaffeelöffel voll eines aus drei Theilen schwefelsauern Kalks und einen Theil Indigo bestehenden Pulvers hinzu, und rollt mit dieser Mischung den Thee wenigstens eine Stunde lang, um ihn gleichfarbig zu machen (Taf. 81 *Fig. 1* das Pflanzen und Zubereiten des Thees).

Auf Viehzucht, die Hauptstütze des Ackerbaues, verwenden sie großen Fleiß, und außer den gewöhnlichen Hausthieren haben sie auch Kameele. Jagd, Vogel- und Fischfang wird von ihnen häufig betrieben. Die Zucht der Seidenwürmer ist sehr alt; denn sie steigt bis vor das von Sagen und Fabeln umhüllte Zeitalter des Kaisers Hoang-ti hinauf, von dem die ältesten chinesischen Schriftsteller berichten, das Land sei erst kurz vorher wohnbar gemacht worden und der Mensch habe sich noch in Thierfelle gekleidet; weil aber diese bei der Vermehrung der Bevölkerung nicht mehr hingereicht hätten, so wäre die Seide von einer Gemahlin des Kaisers erfunden worden. So viel steht davon fest, daß die Seidenzucht in China ihren Ursprung hat. Die Provinzen, welche im Seidenbau und der Seidenmanufactur die größte Berühmtheit erlangt haben, sind Tsche-Kiang, Kiang-Su und Ugan-hoeï; hier werden Seidenzeuge verfertigt, von deren Feinheit, Weiche und großem Glanze wir uns keinen Begriff machen können, und die auch durch ihre große Mannichfaltigkeit sich auszeichnen (*Fig. 2* Sortiren der Seidenraupencocons in China). Ebenso ausgezeichnet ist auch die Baumwollenmanufactur, von deren Erzeugnissen wir nur den auch bei uns bekannten Nanking erwähnen wollen. In der Fabrikation des Porzellans, das in China Ze-ki heißt, haben es die Chinesen zu einer Vollkommenheit gebracht, die in Europa erst seit wenigen Jahren erreicht, dann aber allerdings bald übertroffen worden ist. Außerdem haben es die Chinesen auch in Lack- oder Firnißarbeiten, in der Färberei und Stickerei, in der Verfertigung schwarzer Farbe, in der Papierfabrikation, besonders aber in feinen Schnitzwerken in Holz und Elfenbein ungewöhnlich weit gebracht und übertreffen in vielen dieser Dinge die Europäer vollkommen.

In Hinsicht der Wissenschaften heben wir nur hervor, daß es früher kaiserliche Schulen der Arzneikunst gab, jetzt aber die berühmtesten Aerzte die sind, deren Vorfahren Aerzte waren

und die ihre Wissenschaft vom Vater auf den Sohn vererbt haben. Die Arzneien, welche von den Aerzten selbst zubereitet werden — Apotheker gibt es in China nicht —, sind meist sehr einfacher Art, und der Gebrauch von kaltem Wasser, sowie das Brennen mit glühenden Nadeln oder Feuerknöpfen (Mora) sind sehr beliebte Mittel. Aderlasse, Brechmittel, Klystiere und Purganzen sind bei ihnen nicht üblich, und die strengste Diät ist die Hauptcur. An reisenden Quacksalbern Taf. 94 *Fig. 3*), welche allerlei Experimente vor den Zuschauern machen, namentlich auch Gaukeleien mit giftigen Schlangen, fehlt es ebenfalls nicht.

Unter den Festen, welche die Chinesen feiern, sind das Neujahrs- und das Laternenfest die wichtigsten. Unter dem Anfange des Neujahrs versteht man das Ende des zwölften und etwa die zwanzig ersten Tage des ersten Monats im folgenden Jahre. Während dieser Zeit hören alle Geschäfte, sogar der Postenlauf, auf, und alle Verwaltungsgeschäfte des Staates ruhen, was man die Verschließung der Siegel nennt, weil dann der Koffer, in welchem die Amtssiegel einer jeden Behörde aufbewahrt werden, mit vielen Ceremonien verschlossen wird. Diese Feier dauert einen Monat lang, und während derselben drängt sich Fest an Fest. Besonders die letzten Tage des Jahres werden mit großem Gepränge gefeiert, und man bringt Glückwünsche und Geschenke dar. Das Laternenfest fällt in die Mitte des ersten Monats. In dieser Zeit ist ganz China erleuchtet. Das Fest beginnt eigentlich schon am dreizehnten Tage Abends und dauert bis zum siebzehnten. Mit der allgemeinen, durch prachtvolle Laternen bewirkten Erleuchtung der Straßen und des Innern der Gebäude sind Feuerwerke verknüpft, durch welche die Chinesen auch ihre große Geschicklichkeit in der Feuerwerkerkunst beurkunden. Am fünften Tage des fünften Monats findet ein großes Fest statt, das zu Wasser gefeiert wird und in Spielen, Schmausereien und Wassergefechten auf Drachenbooten besteht.

Von den Lustbarkeiten verdienen hier noch die Komödien, Marionettentheater und Taschenspieler Erwähnung. Ein stehendes Theater hat China nicht, mit Ausnahme Pekings, wo sechs Theater in einer und derselben Straße erbaut sind, und einige andere große Städte ausgenommen; selbst der Hof ist mit herumziehenden Gesellschaften zufrieden (Taf. 79 *Fig. 2* chinesisches Theater). Die Stücke sind gewöhnlich aus der chinesischen Geschichte genommen und werden fast gänzlich wie Recitative abgesungen. An Regelmäßigkeit, Einheit des Orts und der Zeit ist nicht zu denken. Die weiblichen Rollen werden von Castraten gespielt. Geister, Thiere, gräßliche Scenen von körperlichen Strafen u. s. w. fehlen in den Stücken gewöhnlich nicht. Man führt auch Pantomimen auf; die Taschenspieler machen sehr überraschende Künste, und die Künste der Seiltänzer, Gaukler (*Fig. 1*) und Luftspringer sollen die selbst der geschicktesten Europäer übertreffen. Der Marionettenspieler läßt unter einem Vorhange von blauem und weißem Zeuge, der bis an die Knöchel reicht, sehr kleine Marionetten eine Art Komödie spielen. Der kleine Kasten auf dem Kopfe stellt das Theater vor. Doch hat man auch andere Marionettentheater, wo der Spieler neben dem Kasten, auf welchem die Figuren sind, steht, und diese durch Fäden bewegt werden (Taf. 94 *Fig. 1*). Ein Man bläst dazu mit einer Bambusflöte und schlägt mit dem einen Fuße eine Pauke, mit dem andern die Becken. Auch die Bonzen (Taf. 55 *Fig. 5*), eine Art Bettelmönche, Priester des Foismus, müssen oft zu Taschenspielerkünsten ihre Zuflucht nehmen, um dürftiges Almosen zu erhalten. Sie gehen von Thüre zu Thüre und singen eine Art eintönigen Gesang, den sie mit schwachen Schlägen auf ein hohles, birnenförmiges Stück Holz begleiten.

Schließlich werfen wir noch einen Blick auf die oben schon erwähnten Tübeter und Koreaner.

Die **Tübeter** oder **Thibeter** (Thibetaner) sind die Bewohner des hohen, kalten Tafellandes Innerasiens, das im Süden vom Himalaja und im Norden von den Gebirgsketten des Kuen-lün begrenzt ist, und vom Indus und Jaru-zangbo-tschu bewässert wird. Sie selbst nennen sich Bod-gschi und Bod-ba und ihr Land Bod. Außer genanntem Lande bewohnen die Tübeter die südlichen Thäler des südöstlichen Himalaja in der Landschaft Bhotan oder Butan; auch wohnen sie unter dem Namen Bhotijas u. s. w. im nepalesischen und dem unter den Briten stehenden Himalaja, sowie oft unter ganz andern Namen in den westlichen und südlichen Provinzen von China. Sie haben breite, flache Gesichter, platte Nase und enggeschlitzte Augen; doch zeigen sich außer diesen mongolischen auch kaukasische Züge, die besonders an semitische Physiognomien erinnern. Sie sind von Statur wohlgebildet, stark und ziemlich groß, leiden aber in Folge der Gebirgsbeschaffenheit des Landes häufig am Kropfe. Wo sie nicht durch andere Völker verdorben, schildert man sie als friedliebend, mild, ehrlich und offen. Das Land ist wenig ergiebig, daher die Bevölkerung sehr schwach. Außer dem Ackerbau bildet die Viehzucht ein Hauptgewerbe der Tübeter. Sie treiben Pferde- und Rinderzucht, namentlich aber Schaf- und Ziegenzucht, und ihre Ziegen sind die bekannten Kaschmirziegen, aus deren Wolle die theuern Kaschmirshawls gewebt werden. Die Industrie der Tübeter beschränkt sich hauptsächlich auf Wollen- und Seidenweberei, Gold- und Silberschmidwaaren, Holzschnitzwerke, Bildhauerei und Drechslerwaaren. Von letztern sind namentlich hölzerne Schalen sehr beliebt. Ihre Häuser bauen sie massiv von rohen Bruchsteinen, sehr groß und oft mehre Stockwerke hoch, sodaß zuweilen mehre hundert Menschen darin Platz haben können. Die Kleidung besteht aus einem Rocke, der im Sommer von Wollenzeug, im Winter von Schaf- oder Fuchspelz, oder auch dickfilziger Wolle ist. Eine

Pelzmütze, die mit den Zähnen wilder Schweine oder Schildplattstücken, bei den Reichen außerdem mit Perlen verziert ist, bedeckt das Haupt. Die Wohlhabenden tragen auch wol seidene Kleider und schönes Pelzwerk, und die Frauen ein Wamms mit kurzen Aermeln und eine Schürze von Etamin oder Seide; den Hals aber bedecken sie mit einem kleinen Tuche. Männer und Frauen schmücken sich auch mit Ringen, Armbändern und Halsschmuck aus Korallen. Die Füße bedecken bei beiden Geschlechtern oft sehr kostbare Stiefeln. Obgleich sie hiernach viel auf den Putz verwenden, sollen sie doch sehr unreinlich sein und sich nur selten waschen.

Ihre Sprache ist sehr rauh, reich an Verbindung harter Consonanten, und wird in mehren Dialekten gesprochen. (Taf. 55 *Fig. 9* ein Tübeter.)

Die Koreaner bewohnen die Halbinsel von Korea, die im Chinesischen gewöhnlich Kao-li, im Japanischen Koo-raï genannt wird. Sie stammen von einer längst untergegangenen mittelasiatischen Nation, den Sian-pis, die das Ghiringebirge in der Mongolei, nordwestlich von Peking, bewohnten. Ihre wohlklingende Sprache ist jetzt mit vielen chinesischen und japanischen Wörtern vermischt. Der Koreaner ist größer als der Chinese und Japaner, von Körperbau stärker, nerviger, kräftiger, ebenmäßiger gebildet, und dabei ist er rüstig und behend. Das Gesicht ist mongolisch, nähert sich aber dem kaukasischen. Der Koreaner ist ernst, gelassen, freimüthig, sein Gang verräth Sicherheit, seine Körperhaltung mehr Selbständigkeit und Energie als bei Japanern und Chinesen, aber in Verfeinerung der Sitten steht er ihnen nach. Dabei ist er unreinlich und ziemlich unmäßig im Essen und Trinken. Gesang und Tanz lieben sie sehr. Von schlechten Eigenschaften schreibt man ihnen Hang zum Lügen, Betrügen und Stehlen zu. Dabei sollen sie abergläubisch und weibisch sein. Zur Kleidung gehören gestickte und bunte Roben, auch kurze Aermeljacken, und theils hohe, viereckige Peltzmücken, theils runde, breitkrempige Hüte, sowie Stiefeln von Leder, Baumwolle oder Seide. Die Vornehmen lieben purpurfarbene Seide, auch Gold- und Silberstickereien an ihren Kleidern. Die Kleider der Frauen sind mit Borden und Schnüren geziert.

Der König von Korea ist sowol der chinesischen als der japanischen Regierung zinspflichtig, aber doch unumschränkter Herr in seinem Lande. Das Volk treibt Ackerbau, Hanf-, Baumwoll- und Tabacksbau, Seiden- und Viehzucht. Reis ist das Hauptnahrungsmittel, und das Tabacksrauchen ist bei beiden Geschlechtern sogar von Kindheit an allgemein. Die Häuser der Vornehmen sind prächtig, die des gemeinen Mannes klein, in den Städten von Ziegeln, auf dem Lande von Fachwerk; die Bauart ist der chinesischen sehr ähnlich. (*Fig. 7* ein Koreaner aus dem Volke.)

Die Siamer.

Die Siamer oder Siamesen haben große Gesichter mit breiter, an den Seiten durch die Haare bedeckter Stirn, großen, breiten, hervorstehenden Backenknochen und so plattem Hinterkopf, daß er vom Wirbel bis zum Genick fast eine Linie bildet. Die Gliedmaßen sind groß, die Muskeln schlaff. Die Hautfarbe ist schwärzlichbraun, die Zähne werden schwarz gebeizt, die Nägel, besonders der am Zeigefinger, sehr lang getragen, und die Lippen sind durch vieles Kauen des Betels sehr roth. Die Kleidung ist einfach. Der Oberkörper ist ganz bloß oder nur mit einem Tuche bedeckt. Um Hüften und Schenkel wird ebenfalls ein Tuch gehüllt. Nur die Vornehmen tragen Kleider, und zwar von rother Farbe. Die Männer färben ihre Füße bis an die Waden blau. Der Kopf ist gewöhnlich unbedeckt; auf Reisen dient ein Hut, aus Schilf oder Palmenblättern geflochten, zum Schutze, und nur der König und die vornehmen Beamten tragen eine pyramidenförmige Mütze mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Die Priester bedecken ihren Körper sorgfältig. Die Siamer sind reinlich, baden sich oft und salben sich mit wohlriechenden Wassern und Oelen. Auch Mäßigkeit im Essen und Trinken zeichnet sie aus. Die Hauptnahrung besteht in Reis. Früchte, Eier, Geflügel und Fische werden auch oft genossen, seltener das Fleisch von Säugthieren. Man tödtet nur die wilden und gefährlichen Thiere; denn sie glauben an eine Seelenwanderung, d. h. sie meinen, daß die Seelen der Verstorbenen in die gutartigen Thiere fahren. Zum Getränke haben sie Wasser und Büffelmilch, die Vornehmen auch Arak und Wein. Ihre Achtung für die Verstorbenen ist groß, ebenso die Liebe zu ihren Kindern. Die Leichen der Vornehmen werden verbrannt, die der Armen aber ins Wasser gelegt. Nicht selten knetet man die Asche der Gestorbenen zu Teig und macht unter vielen Ceremonien ein Bild des Buddha daraus, welches zuweilen vergoldet und in einen Tempel gebracht, oder von den Hinterbliebenen als Hausgötze aufbewahrt wird. Uebrigens haben es die Siamer in der Verstellung und Lüge weit gebracht, und ebenso wie sie gegen Höhere kriechend sind, betragen sie sich gegen Niedere hart und stolz. Diebstähle sind, wahrscheinlich wegen der sehr strengen Gesetze, selten. Die Siamer haben eine eigene Sprache, die von der Linken zur Rechten geschrieben und gelesen wird. Die Palisprache ist die Religionssprache und nur den Priestern bekannt. In den Gewerben, Künsten und Wissenschaften sind die Siamer noch weit zurück. Buddha, den sie neben vielen andern Gottheiten und Schutzgeistern verehren, nennen sie Sommona-Kadom. Der Herrscher ist Despot und die Unterthanen seine Sklaven, über deren Leben und Eigenthum er frei verfügen kann.

Die Japaner.

Die Japaner sind im Allgemeinen von Mittelgröße und braungelber Farbe, die oft ins Bleifarbene übergeht. Nur die vornehmen Frauen, welche der freien Luft und der Sonne weniger

ausgesetzt sind, findet man so weiß wie die Europäerinnen. Die Augen sind tiefliegend, enggeschlitzt, aber schön schwarz, und beim weiblichen Geschlechte sehr freundlich und Verkünder inwohnender Gemüthlichkeit. Die Augenbrauen stehen sehr hoch, und von den Augenwinkeln laufen viele Runzeln gegen die Schläfe aus. Die Nase ist kurz, ohne jedoch abgestumpft zu sein, der Kopf meist groß, der Hals dagegen kurz, und die schwarzen, dicken Haare sind glänzend, da sie geölt werden. Bis auf die Haare am Hinterkopfe und Scheitel, welche sie auf dem Wirbel in einen Busch vereinigen, scheeren sich die Männer das Haupt kahl. Ihr Bart ist sehr schwach. Die Frauen lassen ihre Haare lang wachsen, binden sie auf dem Kopfe zusammen und stecken viele lange Nadeln hindurch. Unter den Frauen gibt es übrigens wahre Schönheiten, aber alle sind von Statur klein. Was den Charakter der Japaner betrifft, so ist ihnen ein gesunder Verstand nicht abzusprechen; sie sind hinterlistig, unterwürfig gegen ihre Vorgesetzten, und sowol gegen einander als gegen Fremde sehr höflich, wozu sie schon in der frühesten Jugend angehalten werden. Stolz, Hochmuth, Rachsucht, Entschlossenheit und Geringschätzung des eigenen Lebens, daher sie sich nicht vor dem Tode fürchten, sind die vorzüglich hervortretenden Charakterzüge der Japanesen. Sie grüßen entweder durch eine Kniebeugung, oder wollen sie recht unterwürfig grüßen oder Jemand eine recht große Ehre anthun, so knieen sie nieder und neigen das Gesicht zur Erde. Jedoch ist diese Art zu grüßen nur im Zimmer gebräuchlich. Sie sind sehr rachsüchtig, aber auch in der Freundschaft sehr treu, und auf Ehre halten sie außerordentlich. Mäßig im Essen und Trinken, reinlich, arbeitsam und sparsam, ehrlich und treu sind sie auch, erheben sich aber über alle andern Völker ebenso stolz wie die Chinesen. Bei ihren Arbeiten findet man sie gewöhnlich singend, wie sie überhaupt fast immer munter und lustig sind. Wenige Völker lieben einen so großen Prunk wie sie. Ihre Kleidung ist keiner Mode unterworfen, seit Jahrhunderten ist sie dieselbe geblieben. Ihr langer, weiter, seidener oder wollener Rock mit weiten Aermeln gleicht den türkischen Schlafröcken. Er ist bei den Männern einfarbig, bei den Weibern großblumig und anschließender. Die Männer tragen 3—4, die Weiber aus Eitelkeit oder zum Schutz wider die Kälte 10, ja 30—50 solcher Röcke übereinander; denn sie sind sehr leicht. Ein Gürtel hält sie zusammen. Darüber tragen sie wol auch noch eine Art Mantel. Beinkleider sind nur bei der Staatskleidung im Gebrauch. An den Füßen trägt man Sandalen mit und ohne Strümpfe. Schwarz ist die gewöhnliche Farbe der Kleider; weiß ist die der Trauer bei ihnen. Die Hüte sind aus Stroh, Holz oder Leder, bemalt und lackirt. Der Kopf derselben ist sehr klein, desto größer aber die Krempe.

Berg-, Acker- und Gartenbau, Fischerei und Seidenzucht wird in Japan weit mehr betrieben als Jagd und Viehzucht. Ihre Seidenzeuge sind die vorzüglichsten, welche im Handel vorkommen. Auch in Lackirarbeiten sind sie sehr geschickt, sowie in Metallwaaren, und das Porzellan ist besser und dauerhafter als bei den Chinesen. In der Heilkunde sind sie ebenfalls weiter als die Chinesen, ihrt Schiffahrt ist aber noch sehr mangelhaft; doch kennen sie den Gebrauch des Compasses, und der Kreis ist in 12 Theile (Winde) getheilt. In der Astronomie sind sie auch noch weit zurück; ihre Land- und Seekarten sind aber nicht übel und vielleicht Copien europäischer. Der auswärtige Handel ruht ganz in den Händen der Chinesen und Holländer, doch ist er nicht mehr von so großem Belange, da nur wenige Schiffe nach Japan kommen dürfen. Vor der Ausrottung des Christenthums gab es in Japan viele Religionen und Religionssekten, jetzt nur noch vier, nach Andern sieben herrschende Religionen. Einige verehren die Himmelskörper, Andere haben noch die alte Religion des Landes: die Sintoreligion, deren Haupt Kin-Reh, bei den Europäern Dairi heißt und zugleich das geistliche Oberhaupt aller Japaner ist. Der Kubo oder Ziogoen ist im Besitze der weltlichen Macht und wird von dem Dairi, der wenigstens scheinbar über ihm steht, wenig beschränkt. Ueber die Hälfte des Reichs nehmen die Staats- oder Kronengüter ein; außerdem bekommt der Kubo beträchtliche Geschenke von den erblichen Fürsten des Landes. Da nun hierzu noch Steuern kommen, so ist der Kubo einer der reichsten Beherrscher der Erde. Das Heer wird größtentheils von den Erbfürsten gehalten. Die Gesetze der Japaner beruhen entweder auf Verordnungen der Kaiser, oder sind aus alten Gewohnheiten hervorgegangen. Das Gesetzbuch ist sehr kurz; Richter gibt es wenige, und die Strafgesetze sind sehr hart, werden aber gerecht gegen die Höhern wie gegen die Niedern angewendet. Die wachsame Polizei sucht die öffentliche Ordnung streng aufrecht zu erhalten. Alle Straßen in den Städten haben eigene Beamte, welche für gute Ordnung sorgen und wieder ihre Vorgesetzen haben.

Die Japaner bewohnen übrigens die Inseln Nipon, Sikok, Kiu-siu und Lieu-Kieu oder Riukiu. Ihr Name ist chinesischen Ursprungs und kommt von Schi-pan, was Sonnenaufgang bedeutet, und von den ersten Europäern, die es im südlichen China hörten, wo schi wie ja oder jat ausgesprochen wird, in Japan verwandelt wurde. Die Japaner sprechen dieses Wort Ni-fon oder Ni-pon aus, daher die Europäer die größte Insel Nifon nannten, obgleich der Name eigentlich allen zukommt. Die Japaner zeigen in ihrer Sprache nicht die geringste Aehnlichkeit mit den benachbarten kurilischen und mandschu-tungusischen Völkerschaften. Die Aehnlichkeit, welche sich in ihrer Sprache mit der chinesischen und koreaischen zeigt, stammt unstreitig aus spätern Zeiten her, als Japans Urbevölkerung durch chinesische Colonien civilisirt wurde und die Buddhareligion über Korea empfing; daß aber eine japanische Urbevölkerung

seit den ältesten Zeiten Japan bewohnte, ist sehr wahrscheinlich, nicht aber daß Japan vom festen Lande Asiens seine Bevölkerung bekommen habe. Taf. 55 erblicken wir *Fig. 10* eine japanische Dame, *Fig. 11* einen vornehmen Japaner, der im Begriff ist, seine feinen Handschuhe anzuziehen, *Fig. 12* einen solchen im Gallakleide. *Fig. 13* eine japanische Fischerfamilie und *Fig. 14* Sonnenschirm- und Zeichenträger. *Fig. 8* ist ein Bewohner der Insel Lieu-Kieu abgebildet. Derselbe hat einen blauen, bis an die Knie gehenden Rock an, mit rothem Gürtel, an dem Pfeife und Tabacksbeutel hängen, an den bloßen Füßen Sandalen und in der Hand einen Federwedel.

Die Völker Afrikas.

Seine Sonnenlage, Gestalt und Bodenform macht Afrika zum heißesten aller Erdtheile, und obgleich der vierte Theil in der gemäßigten Zone liegt, so hat doch auch dieser, den Nordabhang des Atlas ausgenommen, durch den Einfluß des Ganzen das heiße Klima des übrigen Afrika. Nur durch den fast ganz Afrika beherrschenden Passat wird die Ostküste kühler als die Westküste. Im Innern wechseln heiße Tage mit kühlen Nächten, oft sogar mit Nachtfrösten ab, ein für den Körper höchst verderblicher Wechsel; noch schädlicher ist aber der der heißen und nassen Jahreszeit, vorzüglich an den West- und Ostküsten, freilich auch desto heilsamer wirkend auf die Natur. Sobald nämlich der Regen nachläßt, dem die furchtbarste Hitze vorherging, zeigt sich die Natur in einer unbeschreiblichen Ueppigkeit. Alles hat neues Leben gewonnen, es ist die Wonnezeit des heißen Afrika. Doch nicht lange währet diese fruchtbare Jahreszeit, die Hitze nimmt zu, die Flüsse trocknen aus, die Pflanzen sterben bis auf wenige Saftgewächse ab, bis endlich wieder jene Zeit des reichen Segens beginnt. Die größte Fruchtbarkeit zeigt sich übrigens an den Küsten Afrikas, wo die großen Flüsse und die Hitze gemeinschaftlich wirken. Afrika ist nicht sehr bevölkert. Im Süden von Sudan (Nigritien) wohnt der dunkle Negerstamm, im Norden desselben als Urstamm der hellfarbige Berber, den aber spätere Einwanderer und Eroberer, als Mauren, Juden und Araber, in die Gebirge und Oasen zurückdrängten. Im Süden Afrikas wohnen die Hottentotten und Buschmänner, im Nordost die Habeschbewohner und ringsherum an den Küsten haben sich Europäer angesiedelt.

Die Mauren.

Der Name Mauren entstand im 8. Jahrh., als die Araber aus Afrika ins südliche Europa einfielen, indem man sie mit den alten Mauren in Mauritanien verwechselte und nicht allein alle seßhaften, d. h. nicht nomadisirenden Araber, sondern in Indien sogar alle Mohammedaner Mauren oder Mohren nannte, so wenig sie auch mit den eigentlichen Mohren (Negern) gemein haben. Vorzugsweise nennt man aber die seßhaften Araber im Moghrib' (Abendlande, Afrika) Mauren, von denen man weiß, daß sie als Nomaden einwanderten und erst im Laufe der Zeit feste Wohnsitze unter den Berbern, der Urbevölkerung des Moghrib', nahmen, mit der, sowie mit andern Völkern sie sich vermischten, dennoch aber sich die Herrschaft sicherten. Diese eigentlichen Mauren hat Gräberg de Hemsö in verschiedenen Ländern Afrikas längere Zeit zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er schildert sie als ziemlich schlank, wohlgebildet, von mittler Größe und nur durch die weite Kleidung dicker erscheinend als sie wirklich sind; doch sollen im spätern Alter Männer wie Frauen in Folge ihrer unthätigen Lebensweise und der wenigen Bewegung, die sie sich machen, ziemlich dick werden. Ihre Augen und Zähne sind schön; ihre Hautfarbe ist aber sehr verschieden wegen ihres Umgangs mit Frauen verschiedener Farbe, namentlich den Schwarzen des Sudan, und je mehr die Farbe sich dem Schwarzen nähert, desto schöner und von entschiedenerm Charakter sind die Männer. Die Frauen, in der Jugend wohlgebildet und hübsch, färben sich Augenlider und Wimpern mit Antimon und Antimonbleiglanz, und bemalen mit dem Henna Finger und Zehen, Gesicht und andere Theile. Die Kleidung der Mauren besteht aus einem Hemde mit weiten Aermeln und aus sehr weiten Beinkleidern von weißer Leinwand, worüber sie den Kaftan mit kurzen Aermeln tragen, die am Pulse zugeknöpft sind, gewöhnlich von hellgelber Farbe, oder himmelblau, wozu Viele eine mehrfarbige Leibbinde fügen. Darüber zeigt sich der Hhaik oder Mantel von röthlicher Baumwolle oder Seide, der nach Art einer römischen Toga getragen wird. Zuweilen wird noch ein anderes Kleidungsstück von blauem Tuche, mit Kapuze, hinzugefügt, das man Burnus nennt, oder eine leichtere Unterweste, Sulham genannt, gewöhnlich von weißem Kasimir. Die Kopfbedeckung besteht aus einer rothen Mütze, welcher von Solchen, die einmal nach Mekka gepilgert sind, ein Turban von weißem Mousselin hinzugefügt wird. Den Fuß bekleiden gelbléderne Schuhe oder Halbstiefeln. Den Hhaik tragen auch die Frauen, ja er ist oft ihr einziges Kleidungsstück und oft so fein, daß er fast durchsichtig ist. Die mehr Bemittelten aber tragen auf dem bloßen Leibe ein weites und schönes Hemde von feiner Leinwand, auf dem Busen mit Gold gestickt, uud darüber einen geräumigen Kaftan, gewöhnlich von Tuch, oder auch von golddurchwirktem Sammet. Das Haupt umwinden Streifen eines seidenen oder golddurchwirkten Schleiers (A'baur), der auf dem Nacken festgebunden wird, wo seine Schleifen mit den Haarflechten auf den Gürtel fallen. Zuweilen fügt man dazu ein mit Goldmünzen und Perlen verziertes Band (A'zaba oder Sfifa), welches die Stirn nach Art eines Diadems umgibt. Am obern Theile des Ohres tragen sie einen kleinern Ring (Amara), und am Ohrläppchen einen größern, gewichtigern (Kherfi, Khorsa), beide mit kostbaren Steinen geschmückt. Um

den Hals hängen Ketten von Gold- und Silbermünzen mit Juwelen, die man Tezra nennt, und die Pulse umschließen dicke, goldene oder silberne Armbänder (Deblis, Mukis), die aber auch am Beine getragen werden, und der untere heißt dann Khelkal, der um das Knie Nuccus. Ueber den Kaftan tragen sie ein leichtes, leinenes Oberkleid (Mon-oria), das mittels eines Gürtels von carmoisinrothem Sammet mit Gold gestickt und mit goldener oder silberner Schnalle, oder einfach mit einer verschlungenen Binde um den Leib befestigt wird. Sie tragen rothe Pantoffeln, aber ebenso wie die Männer keine Strümpfe. Die niedere Classe und die Armen tragen als einziges Kleidungsstück eine Art Sack von grober Leinwand, Dschelabia genannt, oben mit einem Loche für den Kopf, und mit Löchern an der Seite, um die Arme durchzustecken. (Taf. 372 *Fig.* 2 vornehmer Maure, *Fig.* 3 maurischer Kaufmann, *Fig.* 4 Araberhäuptling aus Algerien, *Fig.* 5 jüdisches Mädchen in Algier, *Fig.* 6 Negersklavin daselbst.)

Das Baden ist auch bei den Mauren, wie bei allen Mohammedanern, gleichsam eine religiöse Handlung, die nie unterlassen werden darf, und die öffentlichen Bäder sind auch bei ihnen zugleich Versammlungsörter zur geselligen Unterhaltung (*Fig.* 1 maurische Bäder in Algier). Die gewöhnlichste und beste Speise der Mauren ist der Sucfu oder Cuscusu, der aus einem feinen Teige von Coriandersamen, Fleischbrühe, Butter, Eiern, Safran, spanischem Pfeffer u. s. w. besteht und mit den Fingern aus einer großen Schüssel gegessen wird. Kaffee wird selten getrunken, aber mehrmals des Tages Thee. Statt des Tabacks rauchen sie häufiger eine Art Hanf (Hhashischa) oder den Samen einer Pflanze Namens Kif.

Von dem Charakter der Mauren sagt der obengenannte Schriftsteller: „Wir, die wir zwölf Jahre mit den Mauren mehrer atlantischen Länder gelebt und verkehrt und deren Charakter aufmerksam erforscht haben, können gewissenhaft erklären, daß alles Gemeinste und Verächtlichste, was es im menschlichen Herzen gibt, den allgemeinen Charakter dieser Afrikaner bildet. Sie sind und werden noch viele Jahre dieselben Barbaren sein, welche sie zu Sallust's und Procopius' Zeiten waren: unbeständig, treulos, lügnerisch, grausam, unfähig durch Furcht oder durch Wohlthaten im Zaume gehalten zu werden. Ihre vorherrschenden Leidenschaften sind sinnliche Liebe, Rachsucht, Ehrgeiz und Habsucht. Von einem grausamen, wilden, herrischen, mitleidlosen Charakter, ist ihnen jede Idee von Wohlwollen und Mitleid fremd. Gegen ihre Untergebenen stolz, hart und anmaßend, sind sie gegen ihre Obern kriechend und demüthig und gegen Mächtige vom unedelsten knechtischen Benehmen. Die Habsucht ist unglaublich und würde mehr wie einmal das Sprüchwort wahr machen, daß Einer von ihnen sein Auge hingeben würde, um an dessen Stelle eine Goldmünze zu setzen. Sie scharren Reichthümer zusammen, stellen sich aber arm dabei. Dazu sind sie fanatisch, gleißnerisch und grausam, verabscheuen alle Fremden, verfolgen die Christen und unterdrücken auf die ungerechteste Weise die Juden; besonders aber hassen sie die Türken, weil sie dieselben für Ketzer und Propagandisten, und die römischen Katholiken, weil sie diese für Götzendiener halten. Bei körperlichen Züchtigungen, bei Schmerzen und Leiden überhaupt zeigen sie die kalte Unempfindlichkeit der Wilden." Wir haben aus dem Sündenregister der Mauren nur das wichtigste ausgewählt; denn Gråberg de Hemsö erzählt noch viel mehr von ihnen. Die Frauen leben ganz abgeschlossen, und sie wie ihre Männer glauben: Gott habe das Weib nur zum Sinnengenuß und zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts geschaffen. Die Frauen sind daher damit zufrieden, in ihrem Harem eingeschlossen zu werden, und sie würden es als Beleidigung betrachten, wenn ihr Gatte sie fremden Blicken vorstellte.

Die Beduinen haben wir schon in Asien kennen gelernt, und bemerken daher nur, daß wir Taf. 367 *Fig.* 4 u. 5 auch arabische Caravanen sowie *Fig.* 1—3 ägyptische Fellahs und Beduinen mit ihren Zelten abgebildet haben, und zwar während eines durch zwei Beduinen ausgeführten kriegerischen Tanzes.

Die Abyssinier.

Die Abyssinier (Habbesch, Habessinier) bewohnen das ostafrikanische Hochland und sind ein semitischer Stamm, der sich selbst am liebsten Ajazjan, aber auch oft Itjopjawan (Aethiopier) nennt, weil er sich unter den eigentlichen Aethiopiern niedergelassen. Sie stammen von den Kuschiten in Arabien ab, daher sie, wie ihr Stammvolk, in der Bibel Kusch heißen. Noch vor Mose müssen sie den schmalen Meeresarm des arabischen Busens überschritten und sich des nachmaligen Königreichs Tigre bemächtigt haben. Das Wort Habbesch bedeutet eigentlich so viel wie „gemischtes Volk", und im gegenwärtigen Zustande erscheinen die Bewohner des ostafrikanischen Hochlandes wirklich als ein solches. Die Mehrzahl der Bevölkerung ist ein schön geformter Menschenschlag der kaukasischen Race, mit der Gesichtsbildung der Nomaden Arabiens. Das Gesicht ist oval, die Nase fein zugeschärft, der Mund wohl proportionirt, mit regelmäßigen, nicht im geringsten aufgeworfenen Lippen, lebhaften Augen und schön gestellten Zähnen; etwas gelocktes, aber auch glattes Haupthaar und eine mittlere Körpergröße charakterisirt sie außerdem. Der größere Theil der Bewohner der Hochgebirge von Simen und der Gefilde um den Zanasee, sowie die Felascha oder Juden, die heidnischen Gamant und die Agows gehören, trotz der Verschiedenheit ihrer Sprachen und Dialekte, zu diesem Volksstamme. Eine zweite Abtheilung der Bewohner Abyssiniens hat eine minder zugeschärfte und durchgehends etwas gekrümmte Nase, dicke Lippen, längliche und nicht sehr feurige Augen, sowie ein sehr star-

gekräuseltes, dichtes, beinahe wolliges Haar. Zu ihnen gehört ein Theil der Bewohner der abyssinischen Küste, der Provinzen Hamasen und der andern Districte längs der nördlichen Grenze von Abyssinien. Drittens nennt Rüppel, dem wir in unserer Charakteristik der Abyssinier folgen, die Galla, wozu auch die Schoho gehören. Die im Allgemeinen wenig ansprechenden Gesichtszüge dieses Stammes findet man ziemlich häufig bei den Bewohnern der Provinz Tigre und unter der Soldateska der meisten andern Districte. Negerphysiognomien gewahrt man nur bei den von Westen her eingeführten Schangallasklaven und deren Bastardabkömmlingen. Mit Ausnahme dieser, welche durchaus schwarz sind, ist die Hautfarbe der übrigen Bewohner Abyssiniens sehr verschieden, vom hellen Braungelb bis zum dunklen Schwarzbraun.

Die Abyssinier werden als ebenso verdorben wie die Mauren geschildert. Reisende schildern den moralischen Zustand mit den schwärzesten Farben: was Treu und Glauben und jede andere Tugend sei, ist ihnen unbekannt geworden; ihr ganzes Wesen besteht aus allen Lastern, denen das menschliche Herz nur irgend fähig ist, und davon sind die christlichen Bewohner keineswegs ausgenommen. Die Ehe kennen sie nur dem Namen und der Form nach; beide Gatten lassen sich gehen, wie der sinnliche Trieb sie führt, und dies fängt bei den Vornehmen an und pflanzt sich von da auf deren Umgebungen fort, und so wird Immoralität überall verbreitet. Sie ist aber um so gefährlicher, als der äußere Schein streng aufrecht erhalten wird. In Mitten dieser allgemeinen Entsittlichung zeigen sich doch einige Spuren guter Eigenschaften, und dahin ist vorzüglich die Gastfreundschaft, der Schutz und die Sicherheit zu zählen, die sie dem Fremdlinge gewähren. Von einer geordneten Regierungsweise ist in Abyssinien nicht die Rede. Das ganze Land ist der Anarchie verfallen, worin der Mächtigere und Listigere so lange das Regiment führt, bis er von einem Andern überflügelt wird. Rüppel sagt: Die Geschichte der letzten sechzig Jahre zeigt eine vollkommene politische Auflösung des Landes und dreht sich blos um die Häuptlinge, welche in den verschiedenen Provinzen, als gleichsam voneinander unabhängigen Staaten, sich zu unumschränkten Herrschern aufwarfen, durch List und Kühnheit ihre Nebenbuhler verdrängten, und dann meistens wieder selbst durch die Treulosigkeit ihrer Verbündeten gestürzt wurden. So herrschten denn immerwährend Bürgerkriege, deren Folge eine zunehmende allgemeine Verarmung ist. Das Grundeigenthum hat fast keinen Werth mehr, der Ackerbau wird fast ganz vernachlässigt, und die Viehzucht ist sehr im Abnehmen. Auch der Verkehr ist wegen der großen Unsicherheit oft ganz unterbrochen. Die meisten Wohnungen sind kleine, schmuzige Strohhütten, umgeben von einer hohen Dornenumzäunung zum nächtlichen Schutze der Hausthiere. Nur wenige Häuser haben eine gewöhnlich 4 Fuß hohe, kreisförmige Steinmauer als Basis, sowie ein solides, konisches Strohdach, das in der Mitte auf einem Hauptpfeiler ruht und außerdem von einer kreisförmigen Reihe hölzerner Stützen getragen wird. Das Tageslicht kann nur durch die kleine Hausthür eindringen. In Baharnegasch im Reiche Tigre haben die Häuser flache Dächer, auch wohnen manche Abyssinier noch, wie in alten Zeiten, in Höhlen, oder man errichtet Mauern in geraden Winkeln an den jähesten Bergabhängen, und legt darüber ein Rasendach, sodaß es mit dem Bergabhange völlig eins wird und das Ganze dadurch das Ansehen einer Höhle gewinnt. Städte gibt es sehr wenig, und sie bestehen meistens nur aus Gruppen kegelförmiger Strohhütten. Die Kleidung der Abyssinier ist einfach und besteht theils aus Fellen, theils aus Baumwollzeug. Kurze, gewöhnlich weite Beinkleider und ein Tuch um die Schulter geworfen, machen gewöhnlich den ganzen Anzug aus. Die Vornehmen haben jedoch ein Hemd von weißem indischen Zeuge, mit engen Aermeln und sehr feinen bunten Seidenstickereien; darüber werden mehre baumwollene Talare geworfen. Arm-, Hals- und Fußspangen sind von Silber. Rothe Pantoffeln werden von Aegypten eingeführt, schwarze aber im Lande verfertigt. Die Weiber verhüllen sich bis ans Kinn, und die Aermel fallen bis auf die Fingerspitzen herab. Die Waffen der Männer sind hauptsächlich Schild und Lanze. Ein krummes Messer, das 16 Zoll lang und unten 2 Zoll breit ist, steckt auf der rechten Seite in einem baumwollenen Gürtel. Uebrigens zeigen sich auch hier, wie in allen andern Ländern, kleine Abweichungen an Kleidung und Wohnung (Taf. 395 *Fig. 1* abyssinische Männer und Frauen, *Fig. 2* Reisende).

Die Fezzaner und die Bischarihn.

Die Fezzaner bewohnen die Oase Fezzan oder Fessan, und sind sowol in Farbe wie in Gesichtsbildung verschieden und daher wol ein Gemisch mehrer Völker. Die Bewohner des Nordens sind weiß wie die Araber; bei Morzuck aber tritt ein Farbenwechsel ein, und man bemerkt einen Uebergang von jener hellen Farbe zum Dunkel der Mulatten und von da bis zum Schwarzen der südlich lebenden Fezzaner, die an den Tuarikzweig der Berbern erinnern. Hornemann hält die Bewohner der Landschaft Schati für den eigentlichen oder Hauptstamm der Fezzaner. Sie sind von mittlerm Wuchse, dunkelbraun, mit schwarzem nicht langem Haar, ziemlich regelmäßigen Gesichtszügen und weniger eingedrückter Nase als beim Neger. Die Gestalt der Männer ist im Allgemeinen nicht schön; die Frauen sind auffallend häßlich, und beide Geschlechter sind ohne Kraft und Muth. Sie lieben Gesang und Musik, und sind zwar fröhlich, zuvorkommend und gastfrei gewesen, aber unter dem Drucke der Regierung ungastfreundlich, gierig, treulos und heimtückisch geworden. Die Fezzaner haben die arabische Sprache angenom-

men, sprechen sie aber in rauhem und hartem moghribschen Dialekte. Sie sind zwar Mahommedaner, mischen aber allerlei heidnische Vorstellungen in ihre Religion. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Handel, und Morzuk, die Hauptstadt des Landes, ist der vornehmste Sammelplatz und Marktort für die Caravanen, die von Kahira (Kairo), Benghasi und Tripolis den Verkehr mit den Sudaländern unterhalten. Einige Gewerbe, Acker- und Gartenbau werden in Fezzan auch betrieben. Ihre Kleidung besteht in einem groben, leinenen oder baumwollenen Hemde, eben solchen Beinkleidern und Sandalen von Kameelhaut. Gehen sie aus, so werfen sie auch wol eine wollene Decke, Abben oder Dscherid genannt, um, und Freitags setzen sie auch wol einen Turban auf und ziehen gelbe Pantoffeln an. Die Frauen haben vorn am Hemde Stickereien, und als vorzüglichsten Schmuck betrachten sie ihren Kopfputz und die Ringe an Armen und Füßen. An letztern tragen sie stets rothe Pantoffeln. Die Häuser, aus Lehmsteinen gebaut, sind niedrig und sehr unbequem.

Die Bischarihn (Bisherin, Bischarijin) wohnen nördlich von Abyssinien, östlich von den Barabra auf der Westseite von Massaua bis Suez, auf den Gebirgen, die das Rothe Meer begleiten. Sie scheinen die Nachkommen der im Mittelalter mächtigen, zu beiden Seiten des Rothen Meeres den Welthandel beherrschenden Bega oder Bedscha zu sein, in noch früherer Zeit aber von der Insel Meroë aus das ganze Nilthal bis Assuan beherrscht zu haben und also von den echten Aethiopen, im engern Sinne, den Aethiopen des blühenden Meroë abzustammen. Die Bischarihn theilen sich in drei Abtheilungen; in die eigentlichen Bischarihn, in die Hadharebe oder Adareb und die Ababdeh. Sie reden jedoch eine Sprache und sind in der Gesichtsbildung, wie im ganzen Aeußern, den Barabras des Nilthals und zum Theil den Bewohnern von Abyssinien sehr ähnlich. Ihre Farbe ist das dunkelste Braun, fast Schwarz, ohne daß das Gesicht den Negertypus zeigt. Das Volk ist räuberisch und kriegerisch, und die zahlreichen einzelnen kleinern Stämme leben immer in Feindschaft und Krieg miteinander.

Die Bewohner Aegyptens.

Die Hauptheile der Bevölkerung Aegyptens sind Kopten, Araber und Türken, außerdem Juden u. s. w. Der kleinste, aber herrschende, bevorzugte Theil sind die Türken, die Araber der größte, die Kopten der älteste. Die Araber machen entweder die Ackerbauer (Fellahs) oder Handwerker, und die weiten Wüstenräume durchziehen viele arabische Wanderstämme oder Beduinen, die früher als Räuberhorden Aegypten unsicher machten, jetzt aber durch den Beherrscher des Landes so gut wie entwaffnet sind.

Von den Kopten mögen im ganzen Lande noch etwa 150,000 zerstreut leben. Sie sind von mittler Größe, dick, dunkelgelbbraun von Farbe, mit schwarzen Haaren, eingedrückter Nase, aufgedunsenen Lippen, schwarzen vorstehenden Augen und trübem Blicke, haben ihre eigene Sprache, sprechen aber gewöhnlich die arabische, sind verständig, klug, ernsthaft, ausdauernd und werden von den Türken als Schreiber, Steuereinnehmer, Tagelöhner u. s. w. benutzt. Kopten wohnen auch in Nubien, Abyssinien, Cypern u. s. w. Ihre Religion ist die griechisch-christliche, nach den Grundsätzen des Eutychius. Die Moslim-Aegypter machen die Mehrzahl der Einwohner Aegyptens aus. Sie sind Abkömmlinge verschiedener arabischer Stämme und Familien, welche sich zu verschiedenen Perioden in Aegypten niedergelassen haben; allein durch Vermischung mit den Kopten und andern Stämmen, sowie durch die in Aeghpten herrschenden Sitten, hat sich der arabische Charakter sehr verwischt. Sie sind von mittler Größe und meist wohlproportionirt, die Männer muskulös und stark, die Weiber schön geformt. Die Haut ist sehr hellgelb und weich, doch bei den Bewohnern Mittelägyptens mehr braungelb, in den südlichen Provinzen dunkelbronzefarbig oder braun und gegen Nubien hin sogar fast schwarz. Das Gesicht ist meist schön, oval, mäßig groß, doch hervorstehend, die schwarzen glänzenden Augen liegen tief in den Höhlen, die Nase ist gerade und etwas dick, der Mund wohlgebildet mit meist etwas vollen Lippen, die Zähne vorzüglich schön, der Bart gewöhnlich schwarz, kraus, aber etwas spärlich. Die Kleidung ist die gewöhnliche der Mohammedaner. Die Männer, welche nicht der ärmsten Classe angehören, tragen lange Beinkleider und einen langen weiten Rock (Hemde) von Linnen oder Kattun, oder auch von wollenem Zeuge (meist blau oder braun), welcher vom Halse an bis zur Mitte des Leibes offen ist. Ueber diesem tragen einige einen weißen oder rothen wollenen Gürtel. Der Turban besteht in der Regel aus einem weißen, rothen oder gelben Shawl, oder einem Stücke groben Kattun oder Mousselin, das sie um eine weiße oder braune Filzmütze winden. Die Beinkleider sind weit. Manche Aegypter sind jedoch so arm, daß sie weder diese noch einen Turban, sondern nur einen blauen oder braunen Rock tragen. Bei kaltem Wetter bekleiden sich viele mit einem Mantel. Die Schuhe sind von rothem oder gelbem Leder oder Schaffelle. Alle Aegypter lassen sich die Kopfhaare abscheeren, bis auf einen kleinen Schopf auf dem Wirbel. Frauen aus der niedern Volksclasse tragen lange Beinkleider und darüber ein weißes oder blaues Hemde mit langen weiten Aermeln, und den Kopf umwinden sie mit einem schlechten Tuche; die mit schlechtem Metall u. s. w. gezierten Haare lassen sie in Flechten herabhängen. In den Ohrläppchen, auch wol in dem Nasenknorpel tragen sie Ringe. Ein großer Schleier umhüllt sie und steht mit einem leinenen durch Bänder so in Verbindung, daß nur die Augen frei bleiben, das ganze übrige Gesicht hingegen verdeckt ist. Nur von der Stirn erscheint ein

kleiner Theil, der aber auch durch schwarze und blaue Schnörkel sehr entstellt ist. Bei den Vornehmen gleicht der Schnitt der Kleider ziemlich dem der Männer; doch ist Alles feiner und prachtvoller, und über dem Hemde tragen sie ein leichtes Atlasgewand. Beim Ausgehen wird ein Mantel und ein langer schwarzer seidener Schleier übergeworfen; der Kopfputz ist mannichfaltig.

In Speisen und Getränken sind die Aegypter mäßig, sogar der Reiche und Vornehme theilt die Einfachheit in der Mahlzeit mit den Armen. Reinlichkeit des Körpers ist eine Hauptsorge, namentlich den Weibern. Aberglaube, Hang zu sinnlichen Vergnügungen herrscht dagegen überall. Auch schildert man die Aegypter als geizig, heuchlerisch, verrätherisch, diebisch, feige und träge. Im Ganzen gleichen die Sitten und Gebräuche denen der Osmanen. (Taf. 367 *Fig. 1* u. *3* ägyptische Fellahs und Beduinen, *Fig. 2* Tänze und Zelte derselben, *Fig. 4* u. *5* arabische Caravane in Aegypten. Taf. 25 *Fig. 1* m Kopfbedeckung eines koptischen Patriarchen, n eines koptischen Priesters, o eines Aegypters, p eines ägyptischen Kameeltreibers und d des Volkes in Kairo. Taf. 372 *Fig. 7* vornehme Frau aus Kairo, und Taf. 367 *Fig. 6* eine Hochzeit von Kairo.)

Die Berbern.

Die Berbern, die sich aber selbst Amazirghen nennen, d. h. Edle, Freie, sind die echten Nachkommen der ältesten Bewohner von Mauritanien, Numidien und Libyen, oder des Moghrib (Abendlandes), wie die Araber das nördliche Afrika nennen. Sie wohnen von dem hohen Westufer des Nils und der Oasenkette, die auf der Abendseite Aegypten begleiten, bis zur Küste des Atlantischen Oceans, und vom Ufer des Mittelländischen Meeres und den Höhen des Atlasgebirges bis zum südlichen Rande der großen Wüste. Sie gehören dem semitischen Stamme an, sind aber in viele Stämme mit verschiedenen Dialekten eingetheilt: 1) Tamazirgt, a) eigentliche Berber oder Amazirghen, b) Schellöchen oder Schilluk. 2) Schowi, das sind Berber in Algier und Tunis, heißen aber auch Kabylen und Zuaven. 3) Die Einwohner von Wadreag und Wurgelah oder Wagela, welche den Eregeiahdialekt sprechen. 4) Die Beni-Mozab. Die Berberrotten der Mozabis, Biscaries, Wadreaganer und Wergelaner wohnen innerhalb der Grenze des alten Gätulia und sind mit Beduinenarabern untermengt. 5) Die Tuariks, die Bewohner der großen Wüste Sahara, welche den Tergiahdialekt sprechen.

Die Neger.

Der äthiopische Menschenstamm (Negerrace) hat seinen Wohnsitz in Afrika und zwar in denjenigen Gegenden, welche sich vom südlichen Rande der Sahara bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung erstrecken, also eigentlich in ganz Mittel- und Südafrika. Auch hier zeigen sich mancherlei Schattirungen sowol in äußerer Bildung als in Sitten. Die physischen Eigenschaften, sagt Pritchard, stehen bei den afrikanischen Völkern in einer augenscheinlichen Beziehung zu ihrem moralischen und geselligen Zustande und zu dem verschiedenen Grade von Barbarei und Civilisation, in welchem sie leben. Die Stämme, bei welchen der Negertypus in einem sehr hohen Grade ausgebildet ist, stehen gleichmäßig auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Gesellschaft; sie sind entweder grimmige Wilde, oder sie stellen sich uns als dumme, sinnliche und träge Geschöpfe dar, die sich kaum über das Thierleben erheben, wie die Papeln, Bullons und andere rohe Horden auf der Küste von Westguinea, und viele Stämme an der Sklavenküste uud der Bucht von Benin, Länder, wo der Sklavenhandel in der größten Ausdehnung betrieben worden und noch im Schwunge ist, und wie gewöhnlich seinen verderblichen Einfluß ausgeübt hat. Auf der andern Seite aber, wo wir von einem Negerstaate hören, dessen Bewohner einen beträchtlichen Fortschritt in ihrem geselligen Zustande gemacht haben, finden wir beständig, daß ihr physischer Charakter beträchtlich von dem stark ausgeprägten Negertypus abweicht. Die Ashantis, Sulimas und Dahomer können als Beispiele dafür dienen. Die Neger von Guba und Haussa, wo lange Zeit ein beträchtlicher Grad von Civilisation herrschte, sind vielleicht die schönste Race echter Neger auf dem Continente, wenn nicht die Dscholoffer auszunehmen sind. Diese waren seit der Zeit ihrer ersten Entdeckung durch die Portugiesen ein verhältnißmäßig civilisirtes Volk. Der Glaube an Einen Gott hat unter den Negern nur wenig Raum gewonnen. Ein großer Theil derselben verharrt innerhalb der rohesten Begriffe von religiösen Dingen, ein anderer Theil besteht aus Götzendienern, ein dritter ist von den Mauren zum Mohammedismus bekehrt worden. Der Islam, obgleich sehr verstümmelt, hat sich in ganz Mittelafrika eingebürgert; hier sind die Fulaher und Mandinger die eifrigsten in der Religion, und jetzt die Glaubensboten, die der Verbreitung des Christenthums von der Küste aus sehr große Hindernisse entgegenstellen. Nur im südlichen Afrika, unter dem Volksstamme der Beschuanen, auf deren Hochland der Islam nicht gedrungen, hat die christliche Lehre festen Fuß gefaßt.

Bei Betrachtung der vorzüglichsten Negerstämme beginnen wir mit den im Westen seßhaften auf dem Hohen-Sudan, wo die Fulaher und Mandinger die mächstigsten sind.

Einen weiten Raum, über 45,000 Quadratmeilen bewohnen die Fulahs. Sie verbreiten sich vom Atlantischen Ocean, unfern der Mündung des Senegal und von Senegambien im Westen bis zu den Königreichen Bornu und Mandara im Osten, und von der Wüste Sahara im Norden bis zu den Gebirgen von Guinea oder Kong im Süden. Die Fulahs heißen auch Foules, Fulbies, Fellanys, Fal-

latahs, Fellatahs, Peuls u. s. w. Namen, welche eigentlich verschiedenen Stämmen angehören, die aber durch gleiche Sprache sich zu Einem Volke vereinigen. In Senegambien und dem Gebirgslande hinter Sierra Leone haben die Fulahs vier Hauptstaaten gebildet: Futa-Toro, Futa-Bondu, Futa-Dschallon und Fulahdu. Diese vier Hauptstaaten werden von einem Wahloberhaupte regiert, das den Titel Almamy (El Imam) führt und als Vorsitzender einer oligarchischen Rathsversammlung betrachtet werden kann. In andern Negerländern, wo diese Nomadenstämme eingedrungen sind, zahlen sie den Landesherrn Tribut für das Land, welches sie besetzt halten. Die Fulahs weichen übrigens so von der eigentlichen Negerrace ab, daß viele Reisende geneigt sind, eine besondere Race aus ihnen zu bilden. Ihre Hautfarbe hat man abwechselnd bald bronze-, bald kupferroth und röthlich, zuweilen sogar weiß genannt. Mungo Park fand sie in den westlichen Gegenden von Senegambien schön, und Crowther am Quorra meistens mit lohfarbener Haut, seidenem Haar und angenehmen Gesichtszügen. Ebenso sagte Oldendorp von einem Fulah: Seine schwarzen Haare waren wie die der Europäer, seine Farbe weniger schwarz als die der Neger, die Nase nicht so stumpf, die Lippen schwarz, nicht roth wie die der Neger. Nach Vater's Vermuthung gehören die Fulahs zu einer Mittelgattung zwischen den eigentlichen Negern und den afrikanischen Weißen. Die Fulahs sind ein kriegerisches Hirtenvolk, haben sich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts politisch organisirt, und einen großen Theil des Sudan unter ihre Herrschaft gebracht, auch Sackatu, die Hauptstadt des Reichs, 1805 gegründet. Die Fulahs sind strenge Mohammedaner und von großem Eifer für das Proselytenmachen beseelt. Sie üben auf den moralischen und gesellschaftlichen Zustand von Innerafrika einen mächtigen Einfluß, und vielleicht sind sie das Werkzeug für die künftige Gesittung von Afrika. Die Häuser der Wohlhabenden sind aus cylindrischen Luftziegeln gebaut, ein Stock hoch, nur mit zwei Zimmern versehen, mit plattem Dache und übertüncht mit sehr weißem Estrich. Zum Abzuge des Rauches dient ein Loch im Dache. Die ärmern Classen wohnen in kleinen kegelförmigen Hütten, die von Baumstämmen zusammengesetzt und mit Stroh bedeckt sind (Taf. 372 im Hintergrunde zwischen *Fig. 8* u. *10*). Auch die Moscheen sind aus Luftziegeln gebaut. In Häusern und Hütten herrscht große Reinlichkeit, und auf Erbauung und Erhaltung guter Straßen und Wege wird sehr gesehen. Ein Paar lange weite Beinkleider von Baumwolle, ein Hemd und ein kegelförmiger Strohhut machen die Kleidung der Fullahs aus. Das Zeug dazu wird von ihnen selbst gewebt und schön blau gefärbt. Sie weben auch Tücher aus der langen Wolle ihrer Schafe. Nach Oldfield schmücken die Fellatahsfrauen sich sehr umständlich, sodaß ihre Toilette mehre Stunden einnimmt. Ihre Zehen und Hände werden schön purpurfarbig gefärbt; auch färben sie ihre Vorderzähne verschieden, einen blau, einen andern purpur, wieder einen gelb und der vierte bleibt weiß. Die Augen werden mit Schwefelspießglanz bemalt, und ihr Haar wird in vier senkrechte Bündel von 4—5 Z. Länge geflochten. Sie beschmieren sich mit einer rothen Farbe, welche die Farbe der Haut erhöhen und den Geruch der Ausdünstung verbessern soll. Ihren Körper halten sie reinlich, und sie waschen sich zwei mal des Tages im Flusse. Derselbe Beobachter sagt auch, daß die Fellatahs sehr den Tanz und andere Belustigungen lieben und wie alle Neger, die er kennen gelernt, ihre Nächte bei Neu- und Vollmond damit zubringen.

Die Mandingos folgen nach Zahl und Macht den Fulahs im westlichen Theile von Mittelafrika, wo sie das obere Gebiet des Senegal, der Gambia und des Dscholiba-Quorra bewohnen, aber von hier aus sich auch über alle Nachbarländer verbreitet haben, und daselbst, wenn auch nicht die Mehrzahl, doch den wohlhabendsten, gebildetsten und einflußreichsten Theil der Einwohner ausmachen. Sie sind wirkliche Neger, schwarz mit einer Beimischung von Gelb, arbeitsame und industriöse Ackerbauer, welche ihr Land in einem gut gebauten Zustande erhalten und einen guten Vorrath von Rindvieh, Schafen und Ziegen, aber, wie die Fulahs, keine Schweine ziehen. Sie haben ihre Schulen und lernen von ihren Priestern lesen und schreiben, und sind eben so eifrige Mohammedaner wie die Fulahs. Sie sind gebildeter als andere Negernationen, haben einen milden Charakter, sind gefühlvoll und wohlwollend, und zwar nur in Folge ihrer Vorliebe für Handel und Wandel und ihrer Reisen, auf denen sie viele Zeit zubringen. Die Mandingos treiben auch Fischerei, und haben ihre Leder- und Eisenmanufacturen. Sie bilden nicht Einen Staat, sondern sind in mehre Gemeinschaften gespalten, die nicht selten gegeneinander Krieg führen, und bald beschränkt monarchisch, bald republikanisch regiert werden. Die wichtigsten dieser Staaten sind Bambuk, berühmt wegen seiner Goldbergwerke, Satadu und Konkadu.

Trotz ihrer Betriebsamkeit auf dem Felde wie im Handel lieben die Mandingos die Bequemlichkeit und Ruhe, treiben weder Jagd noch Vogelfang, und ihre Hauptergötzlichkeiten bestehen im Schmausen und einer Art Bretspiel. Die Mandingosprache spaltet sich in mehre Dialekte und zwar 1) in den der Bambukis, Einwohner des Königreichs Bambuk; 2) in den der Kurankos, ein Stamm, welcher in seinen Sitten mehr den rohen Timmanis als den gebildeten Mandingos gleicht: die Männer dieses Stammes kämmen ihr stark wolliges Haar in große Kugeln über beide Schläfe, feilen ihre Zähne spitzig zu und tätowiren Brust und Rücken; 3) der Dialekt der Bambarras, welche zum Theil noch Heiden sind; 4) der der Dschallonkas im höchsten Theile von Senegambien;

5) der Dialekt der Sokko oder Asokko, welche ihre Wohnsitze östlich von Dschallonkadu längs des Konggebirges in den Ländern hinter der Goldküste haben; sie scheinen civilisirter zu sein als andere umliegende Nationen, und ihre Religion ist ein Gemisch von Christenthum und Mohammedanismus, wobei wahrscheinlich auch Landesbegriffe und Gebräuche zum Grunde liegen; 6) der Dialekt der Serrawallis, die auch Serrakhalehs, Saracolets, oder Tilubunkoes heißen und das Land Galam oder Kadschaaga bewohnen. Es ist jedoch nicht ganz sicher erwiesen, ob dieses letztere Volk den Mandingos zuzuzählen ist, wiewol man ihre Sprache in einem großen Theile des nördlichen Mandingolandes versteht.

Die Dscholoffer (Dschalofs, Jolufs, Walofs, Wolofs) wohnen im Niederlande von Senegambien zwischen dem Senegal und der Gambia. Weniger zahlreich als die Fulaher und Mandingos haben sie sich doch immer als ein mächtiges, thätiges und kriegerisches Volk hervorgethan. Sie sind groß und schlank, haben regelmäßige Gesichtszüge, eine etwas abgerundete Nase, nur wenig dicke Lippen, wolliges, krauses Haar und ganz dunkelglänzend schwarze Haut. Man schildert sie als die schönsten Neger dieses Theils von Afrika und ihre Weiber als vorzüglich schön. Man nennt sie übrigens hochmüthig, boshaft, rachsüchtig, lügnerisch und betrügerisch, gefräßig, unmäßig im Branntweintrinken und träge und arbeitsscheu. Als einzige gute Eigenschaft führt man an, daß sie gastfrei sind. Ihre Zauberer und Wahrsager stehen bei ihnen sehr in Ehren. Ihr einziger Reichthum besteht in einem kleinen Viehstande. Sonst standen sie unter einem einzigen Fürsten; jetzt sind sie in viele kleine Staaten getheilt, die von übermüthigen Despoten regiert werden. Zu ihnen gehören auch die Serreren, welche in der Nähe des grünen Vorgebirges und auf den Grenzen der Dscholoffländer als Hirtenvolk leben und ganz nackt gehen.

Die heiße und fruchtbare Goldküste erstreckt sich in Westafrika vom Flusse Suciro bis zum Voltaflusse. Das Land besitzt, außer den Erzeugnissen des Pflanzen- und Thierreichs, auch einen großen Reichthum an gediegenem Golde, daher der Name dieser Küste. Freilich ist durch die Europäer diese ergiebige Quelle des edeln Metalls fast versiegt. Die Neger der Goldküste kommen denen am Senegal und Gambia nicht gleich, sind aber ebenso wohlgestaltet wie sie. Ihre Hautfarbe ist tiefglänzend schwarz, die Augen sind lebhaft und die Zähne weiß. In der Jugend suchen diese Neger gewöhnlich das Wachsen der Barthaare zu hemmen, im Alter tragen aber Viele einen schön gekräuselten Bart. Die Kopfhaare werden bis auf einen Schopf am Scheitel abgeschoren. Die Frauen zieren diesen Schopf mit bunten Federn und goldenen Nadeln. Den Körper bemalen letztere mit gewöhnlich weißen Figuren, das Gesicht wird meist blau und grün geschmückt. Der größte Theil des Körpers bleibt bei beiden Geschlechtern ohne Kleidung. Beine und Arme umgeben sie mit metallenen Ringen. Die Waffen sind Spieße, Pfeile und Bogen, Flinte und Messer. Ein Schild dient zum Schutze gegen den feindlichen Angriff. Außerdem behängen sie sich noch mit einem Gefäße zum Proviant, mit einer Kalebassenschale zum Trinken, und auch ein starkes Bastseil wird beim Ausziehen zum Kampfe nicht vergessen, um die Gefangenen damit zu fesseln. Ueber den Kopf hängt der Krieger auch wol noch die getrocknete Kopfhaut eines erlegten Thieres, die er mit Blut beschmiert. Die Wohnungen bestehen aus Flechtwerk, mit Lehm überzogen, sind rund und haben ein Dach von Palmenzweigen. Oben ragt ein Büschel Schilf wie ein Federbusch hervor. Da jedes Haus nur ein Gemach hat, besitzt jeder Familienvater gewöhnlich mehre Häuser, die er mit einem Zaune umschließt. Doch haben Vornehme, durch die Europäer zum Luxus gewöhnt, auch größere Häuser mit mehren Zimmern. Bei der großen Fruchtbarkeit macht der Ackerbau nur wenig Mühe. Als Schmiede zeigen sich diese Neger nicht ungeschickt, und selbst Flinten können sie jetzt verfertigen. Niedliche Körbe, Matten und Sonnenschirme können sie recht geschickt flechten. In der Nahrung wählen sie nicht lange, und sie essen manche Thiere, die wir nicht gern anrühren würden. Man findet auch bei den Negern der Goldküste, wie bei allen Negern, welche mit Europäern zusammenkommen, die seltsamste Mischung von Gutem und Bösem. Sie sind sanft, theilnehmend, gastfrei, aber im hohen Grade Sklaven ihrer Sinne, Alles für deren Befriedigung aufopfernd. Dabei sind sie stolz, und drücken wo sie herrschen können. Als Feinde sind sie unversöhnlich, und ihr Durst nach Rache ist groß. Der Menschenhandel härtet sie ab; die Begierde nach dem Feuerwasser, nach dem Branntwein der Europäer, erstickt in ihnen alle zarten Gefühle, und dennoch lieben sie ihre Kinder, denen sie große Sorgfalt widmen. Wie alle Neger geben auch sie sich gern einer trägen Ruhe hin, und haben sie Sklaven, so müssen diese alle Arbeit für sie übernehmen; besitzen sie solche nicht, so fällt die große Last der Arbeit auf die Frau. Alle Neger lieben den Tanz leidenschaftlich. Auch geben sie zuweilen eine Art pantomimischer Vorstellungen. Glückspiele werden oft mit großer Leidenschaft gespielt, Mancher wagt sogar sein ganzes Hab und Gut, ja selbst seine Freiheit. Fast jedes Dorf hat seinen Herrscher oder König, der aber keine besondern Unterscheidungszeichen hat, wenn er nicht durch nähern Umgang mit den Europäern dazu veranlaßt wurde. Er herrscht jedoch streng und gewaltig, straft an Geld und Gut, Freiheit und Leben, läßt sich aber selbst die strengste Strafe durch Geschenke abkaufen. Die Gerechtigkeit wird ganz nach Willkür gepflegt. Die Religion der meisten Neger der Goldküste ist die heidnische; sie sind Fetischdiener, Einige jedoch auch laue Mohammedaner oder Christen.

Bei ihnen, wie bei allen Negern, gilt Priesteransehen, herrscht Priesterlist und drängt und drückt den unwissenden Armen. Gottesurtheile sind bei ihnen üblich, und durch dieselben wird oft die Rachsucht befriedigt, dem Geize Genüge geleistet und der Schuldlose unterdrückt.

Zwischen der Gambia und Sierra Leone hausen noch viele kleine Völkerstämme, darunter 1) die Feluper (Fellups) in Dörfern der Walddickichte am Lasamanga und dem Oberlaufe des Bintain, der in die Linke der Gambia fällt. Unter ihnen wohnen 2) die Banyonen und südlich von ihnen 3) die Papeln, eine wilde, grausame, rachsüchtige und kriegerische Völkerschaft. 4) Südlich von den Papeln leben die rohen und häßlichen Balanten. 5) Die großen, starken, grausamen, wilden Bissagos bewohnen die Inseln gleichen Namens. 6) Die Biafaren gelten als die schönste Nation dieser Küste und wohnen am Geba, der Insel Bissao gegenüber, bis Koli, wo sie 7) an die Basaren reichen, welche Menschenfresser sein sollen. In derselben Nähe wohnen auch 8) die Natuben, welche durch den Rio Grande von den Biafaren getrennt sind. Zwischen dem Rio Nunez und Sierra Leone, an den Ufern vier anderer schiffbarer Ströme leben 9) die Zapen, 10) die Fulis, 11) die Cocolis und 12) die Nalez, sämmtlich Götzendiener. Fast alle diese Stämme schildert man als sehr häßliche Wilde, mit groben und rauhen Gesichtszügen, platter Nase und schmuziger, bleicher Farbe.

Die Susus wohnen in den nächsten Umgebungen der britischen Niederlassung von Sierra Leone. An sie reihen sich die Buloms, auf deren Gebiete die genannte Colonie liegt und die sich bis zur Insel Sherbro erstrecken. Dann folgen die Timannis und die Bagous oder Bagas. Alle vier sind schöne, starke Menschen, mit einnehmenden Gesichtszügen, und weniger roh als die vorigen. Im Hochlande hinter Sierra Leone, südlich von Futa-Dschallon, im Quellgebiete des Mungoflusses und des Rokelle oder Sale wohnen die kriegerischen, mächtigen Sulimas, welche zu den gebildetsten und schönsten Heidenvölkern gehören. An sie schließen sich, jenseit der Quellen des Dscholiba-Quorra, die jenen ähnlichen Sangarer an, und südlich von ihnen wohnen die Kissi und Limbas. Von den vielen kleinen Stämmen, welche die Körner- und Pfefferküste, und die Zahn- oder Elfenbeinküste westlich, und östlich vom Cap Palmas, sowie das Innere des Hinterlandes bevölkern, nennen wir nur die Kruhs (Kroomen, Karus), die Kangas, Mangries, Giens, Deys, Gorahs, Greybos, Bassas, Fihs, Queahs (Keahs), Kassuhs, Quojer, Hondos, Folgier, Gebbe, Timmas, Quilliger und Puys. Auf der Elfenbeinküste, zwischen dem Palmenvorgebirge und dem der drei Spitzen, und in dem Hinterlande dieses Gestades gelten die Quaquas als Hauptnation. Ferner gehören hierher die Isinis oder Oschin, die Ghiomos, Veteren und Esieps, welche ebenfalls längs der Elfenbeinküste wohnen. Im Hinterlande der Zahnküste leben die mächtigen Buntakuhs, welche auf der Ostseite an das Reich der Aschantis (Intas) grenzen. Letztere sind wohlproportionirt, mit schönen, ovalen Gesichtern, funkelnden Augen, kleinen Ohren und hohen dicken Augenbrauen, nicht zu großem Munde, niedlichen, reinen, weißen Zähnen, frischen, rothen Lippen, die nicht sehr dick und niederhängend sind und nicht sehr breiter Nase. Ihr Haar ist lang, gelockt und ziemlich weich. Ihre Hautfarbe ist tief schwarz. Ihre Religion ist ein roher, blutiger Götzen- oder Fetischdienst; ihre Regierungsweise ist eine tyrannische Despotie, und ihre Gefangen martern sie bis zum Tode. Von den Intastämmen, von denen eigentlich die Aschantis nur das Hauptvolk sind, rings umgeben sind die Akraer, ehemals mächtig, jetzt aber durch die Aschantis sehr zusammengeschmolzen. Sie sind ebenfalls rohe Heiden. Die Foyer oder Dahomer sind die Bewohner des Königreichs Dahomey oder Dahomett. Foyer heißen sie nach dem Lande Foy oder Fouin, in welchem sie früher wohnten und das nordöstlich von ihrem gegenwärtigen Wohnsitze liegt. Sie haben ihre eigene Sprache, von welcher die Wida, Ardrah, Papaa und Atsche oder Watsche Dialekte sind. Die Foyer sind arbeitsam und haben es unter allen heidnischen Negervölkern, trotz ihrer despotischen Regierung, am weitesten in der materiellen Cultur gebracht, welches sie der langen Verbindung mit den Europäern verdanken, welche sich hier seit Jahrhunderten des Menschenhandels wegen aufhalten. Die Foyer sind wohlgestaltet und groß von Statur, doch haben sie nicht die sanften Züge der Akraer. Die Frauenzimmer sind sehr häßlich. Die Foyer zeigen ein merkwürdiges Gemisch von Wildheit und Civilisation, von Grausamkeit und erhabener Gesinnung.

Im Innern des Deltalandes, welches der große Niger mit einem Netz von Kanälen und Stromrinnen überspannt, sind die Ibuer (Ibos, Eboes), zu beiden Seiten des Quorra, ostwärts bis an den Calabarstrom, das zahlreichste Volk; andere Völker sind die Igan, Evo, Bibi, Mokos (Mokko), Binins, Calbra, Camacons, Omuns, Acunu-Cunus und Inniong.

Die Bewohner des innern Afrikas theilt man nach ihren Sprachen in sechs Hauptnationen: 1) Westsudaner oder Kissurer von Timbuktu; 2) Ostsudaner, Haussaner oder Guberis; 3) Bornuesen; 4) Ejeoser; 5) die Mobbaner und 6) die Bergharmehsen.

Die Westsudaner oder Kissurer sind ein civilisirtes Negervolk, bei dem der Negertypus sehr wenig ausgeprägt ist. Ueber den ganzen Sudan hat sich der Mohammedanismus verbreitet, doch sind seine Bewohner nicht so strenge Mohammedaner als die Fulahs. Sie sind tolerant, höflich und freundlich gegen Jedermann. Auch gegen ihre Frauen sind sie nicht so streng als die senegambischen und

guineischen Negervölker; die Frauen dürfen unverschleiert gehen, aber nicht mit ihren Ehemännern, nicht einmal mit ihren Söhnen essen. Neben der Landessprache ist auch die arabische allgemein gebräuchlich, und sie haben auch arabische Schriftzeichen. Die Einwohner von Westsudan sind sehr intelligent. Ihr Hauptgewerbe ist Landwirthschaft (Mais-, Hirse-, Tabacksbau u. s. w.), weniger die Viehzucht. Meistens lassen sie aber ihre Sklaven die Landwirthschaft betreiben, indeß die freien Reichen sich dem Handelsstande und die Aermern der Städte sich dem Handwerksstande widmen. Die Sudaner leben sehr gut; Reis ist ihre Hauptnahrung, fast täglich kommt aber auch frisches Fleisch zur Mahlzeit. Man setzt sich um eine große Schüssel, aus der man die Speisen mit den Fingern herausnimmt, wie es bei allen Völkern des Innern Gebrauch ist. Die Städte, wie Dscheni und Timbuktu, gleichen unsern Dörfern; doch sind sie mit 14 F. dicken, 10—12 F. hohen Mauern umgeben. Die Häuser sind aus Luftziegeln gebaut, ein Stockwerk hoch, mit einer Terrasse und den Fenstern auf der Hofseite. Jedes Haus hat eine Treppe, die zur Terrasse hinaufführt.

Die Straßen sind unregelmäßig und oft sehr breit. Die Kleidung der Kissurer nähert sich der geschmackvollen Tracht der Mauren. Das Taf. 372 *Fig. 10* abgebildete Mädchen von Timbuktu hat eine kegelförmige Mütze auf, über das weitärmelige Hemde und das an der Brust dicht anschließende Leibchen ein reich mit Gold verziertes kurzärmeliges, blaues Jäckchen, das über den Hüften von einem gepolsterten weißen, rothgestreiften Rande umgeben ist. Das bis über die Knie gehende Unterkleid ist breit mit Gold eingefaßt. Ein weiter Scharlachmantel wird bei schönem Wetter nur um die Hüften geschlungen. An den bloßen Füßen werden kleine Pantoffeln getragen und ein weiter Ring hängt über den Knöcheln. In der rechten Hand trägt das hier abgebildete Mädchen einen Wedel oder Fächer aus Federn. Die Regierung unter erblichen Fürsten stützt sich auf die Vorschriften des Koran und wird sehr mild geschildert. Der König von Timbuktu hat aber durch die unaufhörlichen Einbrüche der Tuariks, welche die Kissurer Sorgus nennen, an Selbständigkeit gar sehr eingebüßt. Er macht übrigens keinen Aufwand und lebt wenig besser als seine Unterthanen.

Die Ostsudaner (Guberis oder Haussaner) reden alle die Sprache von Guber. Vor den letzten Eroberungen der Fulaher im Sudan waren, wie Pritchard berichtet, die verschiedenen Völkerschaften Ostsudans unter einen Oberherrn gekommen oder zu einem Reiche verschmolzen, welches nach dem herrschenden Staate Haussa (Houssa, Hawsa) genannt wurde. Die Bewohner sprachen einen Dialekt von der gemeinsamen Sprache der ganzen Nation, die von da an die haussanische Sprache genannt worden ist, und nach den verschiedenen Provinzen, in denen sie das Idiom des Volkes bildet, in ebenso viele mehr oder weniger verschiedene Dialekte zu zerfallen scheint. Die Ostsudaner sind nicht ganz schwarz, haben eine interessante Gesichtsbildung, mit kleiner, nicht platter Nase und nicht so widrige Gestalt wie die Neger von Guinea. Ihre Augen sind schwarz und zeigen einen offenen, edeln Blick. Unter dem weiblichen Geschlechte gibt es wahre Schönheiten; als Sklavinnen sind sie daher sehr hoch geschätzt. Daß die Ostsudaner noch dem Verkaufe als Sklaven ausgesetzt sind, möchte andeuten, daß sie sich noch nicht Alle zur mohammedanischen Religion bekannt haben. Unter der Herrschaft der Fellatahs, die sich in zahlreichen Colonien unter ihnen niedergelassen, sind die Houssaner ein unterworfenes Volk, das jedoch seine alten Gewohnheiten und Beschäftigungen beibehalten hat. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Handwerke, so wie Handel im Innern des Landes. Sie leben in Dörfern und Städten, von denen letztere oft sehr groß sind, z. B. Kaschna (Kasnea). Ihre Waffen sind Schwert, Pfeil und Bogen. Die Frauen färben sich oft Haare, Hände, Füße, Lenden und Augenbrauen blau, und bei beiden Geschlechtern findet man allgemein, daß Zähne und Lippen gefärbt werden.

Schwärzer, plumper und mit stärker ausgeprägten Zügen als die Haussaner, sind die Bornuesen, Einwohner von Bornu; doch finden sich auch schöne Gestalten, besonders unter Frauen, welche nicht selten auch eine mehr braune Farbe haben. Die Bornuesen nennen sich selbst Kanowry, die noch heidnischen und rohern Gebirgsbewohner aber Bedies. Man schildert namentlich den mohammedanischen Theil als friedfertig, ruhig, furchtsam und höflich, dabei aber rachsüchtig. In ihren Mienen soll eine gewisse Schwermuth liegen. Kornbau ist ihr Hauptnahrungszweig; Viehzucht wird von den eingewanderten Arabern, die hier Schouaas heißen, in großem Umfange betrieben; Industrie haben die Bornuesen aber fast gar nicht, und sie müssen daher viele ihrer Bedürfnisse durch auswärtigen Handel zu erlangen suchen. Das Tätowiren und das Anmalen mit blauer Farbe ist bei den Bornuesen noch im Gebrauch. Bornu hat übrigens große Städte, mit 40 F. hohen, 20 F. dicken Mauern umgeben und die Häuser sind hübsch und geräumig; auf dem Lande hat man jedoch nur Stroh- und Erdhütten. Bornu steht unter einem absoluten Wahlfürsten. Die Hauptgewalt ruht aber in den Händen der Großen, die des Sultans Hof bilden. Die Regierung ruht auf Grund des mosaischen Gesetzbuches, und soll gerecht und ziemlich mild sein. Das Taf. 372 *Fig. 8* abgebildete Mädchen von Bornu hat einen über die Knie reichenden Unterrock und darüber ein blaues Gewand, das die Arme und linke Brust frei läßt. Die Haare hängen zu beiden Seiten in kurzen, mit Perlen geschmückten Flechten herab, und ein rothes Stirnband zieht sich um die Schläfe, von dem aus ein anderes Band über

den Scheitel geht. An den Füßen trägt das Mädchen Sandalen.

Im südlichen Theile des haussanischen Reiches, zu beiden Seiten des Quorra-Nigers wohnen Völkerstämme, welche in Sprache und Sitten von den Guberis abweichen. Dahin gehören die Ejeoser (Ayos, Oyos, Okyou), deren Sprache in dem Königreiche Jarriba oder Eyeo und in der Landschaft Borgu oder Borgho, die in viele kleine Staaten getheilt ist, als allgemeine Landessprache gilt. Clapperton sagt von den Eingeborenen Jarribas, daß sie weniger charakteristische Negerzüge haben als irgend ein anderes Volk Afrikas, ihre Lippen nicht so dick sind und die Nase etwas von der Adlerform habe. Den König von Boussa (Taf. 372 *Fig. 9*) schildert er als einen schönen Mann, und unsere Abbildung scheint dies zu bestätigen. Sein Oberkleid ist grün und roth gestreift, mit Arabesken durchwirkt. Turban, Schärpe und die weiten Beinkleider sind scharlachroth, und die Stiefeln gelb. Lander war erstaunt über die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, die Zierlichkeit der Form und nachdrucksvolle Würde der Sitten des schwarzen Königs von Kiama. In Wawa sind die Männer groß und wohlgebildet. Diese Völkerstämme sind zum großen Theile noch Heiden, aber man bringt keine Menschenopfer dar. Eidechsen, Krokodile, Schildkröten, Riesenschlangen u. s. w. sind ihre Fetische. Die Ejeoser leiten übrigens ihren Ursprung von Bornu ab und behaupten, daß ihr Land früher von den Cumbries bewohnt wurde, welche bei ihrer Einwanderung aus Bornu in die Gebirge und Wälder verdrängt worden wären. Am westlichen Ufer des untern Quorra kurz oberhalb seiner Verbindung mit den Tschadda ist das Land der Ibbodos (Kakunda).

Oestlich von Bornu liegt das Land Mobba (Bargu, Dar, Sseleh, Wadai oder Wadey), dessen Bewohner nicht sehr dunkelschwarz sind und bei denen man den Negertypus bald mehr, bald weniger wahrnimmt. Sie bekennen sich ebenfalls zum Islam, und im Lesen und Schreiben des Arabischen wird Unterricht ertheilt. Sie scheinen sanft, und gegen Fremde offen und wahrheitsliebend zu sein. Die Hauptstadt heißt Wara.

Die Begharmehsen bewohnen das Land Begharmeh (Begharmi, Bagermi), haben ihre eigene Sprache, sind meistens Mohammedaner, stolz und kriegerisch, aber auch industriös; besonders verdienen ihre Baumwollenwebereien und Färbereien erwähnt zu werden. Mit den Bornuesen leben sie immerwährend im Kriege. In der Nähe wohnen auch die Mandaraner und die kräftigen kriegerischen Mangowier, sowie die häßlichen Biddomaher.

In Kordofan und dem daran grenzenden Dar-Fu, sowie in den südlichen und östlichen Gegenden davon bis an den weißen Nil (arab. Bahrel-Abiad) und längs dieses Flusses wohnen verschiedene Nuba- oder Negerstämme, welche verschiedene Sprachen reden. Nach Rüppell werden in Kordofan vier Dialekte von vier Nationen gesprochen (Koldagi, Schabun, Takele und Deier oder Dahera), die sich aber alle unter dem Namen Nuba vereinigen. Außer den Nubas nennen wir die Furis, Runga, Bego oder Dageou, Zeghawa, Kulla, Fertit, Denka (Dgnke) und Schilluk (Schilukh, Schulluk). Letztere bewohnen das flußreiche Gebirgsland Bertat, das an Fertit grenzt, südlich von Kordofan und Dar-Fur und westlich von Abyssinien. Ein Theil derselben hat sich im Anfange des 16. Jahrh. in den Besitz von Sennar gesetzt und die Stadt dieses Namens, die Hauptstadt ihres dortigen Reiches errichtet. Hier nennen sie sich Fungi (im Arabischen „Ueberwinder" bedeutend), während sie die in Bertrat zurückgebliebenen Sprach- und Stammgenossen Ahbits oder Abhd, oder auch Nuba, d. h. Neger nennen. Zu diesem Volke gehören wahrscheinlich auch die Negerstämme, welche in den niedrigen Sumpf- und Waldgegenden am Fuße des abyssinischen Hochlandes wohnen und von den Abyssiniern Schangalla genannt werden. Diese lieben ein wildes Jäger-, Fischer- und Räuberleben, ohne gesellschaftlichen Zusammenhang nur in einzelnen Horden oder Familien, roh und wild, nur vom Fleische wilder Thiere und Fischen sich nährend, dem Götzendienste ergeben, in Höhlen wohnend und ohne Ackerbau und Viehzucht lebend. Mit den Abyssiniern leben sie im ewigem Kampfe. Sie scheinen wie die Schilluk auch Sonne und Mond anzubeten. Die Koldagi-Nuba bewohnen als Ackerbauer den mittlern und den nördlichen Theil von Kordofan. Taf. 372 *Fig. 12* sind Neger aus Centralafrika abgebildet, die einen Fetisch anbeten. Taf. 395 *Fig. 3* Neger bei einem erlegten Elefanten.

Nach Lichtenstein gehören die Bewohner der ganzen Südhälfte Afrikas vom Aequator an und selbst darüber nördlich hinaus bis zu den Grenzen des Caplandes, des Wohnsitzes der Hottentotten, einem einzigen Stamme an, indem sie eine gemeinsame Sprache in verschiedenen Dialekten verbindet. Der Philolog Marsden hat diese Behauptung bestätigt.

Die westlichen Stämme oder Congoneger sind jetzt in viele kleine Staaten gespalten, gehörten aber sonst zu einer einzigen Nation, welche in dem nordöstlichen Landstriche lebte, aber seine Eroberungen so ausdehnte, daß sie bis zu dem Theile der Küste vordrang, den man jetzt Congo nennt, und die dort wohnenden Stämme nach Süden drängte. Die Eroberer nannten sich Molua (Oberhaupt). Eine Art Pest aber trieb sie bis auf einen Theil in ihr Land zurück. Die zurückbleibende Colonie wurde gewöhnlich nicht nur Memba Molua, sondern auch Abunda (Eroberer) genannt. Später wurden diese Landstriche von einem Häuptlinge der von den Moluas verdrängten Eingeborenen wieder erobert; derselbe hieß Angola, und sein Name wurde endlich auf das Land selbst übergetragen. Die Bundasprache ist im Königreiche Angola die allgemeinste; sie soll aus Cassange stam-

men, wird aber auch in Mattemba und Libolo gesprochen, und ist mit der Sprache in Congo sehr verwandt. Letztere ist in dem ganzen Landstriche gebräuchlich, welcher von den Ufern des Lifune bis zum Katharinenvorgebirge an der Grenze des Königreichs Loango reicht, in dessen Umfange sie ebenfalls herrschend ist. Auf der Südseite des Coanza herrscht eine andere, die Benguelasprache, welche aber viele Wörter aus der Bundasprache enthält.

Die Neger, welche im östlichen Congo noch unabhängig von Portugal wohnen, sind sehr verschieden von denen, welche unter Portugals Herrschaft stehen. Sie sind thätiger und muthiger, und geübte Krieger, welche oft mit den benachbarten Völkern in Streit gerathen, um denselben ihre Weiber, Kinder und ihr Vieh zu nehmen. Die Küstenstriche sind mehr bevölkert als das Innere des Landes. Die Hautfarbe ist nicht bei allen Congonegern gleich schwarz, aber bei allen sehr glänzend, um so mehr, da sie dieselbe noch mit Thierfett oder Palmöl einschmieren. Die Stirn ist schmal, die Nase dick und platt, das Kinn kurz und rückwärts gebogen, das Haar wollig und im Alter grau; die Kinnladen sind lang, die Lippen aufgeworfen und die Ohren groß. Es sei uns erlaubt, hier zugleich mehre andere Eigenheiten, welche man an Negern überhaupt beobachtet hat, zu erwähnen. So weicht z. B. das Gehirn des Negerschädels ab; es ist braun gefärbt und der ganze Inhalt des Negerschädels wiegt 4—8 Loth weniger als bei den weißen Menschen. Auch sind die Schädelknochen bei den Negern stärker. Die Farbe bei Fiebern ausgebrochener Galle ist schwarz, dick und flockig; bei den Weißen dagegen braun oder grasgrün. Das Blut der Neger ist dunkelbraun, bei Todten klebrig, schwarz und so dick, daß es mit dem Fleische nur eine Masse auszumachen scheint. Die neugeborenen Kinder hellkupferfarbig, werden aber schon nach 14 Tagen dunkeler, Greise sind gelblichschwarz gefärbt. Das Blut ist durchschnittlich zwei Grade wärmer als das der Weißen. Uebrigens altern die Neger bald, sodaß ein 30jähriger Neger nicht rüstiger ist als ein 51—60jähriger Weißer. Ueber 40 Jahre alte Neger sind schon selten. Die Ausdünstungen der Neger, besonders nach heftigen Bewegungen, wie z. B. nach dem Tanzen, sind sehr übelriechend. Das weibliche Geschlecht ist nicht so wohl gebaut als bei den Weißen und das Gesäß ist bei ihnen oft so unverhältnißmäßig dick, daß ihre Kinder darauf sitzen können. Sie altern noch mehr; denn schon im 21. Jahre treten die Schwächen des Alters ein. Beim Arbeiten haben die Weiber ihre Kinder auf dem Rücken; selbst beim Tanzen behalten sie dieselben bei sich, und nie vertrauen sie ihre Kinder fremder Pflege an. In den Küstenstrichen kommen die Kinderpocken und das Podagra sehr häufig vor, aber schon 30—40 Meilen davon sind diese Krankheiten ganz unbekannt. Die Congoneger sehen rauh, barsch, wild und grausam aus, treiben aber trotz ihrem ernsten Wesen doch auch Scherz und Neckereien, und lachen gern recht herzlich. In geistiger Beziehung stehen sie im Allgemeinen sehr zurück: sie fassen sehr schwer und das Nachdenken scheint sie anzustrengen. Sinnlichen Genüssen und Vergnügungen überlassen sie sich mit der größten Zügellosigkeit, und ihr höchstes Glück ist Nichtsthun. Die Fetische, welche sie anbeten, sind entweder gewisse lebende Thiere, welche von besonders dazu angestellten Jünglingen und Mädchen sorgsam gepflegt werden; oder Bilder von Menschen und Thieren, welche sie sich selbst schnitzen; auch wol Pflanzen, vorzüglich Bäume. Nur um sie günstiger für sich zu stimmen, nicht aus Furcht beten die Neger diese Götzen an, und die Zauberer und Gaukler wenden Alles an, sie in ihrem Aberglauben zu erhalten. Sie glauben an eine Fortdauer nach dem Tode und an eine Seelenwanderung, und die mit den Europäern bekannten Neger hegen den Wunsch, daß nach dem Tode ihre Seele in den Körper eines Weißen fahren möge; ja, sie bitten sogar ihre Götter, die Seele, wenn kein Platz für sie ist, so lange im Himmel aufzubewahren, bis sie in einen Weißen hineinfahren kann. Einige Völkerstämme sollen noch Menschenfresser sein. Körperliche Leiden ertragen die Neger mit der größten Ruhe und selten hört man, sogar bei den fürchterlichsten Qualen, einen Schmerzenslaut von ihnen. (Taf. 395 *Fig. 6* getaufte Negerinnen von Benguela; *Fig. 8* bewaffnete Moluaneger, welche die Wohnung des Königs bewachen; *Fig. 9* ein Menschenopfer bei den Cassangenegern; *Fig. 4* ein Negerchef unter portugiesischer Herrschaft, von seinen Häuptlingen und Frauen umgeben; *Fig. 5* Todtenfeier unter den Negerstämmen südlich vom Cuangoflusse; *Fig. 7* Negersoldat aus den portugiesischen Besitzungen.)

Von den Grenzen des Caplandes bis unter den Aequator wohnt in den Gestadeländern am Indischen Meere eine Menschenrace, die sich von den eigentlichen Negern sehr unterscheidet. Ihr Schädel ist hochgewölbt, der ganze Kopf von angenehmer Form, die Nase nicht platt und die Zähne von blendendem Weiß, doch sind die Lippen aufgeworfen und die Backenknochen hervorragend. Besonders die Männer zeigen einen kräftigen und schlanken Bau, und ihre Glieder sind stark und ebenmäßig. Ihre Hautfarbe ist braun, geht aber nach dem Aequator hin in das dunkelste Schwarz über; das Haar schwarz, kurz und wollig. Als die Portugiesen auf die Küste von Sofala und Mosambique kamen, fanden sie daselbst zweierlei Bewohner: arabische Colonisten von gemischtem oder reinem Blute und die dunkelfarbigen Eingeborenen des Landes. Die erstern, mohammedanischen Glaubens, wurden von den Portugiesen Mohren oder Mauren, die letztern aber von den Arabern Kafirs d. h. Ungläubige genannt. Diesen Namen behielten die Portugiesen bei, und daraus entstand der Name Kafern oder Kaffern für einen Völkerstamm, deren Wohnplatz nicht

blos auf das östliche Gestade beschränkt ist, sondern über das ganze Hochland von Südafrika bis zur atlantischen Küste sich erstreckt. Das eigentliche Kaferland oder Kafiria erstreckt sich vom Keiskamma, dem Grenzfluß mit der Capcolonie, bis zu einer unbestimmten Grenze, die etwas südlich von der Bai da Lagoa fällt. Die westliche Grenze soll im Quellgebiete des zum Atlantischen Ocean fließenden Orangestroms und des Mapula sein, der in die Da-Lagoa-Bucht fällt. Die Kaffern zerfallen in die vier großen Nationen: Ama-Kosa, Ama-Temba, Ama-Ponda und Ama-Zula.

Die Kaffern sind frei, männlich und heiter, treiben vorzüglich Viehzucht, weniger Jagd und Ackerbau und ihre vorzüglichsten Nahrungsquellen bilden die Rinderheerden. Man findet bei ihnen Spuren von einem Glauben an ein höheres Wesen und an untergeordnete Geister, jedoch ohne daß sie einen regelmäßigen Gottesdienst haben. Allgemein ist unter ihnen die Beschneidung. Ihre Bekleidung besteht aus Thierfellen, welche sie weich und biegsam zu machen wissen. Die Waffen sind ein Wurfspieß, ein breiter Schild von Büffelhaut und eine kurze Keule, oder jetzt auch wol eine Art Schwert. In ihren nicht sehr blutigen Kriegen nehmen die Kaffern viel Rücksicht auf das weibliche Geschlecht, und sie behandeln auch die Frauen der Europäer, die in ihre Hände fallen, sehr menschlich. Auch den europäischen Missionaren, Kaufleuten und Reisenden zeigen sie sich stets als Freunde, wenn jene nicht gerade bei einem sogenannten Commando der Feinde angetroffen werden. Und dennoch zeigen die Europäer ihnen wenig Gerechtigkeit und Menschenliebe, im Gegentheil üben sie sogar die schändlichsten Grausamkeiten gegen sie.

Die Hottentotten, die wir schon oben (Taf. 110 *Fig. 16*) schilderten, bewohnen den Südrand Afrikas.

Als die Holländer (im 17. Jahrh.) diesen Theil Südafrikas als Freunde der Eingeborenen betraten, gaben diese für Spielsachen und einige Flaschen Branntwein so viel Land, als die Holländer zu einer kleinen Niederlassung nöthig hatten. Die Eingeborenen waren damals ein ziemlich zahlreiches Volk, das im Wohlstand, vom Ertrage seiner Heerden lebte und in viele Stämme unter eigenen Oberhäuptern getheilt war. Sie nannten sich Quaique, der Name Hottentotten war ihnen aber völlig unbekannt und man kennt seinen Ursprung nicht. Ein Mantel aus Schaffell diente als Kleid für den Tag, als Schlafdecke für die Nacht. Die zellenartigen Hütten aus Pfählen und Zweigen gemacht und mit Buchenmatten bedeckt, schützten vor den Einflüssen der Witterung, und konnten leicht durch ihre Packochsen von einem Orte zum andern getragen werden. Ihre Waffen bestanden in einem leichten Wurfspieße und einem Bogen mit vergifteten Pfeilen. Wol ein halbes Jahrhundert hielten die Europäer treu, was sie versprochen hatten, und zeigten sich nie feindlich gegen die Eingeborenen; später aber brachen sie ihre Freundschaft, suchten ihre Ansiedelung zu erweitern und überzogen daher die entferntern Stämme mit Krieg, nahmen allmälig einen großen Theil des Caplandes in Beschlag, drängten die Stämme der Namaquas, Koranna und Buschmänner in die dürren unfruchtbaren Wüsten zurück und erlaubten ihnen nicht einmal ihre Heerden auf den minder fruchtbaren Strichen zu weiden, und da die Armen zuletzt kein Vieh mehr halten konnten, kamen auch ihre Heerden an die Räuber ihrer Viehweiden. Auf diese Weise um ihre ganze Habe gebracht, waren sie gezwungen sich als Leibeigene den Holländern zu verdingen, und so sahen sie sich endlich auch noch um ihre persönliche Freiheit gebracht und auf das grausamste von den Europäern behandelt. Nicht zu verwundern ist es daher, wenn ein so gutartiges, von Natur sanftes und ruhiges Volk zuweilen die Waffen ergreift, um sich wieder frei zu machen von der Knechtschaft. In der neuesten Zeit, seit 1828, sind sie zwar mit den übrigen Bewohnern des Caps auf gleiche Stufe gesetzt worden und nun nicht verkäuflich; allein sie genießen da, wo sie im Dienste sind, doch noch immer die roheste Behandlung, und erhalten nicht einmal die Kleidung und bessere Nahrung der Sklaven, ja! Arbeiten, für welche man die Sklaven zu gut hält, werden sogar ihnen aufgebürdet; so schickt man sie z. B. als Hirten mit den Heerden ihres Herrn in solche Gegenden, wo das Leben in Gefahr kommt und sie nicht selten von Löwen zerrissen werden. Der sittliche Zustand des Volkes hat sich im Allgemeinen gebessert, und ihren Kindern suchen sie eine bessere Erziehung zu verschaffen, als ihnen zu Theil wurde. Als man Ende Juni 1829 einigen Hottentotten (etwa 250 waffenfähigen Männern mit ihren Familien) wieder ein Stück ihres Landes zurückgab, fingen sie daselbst an Ackerbau zu betreiben, und zwar mit einem solchen Eifer, einer so großen Sorgfalt, daß Viele bald aus der drückendsten Armuth zu ziemlichem Wohlstand gelangten. Die Nachbarstämme der Kaffern, welche sich anfangs feindselig gegen sie zeigten, traten endlich in freundschaftliche Verhältnisse mit ihnen, und da der Zutritt immer mehr Landsleuten erlaubt war, stieg ihre Zahl endlich bis auf 4000 Seelen, von denen 700 mit Flinten bewaffnet waren. Tugend, Fleiß und Mäßigkeit hat sich jetzt bei diesem Volke gemehrt, und sie zeigen sich nun als die treuesten und friedlichsten Unterthanen.

Die Bewohner der Ostküste Südafrikas von Inhambana bis zum Aequator entfernen sich zwar sehr von der äußern Bildung der Kaffern, allein in sprachlicher Hinsicht sind sie doch zu ihnen zu zählen. An der Küste von Mosambique leben die Makua (Makwanos), die Madschowyin (vielleicht gleichbedeutend mit den Mongas oder Mondschus), die Mtschauva, die Mnischempani, die Mlomoi und mehr im Innern die Marawi. Rings um die Da-Lagoa-Bucht wohnen die Ma-Puta (La Puta), Mafumo, Mattoll und Temby,

Mischlingsvölker aus Kaffern und Negern. Am Zambesi, im Innern von Südafrika, leben die sehr wilden **Mumbos** und näher der Küste die **Zimbas** oder **Mazimbas**; beide Völker sollen Menschenfresser sein. Nördlich von den Makúa, auf der Küste von Zanzibar von Magadoxo bis in die Nähe von Mombasa wohnen die mohammedanischen **Suhaili** oder **Sowahili**.

Die Stämme des innern Hochlandes sind die **Beschuanas** oder **Bitschuanas**, welche sich wieder in viele Zweige theilen, und von ihnen durch eine große Wüste getrennt leben an der Küste des Atlantischen Oceans die **Damara**. Nördlich von den Beschuana im Stromgebiete des Zambesi oder Euanna wohnen die **Macaronga**, von diesen nördlich und nordwestlich die **Bororos** (Marawi), auf sie folgen die **Mowiza**, und außerdem sind besondere Stämme noch die **Mucamango**, **Mutschiva**, **Monomoezi** und **Wambungo**.

Auf dem Hochlande des innern Theils von Ostafrika lebt das wilde und zahlreiche Volk der **Galla**, von brauner Hautfarbe, mit langem schwarzen Haar. Mit ihnen verwandt scheinen die von ihnen östlich lebenden **Dankali** und **Sumali** zu sein, ebenso die **Schoho**, die den Ostabhang des abyssinischen Hochlandes gegen Massaua und die benachbarten Gebirgsgegenden bewohnen. Aber nicht mit ihnen verwandt sind die **Doko**, ein sehr wilder, kaum 4 Fuß hoher, dunkelolivenfarbener Menschenschlag, der in Sitten und Gewohnheiten auf der allerniedrigsten Stufe der Bildung steht.

Inseln um Afrika gibt es nur wenige und fast alle sind klein, daher sie auch ohne besondern Einfluß auf den Erdtheil sind. Sogar Madagaskar stand bis jetzt durch die starke Meerströmung im Kanal von Mosambique von Afrika ganz getrennt; doch können wir sie als die größte afrikanische Insel hier nicht erwähnen, ohne wenigstens mit einigen Worten ihrer Bewohner zu gedenken.

Die Insel Madagaskar wird außer von Negern (an der Westküste) und Kaffern (im Süden) von den Malpuschen und Horas bewohnt, welche beide auch Madagassen genannt werden. Beide haben im Allgemeinen gleiche Sitten, doch sind die Horas kriegerischer. Sie zeichnen sich im Ganzen durch schönen Wuchs und eine mehr als mittlere Größe aus, haben dieselbe Hautfarbe wie die Abyssinier, ein kurzes, krauses und schwarzes Wollhaar, aber ebenfalls regelmäßige und angenehme Gesichtszüge. Ein lebhaftes Temperament und Hang zu sinnlichen Genüssen sind ihnen eigen. Die Kleidung ist sehr einfach. Der Mann windet eine farbige, meist gestreifte Binde um die Hüften, trägt dazu wol auch ein Stück Zeug um die Schultern geschlagen, als Mantel. Die Binde der Frau ist breiter, einem Weiberrocke ähnlich, und diesem wird eine Jacke oder Mieder ohne Aermel hinzugefügt. Der Schmuck besteht bei den Frauen in Hals-, Arm- und Beinringen von Metall, Perlen, Korallen u. s. w. Auch besetzt man die Haare mit dergleichen Zierathen und umgibt den Hals mit einer schweren goldenen Kette, die auf die Brust herabhängt und an der verschiedene kleine Gegenstände hängen. Frauen flechten ihre Haare in viele Flechten, womit sie den Kopf umwinden, Mädchen aber lassen sie frei herabhängen. Bei ihnen gilt ein langes Haar als wesentlicher Theil ihrer Schönheit; um seinen Wuchs zu befördern, bedient man sich daher öliger Substanzen zum Einreiben. Die Madagassen leben in großen Dörfern, welche sie zum Schutze gegen Angriffe mit hohen Pallisaden umgeben. Ihre Hütten sind sehr einfach. Sie haben die Gestalt eines Bienenkorbes und sind nicht ohne Zierlichkeit. Die Thüre, welche aus dünnem Flechtwerk besteht, wird angelehnt. Oft versehen auch einige Bündel Dornen oder Gesträuch die Stelle der Thüre. Palmenbäume geben vorzüglich das Material zu diesen Hütten. Der Vornehme baut um seine größere Hütte her mehre kleine, die er unter die Glieder seiner Familie vertheilt. Der ganze Platz, den ein Madagassendorf einnimmt, ist sehr einladend, gleich einem Park von Cocospalmen, Pomeranzen, Citronen, Pisang, Feigen u. s. w., und ist durch diese reich an schattigen Plätzen, sodaß hier Kühle, Duft und saftige Früchte gleich stark anlocken. Das Hausgeräthe ist sehr einfach, geflochtene Matten dienen als Tisch und als Lager, die Gefäße werden aus Thon gebrannt oder aus Holz gemacht. Palmenblätter dienen als Tischtuch, Servietten, Löffel, Schüsseln und Teller. Die Nahrung besteht vorzüglich in Reis, der mit Fleisch oder Fleischbrühe angefeuchtet und in letzterm Falle mit wohlriechenden Kräutern und andern aromatischen Pflanzentheilen gewürzt wird. Viele Wurzeln, z. B. die des Maniok, werden zu einer Art Brot benutzt. Früchte und Beeren machen die Mahlzeit mannichfaltiger. Fleisch von Landthieren, Vögeln und Fischen kochen oder rösten sie. Ihr Lieblingsgetränk ist Honigwein, ohne oder mit gekochtem Wasser. Die Madagassen sind meist sehr gutmüthige, gegen Andere wohlwollende Menschen; nur der Umgang mit Europäern hat sie mistrauisch, und die Nothwendigkeit, sich und ihre Freiheit zu sichern, zuweilen grausam und verrätherisch gemacht. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, einige Gewerbe, sowie Handel mit ihren Landesproducten und Sklaven. Ihre Arbeiten verrathen Einsicht. Sie schmelzen das Eisen und andere Metalle und verarbeiten sie zu ihren Geräthschaften, machen sich Matten, Körbe, Töpfe, Mörser, Speere, Pfeile, Messer u. s. w., und alle diese Dinge sind meist zierlich, dauerhaft und ihren Zweck vollkommen erfüllend. Sie haben auch Kähne, mit denen sie sich freilich nur auf die Flüsse und an die Seegestade wagen dürfen. Ihre Landessprache ist der malaiischen verwandt; die Priester verstehen und schreiben aber auch arabisch, und bedienen sich statt des Papiers der Rinde einer Schilfgattung, die sie Sanga-Sanga nen-

nen. Die Tinte kochen sie aus der Rinde des Arandrakobaums und die Feder schneiden sie sich aus dünnem Bambusrohr. Alle Madagassen waren Götzendiener, bis ihr außerordentlich kräftig thätiger Fürst, Radama, europäisches Leben (Christenthum, Schulen und Bauwesen) bei ihnen einführte. Leider wurde dieser Fürst im 27. Jahre von seinem ränkesüchtigen Weibe, Ranavala Manjoka, vergiftet. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Madagassen eigene Kasten oder Familien haben, aus denen die Herrscher gewählt werden, oder die Districtsvorsteher, Richter, freie Leute u. s. w. Sklaverei ist erlaubt, aber erträglich. Die Regierung ist nach den Landesabtheilungen verschieden, einige Provinzen werden despotisch, andere freier regiert; die Gesetze sind nicht geschrieben, sondern herkömmlich, und Gottesurtheile durch Gift sind nicht ungewöhnlich.

Die Bewohner Amerikas.

Die ungeheure Ausdehnung des amerikanischen Continents vom Nord- bis fast zum Südpole vereinigt fast alle Klimate. Doch wie die heißen Gegenden durch die hohen Gebirge und Hochebenen, welche letztere sich zuweilen 9000 Fuß über dem Meere erheben, ferner durch die Nähe des Meeres, durch die zahlreichen und großen Ströme, sowie durch die Richtung der herrschenden Winde gemäßigter sind als die andern Welttheile unter gleichen Graden, so sind auch die gemäßigten Gegenden kälter als die gleich nördlich liegenden Europas. Auch hier nimmt, in Nordamerika wie in der Alten Welt, die Wärme von Westen nach Osten wegen der herrschenden Winde ab; jedoch auf der westlichen Küste Südamerikas steht die Temperatur wieder niedriger als auf der Ostküste, was durch die heftigen Winde der Cordillerenplateaus und die Südpolar-Wasserströmung bewirkt wird. Amerika hat in seinen Producten die größte Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Formen und einen Reichthum, eine Ueppigkeit, namentlich in Hinsicht der Pflanzenwelt, wie nur in wenigen Gegenden der Alten Welt. Die Pflanzenformen, die bei uns oft klein und unbedeutend erscheinen, kommen dort oft wahrhaft kolossal vor. Unermeßliche Urwälder mit wahren Riesenstämmen und von riesigen Schlingpflanzen durchzogen, breiten sich über die großen Ebenen Amerikas aus, oder üppiger Graswuchs überzieht große Strecken derselben. Scharen von Thieren beleben diese Gegenden, aber auch der Reichthum an edeln Metallen und Edelsteinen ist ungeheuer. Nur im russischen Nordamerika stimmt die Thier- und Pflanzenwelt mit der in Sibirien im Ganzen überein. Die auf den Ebenen von Brasilien, Guyana und Nordamerika weicht von der der Hochebenen von Peru und Mexico, von der in Patagonien und dem britischen Nordamerika natürlich ab, und es versteht sich von selbst, daß je näher die Producte den Tropen sind, desto dichter und mannichfaltiger sie erscheinen.

Die Eingeborenen Amerikas gehören zwei Classen an. Zu der einen gehören die Eskimos von Grönland, Labrador und der Hudsonsbai, sowie die Bewohner der Behringsstraße, von Alaska und Prinz Williams Sund. Sie sind kleiner als die übrigen Amerikaner, lebhaft und geschwätzig, und gehören zur mongolischen Race. Die zweite Classe ist von den nördlichen Theilen bis zum südlichen Ende Amerikas verbreitet. Sie sind größer und von Farbe theils kupfer-, theils hellfarbig, sind kriegerisch und schweigsam. Sie bilden die amerikanische Race. Gegenwärtig haben die Eingeborenen meist entweder europäisches Leben angenommen oder sie nomadisiren. Jene leben in festen Wohnsitzen und treiben neben Industrie auch Feld- und Bergbau, sowie Viehzucht; diese sind auf den weiten Steppen (Lanos, Pampas) und in den unermeßlichen Urwäldern Jäger und Hirten, oder an den Meeresküsten, an Seen und Strömen Fischer. Nur Die, welche eine geordnete Regierung haben, treiben Ackerbau und einige Gewerbe. Die noch freien Völkerschaften haben eine republikanisch-patriarchalische Verfassung, meist dem Muthigsten und Stärksten folgend. Durch die Benutzung der Pferde sind Einige zu wahren Räubern geworden; Andere, den zahlreichsten Rinderstand auf Erden besitzend, haben sich zu unbeugsamen Nomaden gebildet. Durch die eingewanderten Europäer ist übrigens Amerikas größter Theil ein neues Europa geworden; denn in keinem andern Welttheile haben sie moralisch und politisch so tief eingegriffen als hier. Von der Küste aus drang europäische Civilisation nach dem Innern der Länder vor und mit ihr wanderten Europas Sprachen, Religionen, Gesetze, Sitten, Wissenschaften und Künste, Thiere (vorzüglich Pferde, die bis dahin in Amerika fehlten) und Pflanzen ein. Handelsunternehmungen und Missionen drängen die wilden Indianerhorden immer mehr zurück. Nirgend zeigt sich aber die europäische Civilisation glücklicher und kräftiger als in den amerikanischen Freistaaten, die ein Volksleben, eine Volkskraft und eine Cultur zeigen, die mit den ersten Mächten Europas wetteifern. Doch sind diese Staaten auch nicht ohne Schattenseiten, und namentlich ist es hier der Sklavenhandel, der im Widerspruche zu den Lehren der Freiheit steht. Welthandel und Weltschiffahrt scheinen in Amerika ihren Hauptsitz zu nehmen. Amerika nimmt Europas Industrieerzeugnisse und gibt dafür seine Bodenerzeugnisse.

Wir beginnen die Charakteristik der Völker Amerikas mit der der Völker mongolischen Stammes:

Die Eskimos.

Die Eskimos (Esquimaux) sind ein Volksstamm des nördlichen Amerikas, der den Küstensaum am nördlichen Eismeere, Grönland und die übrigen Inseln dieses Meeres bewohnt, aber doch wol nicht mehr als 30,000 Individuen umfaßt und in Bildung und Habitus ganz

von den übrigen Ureinwohnern Amerikas abweicht. Die östliche, nördliche und westliche Küste Labradors bewohnen die Humoky oder eigentlichen Eskimos, welche für das Stammvolk aller übrigen gelten. Sie halten sich vorzüglich in der Nähe der Küsten und auf den vielen kleinen benachbarten Eilanden auf, weil sie daselbst am besten ihre Hauptbeschäftigung, den Robbenschlag, treiben können. Hervorstehende Backenknochen, breite Stirn, kleine Augen, platte Nase, großer Mund, von Natur weiße und unregelmäßige Zähne und schmuziggelbe Gesichtsfarbe, bei dem weiblichen Geschlechte etwas heller, charakterisiren die Eskimos vorzüglich. Nur die Frauen pflegen sich Stirn, Wangen und Kinn zu tättowiren. Diese tragen auch an den Seiten der Schläfe Locken und flechten das übrige Haar wie die Europäer. Die Männer erreichen eine Höhe von 5 Fuß und noch darüber, sind breitschulterig, haben aber doch nicht so viele Muskelkraft wie die Grönländer. Die erwachsenen Männer tragen kleine Schnurrbärte und einen kleinen Bart am Kinn. Wie die Grönländer, haben auch sie Sommer- und Winterwohnungen. Erstere sind Zelte, letztere aber Erdhöhlen oder backofenähnliche Höhlen von Schnee, deren Eingang durch ein Stück Eis verschlossen wird. Sie essen lieber rohes als gekochtes Fleisch und daher haben sie den Namen Eskimos (d. h. Rohfleischesser) erhalten. Im Ganzen haben sie die Sitten und Gebräuche der Grönländer; aber gegen ihre Angehörigen zeigen sie sich, wenigstens Die, bei denen die Herrnhuter noch nicht durch ihre Lehren gewirkt, viel hartherziger als sie. Stirbt z. B. das erstgeborene Kind, während seine Mutter noch lebt, so wird diese getödtet, und alte, schwache Personen, Witwen und Waisen beraubt man ihrer Habe und läßt sie umkommen. Das einzige Hausthier der Eskimos ist der Hund; dieser ist aber wild und rauh, fällt Fremde an, ist stätisch und nie liebkosend, aber doch seinem Herrn treu. Er kann nicht bellen, sondern nur heulen. Vor den Schlitten der Eskimos werden gewöhnlich sechs solcher Hunde gespannt, von denen jeder ein Halsband von Robbenfell hat, an dem ein 9 Fuß langer Riemen von starkem Leder hängt, der mit seinem Ende an das Vordertheil des Schlittens befestigt ist. Kaum hören die Hunde den Knall der Peitsche, so setzen sie sich in Lauf und werden durch Zuruf oder Peitschenknall, ohne Zügel, leicht gelenkt. Mit diesen Schlitten, in denen gewöhnlich nur eine Person, zuweilen aber auch sogar vier bis sechs sitzen, machen die Eskimos 10—12 Meilen in einem Tage.

Die Eskimos, welche die Gestade an der Baffinsbai bewohnen, sind denen in Grönland und Labrador gleich, nur daß sie eine andere Mundart reden und sich mehr mit Fischerei und Jagd beschäftigen. Capitain Roß beschreibt ihre Kleidung auf folgende Weise: Die Kleider bestanden vorzüglich aus schönen Rennthierfellen. Die Oberkleider waren doppelt und umgaben den Körper vom Kinn bis zur Mitte des Schenkels. Hinten hatten sie eine Kappe, die über den Kopf gezogen wurde, während der Schoos schürzenähnlich bis an die Wade herabging. Die Finger waren von den Aermeln bedeckt, und von den beiden Fellen, welche dies Alles bildeten, waren die Haare des innern nach dem Körper zu, die des äußern in entgegengesetzter Richtung gekehrt. Auch zwei Paar Stiefeln haben sie an, die Haarseite nach innen gekehrt. Ueber den Stiefeln tragen sie Hosen von Rennthierleder, die an den Beinen weit hinunterreichen. Manche haben über ihre Stiefeln auch noch Schuhe und die Beinkleider von Robbenfellen. Sie erscheinen in diesen Kleidern dicker als sie sind. Uebrigens sind sie sauber gemacht, zum Theil auch mit Fransen aus Sehnen oder mit Schnüren kleiner Knochen geschmückt.

Die Eskimos sind munter und lebhaft, können trotz ihrer kleinen Figur die größten Beschwerden ertragen und besitzen manche Kunstfertigkeit, aber auch alle Fehler eines Naturvolkes. Auf der Westküste Grönlands und in Labrador ist der größere Theil zum Christenthum übergegangen. Bei Denen, die noch Heiden sind, heißt das unendlich gute Wesen Ukkowma, das böse Wesen Wittike. Andere nennen das erstere Torogaresuk, das böse aber ist ein weibliches Wesen ohne Namen (Taf. 110 *Fig. 13* ein Eskimo, s. die Einleitung).

Man kann bei den östlichen Eskimos wenigstens drei Dialekte oder miteinander verwandte Sprachen unterscheiden: 1) Der Dialekt der Bewohner der Nord- und Westgestade der Hudsonsbai, welcher sich westwärts bis über den Mackenziefluß hinaus erstreckt. 2) Der Dialekt von Grönland, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Bewohner der Westküste mit denen der Ostküste keinen Verkehr unterhalten und daher vielleicht auch einen verschiedenen Dialekt sprechen. 3) Der Dialekt der Küste von Labrador, der wahrscheinlich mit der Sprache der Eskimos an der Hudsonsbai verwandt ist. Die westliche Abtheilung der Eskimos erstreckt sich längs der Gestade des Stillen Oceans von der Behringsstraße südwärts bis zum Ende der Halbinsel Aljaska unter 57° nördl. Breite, und läßt sich von da an westlich über die Inselreihe der Ale-uten und ostwärts verfolgen, bis sie in der Nähe der Behringsbucht und des St.-Eliasberges, unter 60° der Breite und etwa 142° westl. Länge von Paris, ganz verschwindet. Die Scheidungslinie zwischen den östlichen und westlichen Eskimos findet sich nach Capitain Franklin, am Arktischen Eismeere am nördlichen Ende des Felsengebirges, ungefähr unter 142° westl. Länge, wo die westlichen Eskimos jährlich mit den östlichen zusammentreffen, um eiserne oder andere Waaren russischer Fabrik gegen Seehundsfelle, Thran und Pelzwerk einzutauschen. Dieser Verkehr aber, der erst in neuerer Zeit hergestellt worden ist, hat gezeigt, daß die westlichen Stämme der Eskimos einen so abweichenden Dialekt sprechen, daß sie anfangs

große Mühe hatten, sich mit den östlichen zu verständigen. Die Dialekte der verschiedenen westlichen Stämme unterscheiden sich übrigens auch mehr untereinander als die der östlichen. Zu diesen westlichen Stämmen gehören die Ale-uten; die Kadjacker (Konjagen); die Tschugatschen an den Ufern von Prinz William's Land, westlich bis zum Eingange von Cook's Inlet; die Agolegmüten, an den Mündungen der Flüsse Nuschagak und Nackneck, durch welche die frühern Bewohner, die Ugaschenzen und Sewernowzen nach der Osthälfte der Halbinsel Aljaska vertrieben wurden; die Kijaten und Kuskokwimern, die Kuichpacker, Magimüten u. s. w.

Wir betrachten nun schließlich noch von den östlichen Eskimos etwas näher

die Grönländer.

Der südlichste Theil Grönlands liegt noch im Norden der gemäßigten Zone, der andere aber in der polaren, daher auf ersterm noch Anbau von Gemüsen, Kartoffeln und Hafer, auf letzterm aber nicht. Die Ostküste Grönlands wird tief herab von ewigem Eise umlagert, die Westküste (Neugrönland) aber ist in der südlichen Gegend acht Monate lang 70 Meilen weit eisfrei und wird daher in dieser Zeit fleißig von dänischen Fischern besucht, weshalb sie auch am bekanntesten ist. Die innern Gebirge steigen bis über 4000 Fuß in die Höhe und sind mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Die Grönländer gehören zu den gutartigsten Wilden, und Diebstahl, Völlerei, Schlägerei oder gar Mord ist etwas Seltenes unter ihnen; aber freilich haben sie auch wieder wenig Empfänglichkeit für Gesittung, so viel auch die dänische Regierung dafür sorgt. Noch vor hundert Jahren lebten sie in tiefstem Aberglauben und gänzlicher Unwissenheit. Ihre Religionsmythen waren ein Gemisch von Lächerlichkeiten, welche ihre Zauberer oder Angekoks zu ihren Gaukeleien benutzten. Die Familienglieder zeigen eine große Anhänglichkeit aneinander. Sie bewohnen übrigens nur die Küsten und Küsteninseln, und leben im Winter in schlechten Hütten aus Steinen, Erde und Rasen; im Sommer in Zelten, welche sie aus doppelten Seehunds- und Rennthierfellen zusammenspannen und in denen sie Alles viel reinlicher als in den Winterwohnungen herrichten. Die Wohlhabenden tragen Kleidungsstücke von blauem Tuche, aber in der Regel ist die Kleidung beider Geschlechter von Seehundsfellen, Rennthier- und Seevögelhäuten. Von letztern ist das Pelzhemde, von erstern Oberkleid, Beinkleider, Strümpfe und Schuhe. Die Frauen haben blos ein weiteres Oberkleid, in dessen Rückenkappe sie die Kinder, und zwar völlig nackt mit sich herumtragen. Die ältern Kinder werden auch wol in die mit Fischbein gesteiften weiten Stiefeln gesteckt. Ihre Haare binden sie in einen Wulst über den Kopf zusammen; bei den Männern dagegen werden sie kurz getragen. Das Haupttalent eines Grönländers besteht im Seehundsfange, wobei es das wichtigste ist, daß er die Schiffahrt mit dem Boote (Kajak) verstehe, das aus Latten und Fischbein gebaut und unten und oben so mit Seehundsfell überzogen ist, daß nur oben in der Mitte ein rundes Loch für den Fischer bleibt, sodaß wenn er darin sitzt der Rand des Loches ihm bis über die Hüften reicht und nirgend Wasser eindringen kann. Zur Seite steckt er seine verschiedenartigen Jagdpfeile oder Harpunen zwischen die über dem Kajak gespannten Riemen, vor sich die aufgerollte Leine und hinter sich die von einem kleinen Seehundsfelle gemachte Blase, welche mit der Harpune verbunden wird. Sein Pantik oder Ruder, an beiden Enden mit etwa drei Finger breitem Blatt, regiert er, indem er es mit beiden Händen in der Mitte faßt. Mit diesem Boote fährt er sehr schnell, wol 10—12 Meilen in einem Tage, und hält sich mit dem Ruder im Boote nicht nur aufrecht, sondern weiß sich auch wieder aufzuschwingen, wenn die Wellen ihn umschlagen. Das Weiberboot (Umiak) ist größer und faßt oft 10—12 Menschen mit allen Geräthschaften. Viehzucht treiben die Grönländer fast gar nicht. Rennthiere kommen meist nur wild und jetzt sehr selten vor. Von zahmen Thieren haben die Grönländer meist nur Hunde, und diese werden zum Ziehen gebraucht. Ihre Nahrungsmittel bestehen meist in Fleisch von Seehunden, Seevögeln und Seefischen, am liebsten halb durchfault und recht durchfroren. Rennthierfleisch wird ihnen nur selten zu Theil. Branntwein und Taback, vorzüglich Schnupftaback, haben sie gern. Taf. 126 *Fig. 1* ist abgebildet, wie durch List die Grönländer die Seehunde erlegen, indem sie, langsam vorwärts kriechend, sich ihnen nähern und die Bewegungen der Seehunde nachmachen, und sie auf diese Weise herbeilocken.

Wir gehen nun zu den Bewohnern Amerikas über, welche der amerikanischen Race angehören. Man nennt sie gewöhnlich Indianer, und sie sind in zahlreiche Völkerschaften getheilt, deren verschiedene Sprachen sich jedoch auf gewisse Hauptsprachfamilien zurückführen lassen.

Die Indianer Nordamerikas.

Alle die zahlreichen eingeborenen Völkerstämme Nordamerikas, welche nicht zur mongolischen Race gehören, bezeichnet man, wie gesagt, mit dem gemeinschaftlichen Namen **Indianer**, und sie stimmen in Körperbildung, Charakter, Sitten und Gebräuchen auch wirklich im Allgemeinen so überein, daß sie, wenn sie auch in Einzelheiten abweichen, doch unstreitig eines Ursprungs sein mögen. Ihre Hautfarbe ist gelb oder zimmetbraun, mehr oder weniger ins Helle oder Dunkle übergehend; das Gesicht ist breit, aber nicht platt, mit vorstehenden Backenknochen und scharf ausgeprägten Zügen, bei manchen Stämmen aber auch wieder fast so regelmäßig wie bei den Europäern. Die Nasenflügel sind stets breit, die Augen aber oft sehr verschieden, die Haare

straff, schlicht und pechschwarz. Die Indianer, welche den äußersten Norden bewohnen, sind von kleinem, unansehnlichen Wuchse, die in der gemäßigten Zone von schönem Wuchse und kräftigem Körperbau, innerhalb der Wendekreise aber meist untersetzt. Die Männer vieler Stämme reißen sich die Barthaare aus, andere, namentlich im Westen, tragen Bärte.

Obgleich sie stärker sind als die Bewohner Südamerikas, so fehlt es ihnen doch an Ausdauer, da sie zu sehr an das Umherstreifen und die Jagd gewöhnt sind, als daß sie lange bei Handarbeiten verweilen könnten. Sie können mit großer Schnelligkeit laufen, sind gute Fußgänger und haben ein scharfes Gesicht und Gehör, sowie einen sehr feinen Geruch. Auch ihr Gedächtniß ist sehr gut. Ihre lebhafte Einbildungs- und gute Beurtheilungskraft setzt sie in den Stand, Das leicht zu lernen, was sie für nützlich halten. Sie sind unverdorben in ihren Sitten, gutmüthig, rechtlich, bescheiden und artig gegen Jeden, der es verdient; sind höflich untereinander, ohne zu schmeicheln, auch im Ganzen vorsichtig und gesetzt, gemüthsruhig und ernsthaft. Beleidigter Ehre folgt unausbleiblich die Rache; dafür ist aber auch Treue und Glauben bei ihnen heimisch: was sie versprechen, das suchen sie gewiß auch stets zu halten.

Trotz diesen guten Eigenschaften, die übrigens wol nicht allen Stämmen eigen sind, sehen sich diese Unglücklichen aus ihrer Heimat immer mehr nach Westen gedrängt und durch europäische Ansiedler sich ihres Eigenthums beraubt. Kein Wunder daher, wenn sie den Fremden gegenüber sich ernst und finster zeigen. Sind sie unter sich, so zeigen sie sich dagegen oft heiter und scherzend. Sie sind auch witzig und erregen durch ihre satirischen und sinnreichen Bemerkungen nicht selten Lachen, jedoch ohne dabei zu beleidigen. Ihre Geduld, Langmuth und Ruhe ist groß, und die fürchterlichsten Qualen wissen sie mit Muth zu ertragen. Ihre Leidenschaften wissen sie vortrefflich zu beherrschen, doch geben sich Die, welche mit europäischen Sitten bekannt wurden, leicht dem Trunke hin, da sie sich der geistigen Getränke bedienen, theils um die körperliche Kraft aufzuregen, theils den innern Schmerz, die Sorge und den Gram auf einige Zeit zu vergessen.

Sehr große Liebe und Sorgfalt zeigen die Indianer zu ihren Kindern. Die Weiber aber sind die Sklavinnen ihrer Männer, müssen die härtesten und schwersten Arbeiten verrichten und erhalten doch selten Dank dafür. Der Mann ist das ganze Jahr mit der Jagd beschäftigt, während die Feldarbeit der Weiber höchstens sechs Wochen des Jahres dauert. Die Hauptbeschäftigungen der Weiber sind die Bearbeitung der Felder, das Besäen derselben, die Besorgung der Ernte, das Stampfen des Getreides, um eine Art Suppe daraus zu bereiten oder in heißer Asche Brot daraus zu backen. Wenn die Weiber mit den Männern ausziehen und sie keine Pferde haben, dient die Frau als Lastthier, indem sie das nöthige Gepäck auf dem Rücken tragen muß. Zu Anfang März zieht die ganze Familie nach den Plätzen, wo sie Ahornzucker kocht. Die Frauen kochen auch das Fleisch oder dörren es an der Luft, sammeln den Talg ein, bereiten die Häute, machen aus dem Hanf, den sie aufgesucht, Stricke u. s. w. Dagegen treiben die Männer das beschwerliche Geschäft der Jagd, das oft mit den größten Gefahren und Anstrengungen verbunden ist. Was sie von ihrer Beute nicht brauchen, wird vertauscht oder verkauft.

Die Wohnungen der Indianer haben theils Aehnlichkeit mit den schlechtesten Häusern Deutschlands, theils sind sie zeltähnlich, theils rund, und je nach dem Klima entweder offen oder mit einem Dache versehen, oder mit Lehm, Stangen oder Baumrinde zugemacht. Alle Häuser sind so gebaut, daß die Dächer über dem Eingange weit hervorragen, damit man darunter im Schatten sitzen kann. Bei Anlegen der Ortschaften wird auf Regelmäßigkeit keine Rücksicht genommen. Ein Dorf, das 20 Häuser hat, ist übrigens schon ein großes Dorf. Was das Innere der Wohnungen betrifft, so ist dasselbe, je nach den Bedürfnissen der Familie, in mehr oder weniger Räume oder Kammern getheilt. Die Stämme, welche ein Wanderleben führen, haben einfache, leicht herzustellende Hütten oder Zelte. Zuweilen haben die Indianer auch große Häuser, welche zu öffentlichen Berathungen, zu Volksversammlungen u. s. w. bestimmt sind. Ein solches haben z. B. die Bewohner der Drummondsinsel im Huronsee; Taf. 357 *Fig. 3* erblicken wir das Innere desselben und eine Volksversammlung, welche unter einem Mariapa gehalten wird. Die Indianer haben wenig und sehr einfaches Hausgeräth, das sie meist selbst mit ziemlich schlechten Werkzeugen machen. Eiserne Kessel zum Kochen und Messer haben fast alle Stämme durch Händler erhalten. Aus einer rothen Thonart machen die Weiber bei einigen Stämmen ihre Krüge und andere Geschirre. Die Waffen der Indianer bestehen aus Pfeil und Bogen, einer Streitart, die sie Tamahikan oder Tamahawk nennen, einer Lanze, einem Speer, einer Keule und einem Scalpiermesser. Manche führen auch Schilde von harten Büffelhäuten.

Die Kleidung der Bewohner des nördlichen Theiles bestand sonst in Thierfellen und Federkleidern, während die Bewohner wärmerer Himmelsstriche sich in baumwollene Zeuge oder ebenfalls Federn kleideten. Auffallende Farben liebten sie schon damals. Jetzt findet man die Kleidung von Thierfellen nur noch im nordwestlichsten und nördlichsten Theile. Gegenwärtig trägt man wollene Decken und Hemden. Die Männer tragen Kamaschen, die Weiber kurze Röcke aus blauem oder schwarzem Tuche. Wohlhabendere wissen sich noch durch bunte Bänder, Gürtel, silberne Spangen u. s. w. zu schmücken. Auf das Bemalen des Gesichts, der Brust und der Gliedmaßen wird vorzüg-

lich bei Tänzen viel Zeit verwendet. Ihre Haupthaare lassen die Indianer lang wachsen und flechten sie in Zöpfe, oder binden sie mit Bändern u. s. w. zusammen.

Nach der Sprachähnlichkeit lassen sich die Indianer Nordamerikas auf folgende Weise eintheilen:

A. Koloschen. Unter diesem Namen kann man alle die Indianerstämme zusammenfassen, welche die Nordwestküste von Amerika und das zunächst daranstoßende Binnenland zwischen 65° und 50° der Breite bewohnen. Zu diesen gehören nach den russischen Nachrichten des Admirals Wrangel:

1) Die eigentlichen Koloschen oder Koljuschen, die ihre Wohnsitze nach Wenjaminow vom Eliasberge bis zum Columbiastrom haben (mit Einschluß der Archipele des Prinzen von Wales und Georg III.), nach nordamerikanischen Berichten aber südwärts nur bis zur Fucastraße reichen.

2) Die Ugalenzen (Ugaljachmutzi, Ugalachmiuten), westwärts vom Eliasberge, im Winter in einer kleinen Bucht östlich von der Insel Kadjack, im Sommer Behufs des Fischfanges am Kupferflusse.

3) Die Atnaer (Atnachter, russisch: Mjednowzi), am Kupferflusse oder Atna.

4) Die Koltschanen (Galzanen), bewohnen die Ufer der nördlichen und östlichen, dem Atna zuströmenden Gewässer.

5) Die Kenajer (Kinajut), leben an der Küste und in den Umgebungen von Cooks Einfahrt oder dem Kenai-Sund und um die Seen Iliamna und Kuisschik.

6) Die Inkülüchlüaten, am Flusse Chulitna und den obern Zuflüssen der Ströme Kuskokwim und Kuichpack.

Nordamerikanische Berichte theilen die Indianer der Nordwestküste zwischen 59° und 48° der Breite in 20 verschiedene Stämme, und diese in vier verschiedene Sprachgruppen. Es sind wol hier ausschließlich die eigentlichen Koloschen gemeint.

1) Die Sprache von Sitcha.

Hierher gehören die Chilcart, die Sitcha, die Hoodsunhoo, die Ark und Kake, die Celikinoo, die Hennega, die Stickeen und Tumgarse.

2) Die Nassprache.

Die Nass, die Schebasha und die Millbankindianer.

3) Die Sprache der Stämme auf der Königin-Charlotten-Insel und einiger anderer.

Die Cumshewar, die Massit, die Skiddegat oder Skittigeet, die Keesarn und die Kigarnee.

4) Die Newettee- oder Nooittysprache, welche auf der Nordwestspitze der Vancouverinsel unter 56° der Breite gesprochen wird.

Die Koloschen haben einen starken Knochenbau, schwarzes, schlichtes Haar, hervorstehende Backenknochen, eine breite, platte Nase, einen großen Mund, dicke Lippen und kleine schwarze Augen. Den Bart raufen sich die Männer aus. Ihre Hautfarbe fällt nur wenig ins Rothbräunliche, aber sie erscheint dunkler, weil sie sich täglich mit schwarzer Erde beschmieren. Das Gesicht bemalen sie mit breiten, schwarzen, rothen und weißen Streifen, die über's Kreuz gehen. Männer und Weiber durchbohren sich Nasenknorpel und Ohren, um allerlei Zierathen hineinzustecken, die Weiber außerdem noch die Unterlippe zur Aufnahme eines Knochens und eines ovalen großen Doppelknopfes, Kaluga genannt. Bis auf ein kleines Schurzfell gehen die Koloschen völlig nackt, und nur die Wohlhabenden hängen einen Mantel von Bärenfell, oder eine Decke von Ziegenhaar um; die Reichsten aber gehen zuweilen auch stolz in europäischer Kleidung einher. Kotzebue nennt sie räuberisch, treulos und mordlustig.

B. Die Athapascas. Wenn man, sagt Berghaus, von der Mündung des Churchill- oder Missinipiflusses in die Hudsonsbai nach seiner Quelle aufwärts, wo er Biberfluß heißt, eine Linie zieht, diese von da längs der Bergkette, welche den nördlichen Arm des Saskatschawanflusses von den Zuflüssen des Athapasca- oder Elkflusses scheidet, verlängert und sie endlich westwärts bis etwa 20 deutsche Meilen von der Küste des Stillen Oceans auf $52\frac{1}{2}$° nördl. Br. fortführt, so gehören alle Indianerstämme, welche auf der Nordseite dieser Linie wohnen und auf allen übrigen Seiten von der Hudsonsbai bis zum großen Ocean von dem schmalen Gürtel der Eskimos und der Koloschen umgeben sind, so viel uns jetzt bekannt, nur mit Ausnahme der Quarrellers (Zänker) oder Loucheur, zu einer Familie und sprechen verwandte Sprachen. Gallatin hat sie unter der willkürlichen Benennung der Athapascas zusammengefaßt.

Hierher gehören: 1) die nördlichen Indianer, der östliche Stamm dieser Familie, der sich bis an die Hudsonsbai erstreckt, und sie in folgende Stämme trennt: die eigentlichen nördlichen Indianer, die Tschippijaner (Chepeyans), Kupfermineindianer, die Dog-rib-, die Strongbow-, die Mountain-, die Ambahtawuht- oder Sheep-, die Kantschu- oder Hareindianer, die Rocky-Mountainsindianer, die Sussies oder Sursies, die Nauscud-deinnihs und die Nagailers. Die meisten sprechen Dialekte der Tschippijanersprache.

2) Die Carriers (Führer, Tacullies), auf der Westküste des Felsengebirges, 70 Meilen von Ost nach West, zwischen 51° und 58° nördl. Breite. Dialekte ihrer Sprache sprechen die Sicaunies und die Natiotitains.

Die Athapascas und im Besondern die Tschippijaner, welche man am besten kennt, sind von mittler Statur, haben gute Zähne und schöne Augen, aber ein breites Gesicht, mit hervorstehenden Backenknochen und weiten Nasenlöchern. Sie tätowiren sich und tragen das Haar theils lang, theils verschnitten. Uebrigens sind sie ernsthaft, zurückhaltend, redlich untereinander, aber hinterlistig und betrügerisch gegen Fremde. Ihre Kleidung besteht meistens aus Rennthier- und andern Fellen.

C. Die Algonquins (Algonkeng, englisch Algonkin) oder Lenapes wohnten zur Zeit

der ersten Niederlassungen der Europäer in Nordamerika, auf der Nordseite bis an den Missinipifluß von seiner Quelle bis an seine Mündung in die Hudsonsbai, längs deren Süd- und Ostküste, und von da bis an eine Linie, die ostwärts durch Labrador ging und sich an die dortigen Eskimos anschloß. Auf der Ostseite wurde die Grenze gebildet von den Labrador-Eskimos bis an das Vorgebirge Hatteras. Auf der Westseite war der Mississippi bis zu seiner Quelle die Grenze und von da an der Red River oder Rothe Fluß bis zum Winnipeksee. Die Südgrenze lief vom Kap Hatteras bis an oder in die Nähe der Mündung des Ohio in den Mississippi. Die zahlreichen Nationen und Stämme, in welche diese Familie der Algonquins eingetheilt war, lassen sich auf folgende Weise in vier Abtheilungen bringen.

1) Nördliche Algonquins: die Knistinos (Knistinaux); eigentliche Algonquins; Tschippiwäier oder Odschibwäier; die Ottawas und Potowotamies und die Mississagen.

2) Nordöstliche Algonquins: die Skoffies und Schischatapusch (Sheshatapoosh) oder Mountainers; die Mikmaks; die Etschеminer (Etchemins) und die Abenakis.

3) Oestliche oder atlantische Algonquins: die Neuenglandindianer — zu denen die Pequots oder Piquods, Naticks, Narragansetts, Mahikaner (Mohikaner), Pahkunnahkuts, Pahtuckits und Nipmucks gehörten —, die Indianer auf Long-Island (Montahks, Unquaschogs und Shinicocks), die Delawaren (Lenno-Lenapes), die Nantikokes, Susquehannocks, Pauhataner (Powhatans) und Pamticos (Pamticoughs).

4) Westliche Algonquins: die Menomonies, Miami und Illinoisstämme, die Sakis, welche mit den Musquackiuks eine Nation sind, ihr östlich des Mississippi gelegenes Gebiet an die Vereinigten Staaten abgetreten haben und seitdem auf der Westseite des Stroms, im Staate Missuri, theilweise aber auch noch in Illinois leben und Ackerbau treiben (Taf. 191 *Fig. 6* Sakiindianer); die Foxes, Kickapus und Schawanos.

Manche von diesen Stämmen sind ganz untergegangen, andere haben sich unter den übrigen vertheilt, wenige sind noch ziemlich zahlreich. Von ihren Sitten gilt das hauptsächlich, was wir im Eingange über die Indianer im Allgemeinen sagten.

D. Die Irokesen, die wegen ihrer Eroberungs- und Zerstörungslust, sowie wegen ihres Blutdurstes in der Geschichte der europäischen Ansiedelungen berüchtigt wurden, zerfallen in eine nördliche und eine südliche Abtheilung. Die nördliche war von den Lenapes rings umgeben. Die südliche Abtheilung erstreckte sich in den heutigen Staaten Virginien und Nordcarolina oberhalb der Wasserfälle der großen Flüsse mindestens bis zum Jamesflusse und südlich wenigstens bis zum Flusse Neuse. Im Osten hatte sie die Lenapestämme am Chesapeake und am Meere zu Grenznachbarn, auf der Südseite die Tschirahs und Catahbas, und auf der Nord- und Westseite erloschene Lenape- und andere Stämme.

1) Die nördlichen Irokesen bestanden aus den Weiandots (Jendots), den Attiuandaronen, den Eries (Erigas) und Andasten, dem Bunde der fünf Irokesennationen (Maquas, Mingos), der aus den Mohawks, Oneïdas, Onondagos, Cajugas und Senecas gebildet war. Dieser Bund erlangte bald ein Uebergewicht über die übrigen, was sie ihrer glücklichen geographischen Lage, besonders aber ihrer weisen Politik verdankten, vermöge deren sie sich selbst zu den Zeiten ihrer größten Erfolge auf ihre ursprünglichen Wohnsitze beschränkten. „Gegen jeden drohenden oder plötzlichen Angriff hatten sie Bollwerke", sagt Berghaus: „südlich die breiten Bergketten der Alleghanies, nördlich den Ontariosee. Noch wichtiger aber, besonders in einem Kriege der Wilden, war ihre Tapferkeit, mit der sie aber Grausamkeit verbanden und darin alle andern Nationen übertrafen. Auch waren sie im Ackerbau, in der Anfertigung ihrer Waffen und in den wenigen Künsten der Indianer weiter vorgeschritten als die Völker der algonkinischen oder Lenapefamilie. Bei allen Gelegenheiten zeigten sie einen höhern Grad ausgebildeter Intelligenz, und wol nirgend mehr als in der Errichtung und langen Dauer ihres Bundes und den Angriffen, die sie nach und nach gegen die unverbundenen und unvereinigten kleinen Stämme richteten, von denen sie rings umgeben waren."

2) Die südlichen Irokesen scheinen zuerst alle unter dem Namen der Monacaner bekannt gewesen zu sein. Unter diesen waren die Tuskaroras die mächtigste Nation, wohnten zu Anfang des 18. Jahrh. in Nordcarolina an den Flüssen Neusse und Taw oder Tar, in 15 Städten, und ihre Ueberreste schlossen sich den fünf Nationen an. Als besondere Stämme sind außerdem noch bekannt die Tschowans, Tuteloes und Nottoways.

E. Die Floridavölker verbreiteten sich südlich von den Algonkinern und Irokesen und östlich vom untern Mississippi, und werden jetzt noch in ziemlicher Menge angetroffen. Sie theilen sich in folgende sechs Völker: die Catahbas, Tschirokies (Cherokees, Zalakies, welche ein christlich civilisirtes Volk geworden sind), die Muskhogies im ganzen südlichen Theile der Vereinigten Staaten bis zur Spitze der Halbinsel Florida, aus den Stämmen der eigentlichen Muskhogies, der Hitschitties, Seminolen und wahrscheinlich auch aus den Alibamonern, Quesadas und Tuskigies bestehend; die Tschahtas, die Utschies (Uchees) und die Natsches (Nachez) bilden den Kriekbund, daher sie auch Krieks (Creeks) genannt werden.

Wie die Tschirokies, so lassen sich auch die Völker des Kriekbundes und die Tschahtas jetzt als Ackerbauer betrachten, in Folge dessen sich Gesetze, Gerichte, Geschworene, Schulen und sogar staatsrechtliche, den amerikanischen nachgebildete Formen allmälig einfinden. Wie die Tschirokies, so sind auch alle übrigen Floridanatio-

nen, mit Ausnahme der Catahbas, durch die Regierung der Vereinigten Staaten auf die Westseite des Mississippi verpflanzt worden, oder diese Uebersiedelung ist wenigstens eingeleitet worden. Die Regierung trägt die Kosten der Uebersiedelung und bewilligt ihnen ansehnliche Jahrgelder.

F. Die Caddos und andere Völkerreste auf der Westseite des untern Mississippi, innerhalb der Vereinigten Staaten, sind theils solche, welche als Urbewohner dieses Landstrichs betrachtet werden können, theils die, welche seit Menschengedenken von der Ostseite des Mississippi eingewandert sind.

Zur Urbevölkerung gehören: 1) die Caddos (Caddoes), welche jetzt an einem Zuflusse des Red River, ungefähr 30 deutsche Meilen oberhalb Natchitoches angesiedelt sind. Dialekt der Caddosprache reden die Nandakos, Inies oder Tatschies, von denen die Republik Texas ihren Namen hat, und die Nabedatsches. 2) Die Nattschitotsches (Natchitoches), 12 deutsche Meilen vom Orte dieses Namens am Red River, und die Jatassies (Yatassees) sprechen eine besondere Sprache. 3) die Adaise, 4) Appelusas oder Opelusas, 5) die Attacapas, 6) die Tschactus und 7) die Tschitimatschas (Chitimachas).

Zu den eingewanderten Stämmen gehören die Appalatschen, die Alibamas und Contschatas (Conchutas), die von den Crieks kamen, die Taensahs (Tensaws), die Humas oder Umas, die Tunikas, Boluxas, Pascagulas und Paoanas.

G. Die Sioux sind Völker, deren Sprache mit der der Irokesen verwandt ist, und erstrecken sich in dem Stromgebiete des Mississippi, auf der Westseite dieses Stroms und des Rothen Flusses vom Winnipeksee tief landeinwärts bis zu den Savannen und Prairien am östlichen Fuße des Felsengebirges. Wir theilen sie in vier Gruppen:

1) Die Winnebagos (Puans, Otschagras, Horodsche oder Hotschungorah). Diesseit des Mississippi an der Westseite des Michigansees.

2) Die eigentlichen Sioux (Naudowessies, Dahcotas) theilen sich in sieben Stämme, daher sie sich auch Otschente Schakoans, d. h. die sieben Feuer, nennen. Diese Stämme sind: a) der Mendewahkantoan, der einzige, welcher Ackerbau treibt und auf der östlichen Seite des Mississippi unter 43° bis zu 46° östlicher Breite; b) der Wahkpatoan; c) der Wahkpakotoan und d) Sisitoan, alle drei ebenfalls östlich; die drei westlichen Stämme aber sind: e) die Janktons, Janktoanans und Tetons. Diese westlichen Stämme führen seit undenklichen Zeiten einen Vertilgungskrieg gegen alle andern Stämme am Missuri, von den Mandanen an bis zu den Osagen, während die vier östlichen Horden ebenso lange eingewurzelte Feinde gegen die Tschippeweier sind. Die Assiniboinen sind ein Dahcotastamm, der sich vom Ueberreste der Nation getrennt hat und im Algonquinschen lebt, und die Schayennen wurden von den Sioux aus ihrem Wohnsitze am linken Ufer des Rothen Flusses vertrieben, worauf sie sich an den Quellen des Shyenne, eines südwestlichen Zuflusses des Missuri, niederließen (Taf. 191 *Fig. 1* Siourindianer im Lager; *Fig. 7* Pferderennen derselben). Die Sioux, wiewol alle Indianer, glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Sobald der Krieger seines Todes durch den Arzt vergewissert worden, nimmt er von den Seinigen Abschied und befiehlt für Diejenigen ein Gastmahl anzurichten, welche ihm eine Trauerrede halten werden. Gleich nach seinem Ableben bekleidet man ihn, legt die Waffen neben ihn und setzt ihn aufrecht in die Mitte der um ihn versammelten Freunde; später legt man ihn auf eine Art Gerüste, wie *Fig. 2* abgebildet. Die Leichenfeier beginnt mit Wehklagen und Heulen, wobei die Männer nicht weinen dürfen, was aber die Weiber desto mehr thun. Sie zerritzen dabei wol ihre Arme und Beine, und die Weiber besuchen häufig die Gräber und streuen ihre abgeschnittenen Haarlocken darauf, wobei sie oft sehr dichterische Klagelieder absingen. Eine Leichenrede eines Nadowessiers (Sioux) hat uns Carver mitgetheilt; sie heißt: „Du sitzest noch unter uns, Bruder, dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unserigen noch ähnlich ohne sichtbare Abnahme; nur das Vermögen zu handeln fehlt ihm. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor einigen Stunden Dampf zum großen Geiste emporblies? Warum schweigen jetzt die Lippen, von denen wir erst vor Kurzem so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind die Füße ohne Bewegung, die noch vor wenigen Tagen schneller waren als das Reh auf den Gebirgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume erklimmten und den härtesten Bogen spannten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder so unbeseelt als es vor dreihundert Wintern war. Doch wir wollen dich nicht betrauern, als wenn du für uns auf immer verloren wärest, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte. Deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahingegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um deinen Namen zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir bei deinen Lebzeiten für dich hegten, kommen wir jetzt, dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit sein werde, die unserigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen anlangen." Der Begräbnißort ist übrigens gewöhnlich eine große Höhle.

3) Die Minetaries, welche sich in drei Stämme

theilen: ansässige Minetaries mit Einschluß der Annahawas, Mandaner- und Raben- oder Krähenindianer (Crow- oder Upsarokanation). Die beiden erstern Völker sind Ackerbauer und wohnen in Dörfern an oder in der Nähe des Missuri zwischen 47° und 48° der Breite. Die Rabenindianer (Taf. 110 *Fig. 19* u. *20*) sind ein Wandervolk südlich vom Missuri, zwischen dem kleinen Missuri und den südöstlichen Zweigen des Gelbensteinflusses. Unter den Mandanindianern kommen fast ganz weiße und sogar mit blauen Augen vor (Taf. 191 *Fig. 3* Tanz der Mandanweiber und *Fig. 4* Tanz der Mandanindianer, *Fig. 5* der Bisontanz derselben). Die Bisons sind bekanntlich in ganzen Herden wandernde Thiere. Dadurch sind manchmal die Mandanen ihrer Nahrung beraubt, wenn die Bisons wegbleiben. Sobald diese Noth eintritt, werfen sie ihre Maske, eine Bisonhaut, um und dann beginnt der Bisontanz, welcher in der Absicht abgehalten wird, damit die Bisons wiederkommen, und wird so lange wiederholt, bis sie endlich wirklich kommen, natürlich nicht durch den Tanz herbeigerufen. Dabei werden Trommeln gerührt und Klappern in Bewegung gesetzt, wobei auch unaufhörlich Gesang und Gebell der Zuschauer ertönt.

4) Die südlichen Sioux bestehen aus acht Stämmen, und ihr Gebiet erstreckte sich ursprünglich längs des Mississippi von unterhalb der Mündung des Arkansas bis zu 41° der Breite. Sie waren und sind noch auf der Nordseite von den Dahcotas, auf der Westseite von den Pahnies, gegen Süden vom Washitta und Rothen Flusse, und auf der Südwestseite von Wanderstämmen begrenzt. Ihr Jagdrevier erstreckt sich westlich bis zum Felsengebirge; aber sie treiben alle Ackerbau. Die drei südlichsten Stämme sind die Quappas und Arkansas, die Osagen (Osashen, eigentlich Wausasche, Quaschschen, an den Quellflüssen des Osage und des Verdegris, eines nördlichen Zuflusses des Arkansas) — sie sind übrigens ein zahlreicher, mächtiger Volksstamm, der alle Nachbarn mit Krieg überzog, einen Theil seines Gebietes aber an die Vereinigten Staaten zur Colonisation der Tschirokis, Crieks und Tschatas abgetreten hat (Taf. 110 *Fig. 18*) — und die Kansas. Die übrigen fünf Stämme sind die Joways, Missuris oder Neoshehe (Neojehe), die Ottoes oder Wahtutahtah, die Omahaws oder Mahas und die Puncas.

H. Die Pahnies, welche aus den eigentlichen Pahnies (am Platteflusse, westlich von den Ottoes und den Omahahs) und den Ricaras oder Aricaras (am Missuri, etwa 140 deutsche Meilen unterhalb der Mandaner, unter $46\frac{1}{2}$° der Breite) bestehen. Sie treiben Ackerbau, und ihre Jagdzüge dehnen sie südlich bis zum Arkansas und westlich bis zu den Quellen des Platteflusses aus.

J. Die Saskatschawiner sind zwei Nomadenvölker der östlichen Abhänge des Felsengebirges, nämlich die Wasserfall- Rapid- oder Paunchindianer und die Black Feet (Schwarzfußindianer). Die Erstern wohnen am östlichsten, die Letztern sind eine der mächtigsten Indianernationen und leben in beständigem Angriffskriege mit allen Nachbarvölkern, mit Ausnahme der Knistinos und Assiniboinen, gegen die sie sich vertheidigungsweise verhalten. Die Paigans oder Picanos und die Blutindianer sind Unterabtheilungen dieser Black Feets. Vielleicht gehören hierher auch die um einen Theil des Felsgebirges wohnenden Sussies.

K. Die Oregonvölker, die man so nannte nach dem Flusse Oregon (Columbia), der auf der Westseite des Felsengebirges ein Gebiet beherrscht, welches sich von 50° — 41° der Breite erstreckt. Lewis theilte diese Völker nach ihren Sprachen in drei Familien ein:

1) Die auf dem Gebirgstheile Wohnenden, und dahin gehören: die Salish oder Flachköpfe (Flat heads), die Oat-la-shuht, die Krähengebirgs- (Crow Mountains-) Indianer und die Tus-hi-pah.

2) Im Terassenlande werden die Tschupun-nisch, die Sin-mith-ku-ma-nah, die Selluat-pallah, die Wallawallas, die Willewah, die Wahowi-pums, die Itscheluhl, die Tschimnah-pun, die Sokulk, die Tschillukkutteguah, die Tschikalisch, die Ponderays, die Flachbogen- (Flatbow-) Indianer u. a. m. genannt.

3) Längs der Seeküste endlich wohnen die Clackamus, die Umques, die Clatsups, die Quathlapotle, die Skillute, Tschinuks (Taf. 357 *Fig. 2* innere Ansicht einer Wohnung derselben), die Tschilts u. a. m.

Als ein wilder, kriegerischer Stamm werden die Bonaks genannt; der Hauptstamm aber im Oregongebiete sind die Skeiuse (Skyuse), welche über die benachbarten Stämme unumschränkte Gewalt ausübten, jetzt aber dieselbe nur noch über die Wallawallas und Tschimuks ausdehnen können. Auch die Atnahs oder Kinnindianer lassen sich hier einreihen (landeinwärts unter 52°), und nördlich über ihnen die Nagailer oder Trägerindianer.

Die Wakash auf der Insel Nutka reden eine Sprache, die sich von den Idiomen aller Nachbarvölker unterscheidet.

L. Die Californier wohnen längs der Küste von ganz Neu- oder Hochcalifornien, sowie auf der Halbinsel Altcalifornien bis zu der Südspitze, dem Cap Lukas, unter 23° der Breite. Ob die Altcalifornier wirklich mit den Neucaliforniern stammverwandt sind, ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Alle Altcalifornier stehen seit langer Zeit unter dem Einflusse spanischer Missionare, was auch von den Küstenstämmen Neucaliforniens gilt. Allein diese in Missionen vereinigten Indianer sind doch nur dem Namen nach für die Beschäftigungen des seßhaften und civilisirten Lebens gewonnen, während die Bewohner des Innern Californiens nach wie vor dem wilden Jägerleben ergeben sind. Nach Chamisso stehen diese Stämme tief unter denen, welche die nördliche Küste und das Innere von Amerika bewohnen. Alle sind von sehr wildem Ansehen und von sehr dunkler Farbe. Ihr flaches, breites Gesicht, aus dem

große, wilde Augen blitzen, beschattet schwarz und dicht ein langes, flaches Haar. Die Abstufung der Farben, das Tätowiren, das Bemalen beim kriegerischen Tanze, die Waffen und Sitten sind je nach den verschiedenen Stämmen verschieden (Taf. 110 *Fig. 21* ein Californier).

M. Die Schoschonen oder Kamantschen erfüllen den ganzen Raum von den südlichen Zuströmen des Columbia unter 45° der Breite bis zu den Colorado- und Gilaflüssen 34° der Breite einerseits, und über das Felsengebirge hinüber bis an die Grenzen der Vereinigten Staaten und den mexicanischen Golf 30° der Breite andererseits. Alle Stämme reden dieselbe Sprache, und die eigentlichen Schoschonen und Kamantschen sind die zahlreichsten derselben. Erstere bewohnen die Westseite des Felsengebirges im nordwestlichen Theile des Gebietes, die Andern die Ostseite im südöstlichen Theile; in den südlichen Gegenden aber wohnen die Apatschen. Die Schoschonen nähren sich von Fischen oder Wild; die am Colorado haben aber auch viele Schweine als Hausthiere und halten auch viele Pferde. Ihre tragbaren Wohnungen bestehen aus Fellzelten. Sie sind friedliebend, nicht grausam und sehr gastfrei, auch sehr verständig und sittlich gut. Die Kamantschen (Hietans, Jetans, Paducas) sind jetzt vielleicht das mächtigste Volk unter den Indianern des nordamerikanischen Continents, und ihre unvergleichliche Reitkunst, ihr furchtbarer Angriff, die unübertroffene Schnelligkeit im Laden und Abfeuern der Gewehre, sowie ihr unauslöschlicher Haß gegen die Weißen, machen die Feindschaft dieser Indianer furchtbarer als die irgend eines andern eingeborenen Stammes. Auch sie haben tragbare Zelte als Wohnungen und halten sich nie lange an einem Orte auf.

Die Arropahos, welche mit beiden Stämmen sprachverwandt sind, wohnen südlich von den Schoschonen.

N. In der Verlängerung der Sierra Madre von Mexico haben sich unabhängige Völker concentrirt, um gegen die Europäer einen Vernichtungskrieg zu führen; sie haben von den Spaniern diese Gegend wieder erobert und sich völlig unabhängig erhalten. Zu ihnen gehören die Piros, Xumanos, Lanos, Zuros, Moquis, Tiguos, Pecuri und Keres. Ferner sind noch zu erwähnen die Jahipais, Mecos, Carancahuas und Cuschaties (Letztere in Texas), welche wie die Vorigen verschieden von den Schoschonen und Kamantschen sind.

O. Das Plateau von Mexico, mit den sich nördlich und südlich daran schließenden Gegenden bis zur Landenge von Panama, umfaßt eine Menge von Völkern mit verschiedenen Sprachen, und A. v. Humboldt, dem wir hier folgen, nimmt an, daß die Indianer reinen Blutes jetzt noch immer mehr als zwei Fünftheile der ganzen Volksmenge und in manchen Landschaften sogar zwei Drittheile ausmachen, wie z. B. in den Staaten Puebla und Oaxaca.

Die vorzüglichsten Sprachen sind die am weitesten verbreiteten der Azteken, die Otomi-, die Matlazinchen-, die Tarasker-, die Pirinda-, die Zapoteka-, Mixteca-, die Popoluca- und Mixe- und Maya-, die Poconchi-, Huasteca- und Totonakersprache, die Cora-, Huitcole-, Tepehuana-, Topias- und Acaree-, die Xirima-, Sicuraba-, Hina- und Huimisprache, die Tubar-, Tarahumara-, Zuaque-, Guaima-, Guazave-, Zoe-, Huite-, Opata-, Pima-, Eudebe-Yaqui-, Kacchikil-, Chontal- und Orotina-sprache.

Der mexicanische Indianer gleicht im Allgemeinen denen, welche Canada und Florida, Peru und Brasilien bewohnen: dieselbe dunkelbraune und Kupferfarbe, plattes und glattes Haar, wenig Bart; seine Statur ist untersetzt, das Auge länglich und gegen die Schläfe in die Höhe gebogen, die Backenknochen stehen vor und die Lippen sind dick; aber in seinem Munde spricht sich eine Milde und Sanftmuth aus, die gegen den finstern und ernsten Blick des Auges seltsam absticht. Die mexicanischen Indianer sind übrigens dunkler von Farbe als die Bewohner der heißesten Länder von Südamerika; auch haben sie, namentlich die Azteken und Otomiten, einen stärkern Bartwuchs als diese. Fast alle Indianer in den Umgebungen der Hauptstadt tragen einen kleinen Schnurrbart. Diejenigen Indianer, welche der europäischen Herrschaft unterworfen sind, erreichen durchgängig als friedliche Ackerbauer ein hohes Alter, wenn nicht die bei ihnen so gewöhnliche Trunksucht ihren Körper schwächt. Ihre berauschenden Getränke sind der Branntwein aus Zuckerrohr, aus Mais und der Jatrophawurzel, besonders aber der Pulque, ein Wein aus der amerikanischen Aloe (hundertjährige Aloe) bereitet.

In dem mexicanischen Indianer bemerkt man weder jene Beweglichkeit von Gefühlen, Geberden und Zügen, noch jene Thätigkeit des Geistes, welche die meisten Indianer Nordamerikas so vortheilhaft auszeichnet. Er ist ernst, schwermüthig, schweigsam, so lange nicht berauschendes Getränk auf ihn gewirkt hat. Er liebt es, etwas Geheimnißvolles selbst in seine gleichgültigsten Handlungen zu legen; die heftigsten Leidenschaften drücken sich niemals auf seinem Gesichte aus, und er zeigt etwas Schreckliches, wenn er plötzlich von der absoluten Ruhe zu einer heftigen und zügellosen Bewegung übergeht. Der Peruaner hat mehr Sanftmuth in seinen Sitten; die Energie des Mexicaners artet in Härte aus. Die Musik und der Tanz der Indianer leiden unter dem Mangel an Frohsinn, der sie charakterisirt, und dies kann man auch in ganz Südamerika wahrnehmen. Der Gesang athmet Traurigkeit und Schwermuth. Die Frauen entwickeln mehr Lebhaftigkeit als die Männer; allein sie theilen das Misgeschick der Unterwürfigkeit und Dienstbarkeit, zu der das andere Geschlecht bei allen Völkern verurtheilt ist, die in der Civilisation nur geringen Fortschritt gemacht haben. Die Weiber nehmen am Tanze keinen Antheil; sie wohnen diesem Vergnügen der Männer nur

bei, um denselben die von ihnen zubereiteten starken Getränke zu credenzen. Die Mexicaner haben einen eigenthümlichen Geschmack für die Malerei und Sculptur in Holz und Stein bewahrt. Man erstaunt, wenn man sieht, was sie mit einem stumpfen Messer aus dem härtesten Holze schnitzen. Sie legen sich besonders auf das Anfertigen von Bildern und Statuen von Heiligen, und ahmen seit drei Jahrhunderten knechtisch die Modelle nach, welche die Spanier im Anfange der Eroberung mit sich brachten. Dabei haben sie denselben Geschmack für die Blumen bewahrt, den Cortez zu seiner Zeit bei ihnen fand. Ein Blumenstrauß war das kostbarste Geschenk, welches man den Gesandten am Hofe des Montezuma überreichte. Dieser Monarch und seine Vorfahren hatten eine große Menge seltener Pflanzen in den Gärten von Istapalapan angebaut. Cortez rühmt öfters in seinen Briefen an Kaiser Karl V. die Industrie, welche die Mexicaner im Gartenbaue entwickelten. Auf dem großen Markte von Mexico verkauft kein Indianer etwas von seinen Producten, ohne daß er seine Bude mit Blumen geschmückt habe, die alle Tage erneut werden. Jeder Indianer hat neben seiner Wohnung ein Gärtchen, in welchem neben den tropischen Früchten die Fülle der Blumen prangt. Vorzüglich schön nehmen sich die Tschinampas oder schwimmenden Gärten aus. Es sind mit Erde belegte Flöße, die theils auf dem See herumschwimmen, theils am Ufer befestigt sind.

Die Wohnungen der Indianer sind einfach und reinlich, aber ihrer Gestalt nach verschieden. In der heißen Region des Küstenlandes sind es eine Art Käfige, aus Bambus oder Baumstämmen und Bretern, hier und da auch aus Luftziegeln errichtet, mit plattem Dache. Wo sie mit Spaniern in Verbindung leben, besonders in der Gegend von Mexico, bauen sie Häuser, die denen der Spanier sehr ähnlich sind. Einige irdene Krüge und Flaschen, ein Stein zum Bereiten des Maisbrotes und eine Menge Heiligenbilder machen den Schmuck dieser Wohnungen aus. Statt des Bettes dient ihnen eine auf der Erde ausgebreitete Matratze oder ein hängendes, an der Decke befestigtes Netz. Ihre Dörfer und Weiler liegen oft ganz im Gebüsche versteckt. Nirgend wol gibt es übrigens eine fürchterlichere Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter, der Gesittigung, der Cultur des Bodens und der Bevölkerung. Im Innern des Tafellandes gibt es vier Städte, die nur eine bis zwei Tagereisen voneinander entfernt sind und 35, 67, 70 und 135,000 Einwohner enthalten. Das mittlere Plateau von Puebla bis Mexico und von da bis Salamanca und Zalaya ist mit Dörfern und Weilern ebenso dicht besetzt, als die angebautesten Landstriche der Lombardei. Im Osten und Westen dieses schmalen Strichs erstrecken sich unangebaute Gegenden, in denen die Bevölkerung kaum 10—12 Menschen auf der Quadratmeile beträgt. Die Hauptstadt und mehre andere Städte haben gelehrte Anstalten, die den europäischen zu vergleichen sind. Die Architektur der öffentlichen und Privatgebäude, die Eleganz des Hausgeräthes, die Equipagen, der Luxus in der weiblichen Kleidung, der gesellschaftliche Ton, Alles verräth eine Verfeinerung, die gegen die Nacktheit, Unwissenheit und Roheit des gemeinen Mannes gewaltig absticht. Und diese Ungleichheit der Glücksgüter findet sich nicht blos bei den Weißen, sondern auch bei den Indianern. Die mexicanischen Indianer bieten im Allgemeinen das Bild eines großen Elends dar, und doch gibt es Einzelne, die unter dem Deckmantel des Elends große Reichthümer verbergen. Letztere stehen bei ihren Landsleuten in großer Achtung; allein trotz ihrer Reichthümer gehen sie ebenso barfuß und tragen sich mit der mexicanischen Tunica, von grobem, braunschwarzem Zeuge bekleidet, wie der ärmste, gemeinste Indianer. In den größern Städten jedoch, nicht allein in Mexico, sondern auch in Puebla, Jalapa u. s. w., ist die Bekleidung schon vollständiger; der breitkrempige Hut und die verhüllende Kopfbedeckung sind wahrscheinlich den Spaniern nachgeahmt (Taf. 70 *Fig.* 2 u. 3 Frauen- und Männertracht aus Puebla, *Fig.* 4 Frau aus Jalapa). Die neue Ordnung der Dinge, welche durch den Abfall der spanischen Colonie vom Mutterlande herbeigeführt worden ist, hat zwar den Zustand der Indianer zum Guten gewendet; denn sie waren es, welche zum Umsturz der spanischen Regierung wesentlich beitrugen; und sie, die unter der spanischen Herrschaft den größten Einschränkungen unterworfen waren und oft mit der grausamsten Härte behandelt wurden, sind durch die Verfassungen der neuen republikanischen Staaten zwar Staatsbürger geworden; allein Alles doch nur dem Namen nach, und ihr sittlicher, geistiger Zustand ist noch derselbe, der er unter der Verwaltung der spanischen Vicekönige war, deren Politik, wenn auch auf dem Papiere abgeschafft, noch immer in Beziehung auf den Druck, den der Indianer von den weißen Herren und Gewalthabern zu erdulden hat, fortdauert.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die frühere Religion der Mexicaner, so finden wir, daß sie der blutigste Götzen- und Opferdienst war. Die Priester der Götzen waren blutdürstige, gefühllose Menschenmörder, welche die heilige Scheu, die das Volk vor ihnen hatte, zum Mittel der Befriedigung ihrer wollüstigen Begierden, ihres Eigennutzes und ihres Blutdurstes machten. Der Priester durfte nur sagen, daß der Gott hungere, so mußten Söhne und Töchter zum Opferherde gebracht werden, oder der Fürst mußte in den Krieg ziehen und Gefangene machen, denen der Priester auf einem schwarzen Steine mit einem scharfen Kiesel das zuckende Herz aus dem lebenden Leibe schnitt, um es der Sonne dampfend entgegenzuhalten (Taf. 102 *Fig.* 1). Ihr höchster Götze war der Vitzliputzli, der in einem prächtigen Tempel verehrt wurde und dem eben jene Opfer gebracht wurden, und ein anderer berühmter Götze, dem sie huldigten, war der Gott der Luft oder Quetzalcatl, dem zu Ehren merkwürdige Tänze und Spiele üblich waren, an

denen selbst die Könige in ihrem prächtigsten Staate Theil nahmen und wobei die gemeinen Leute sich in Thiere zu verkleiden pflegten, wozu sie eigene Kleidung aus Häuten oder Federn hatten. Jetzt sind die Mexicaner zwar zum Christenthume übergegangen, aber die Bekehrung hat auf sie keine andere Wirkung hervorgebracht, als neue Ceremonien, Symbole einer sanften und menschlichen Religion, an die Stelle von Ceremonien einer blutigen Gottesverehrung zu setzen; denn dieser Uebergang von einem alten Ritus zu einem neuen ist das Werk der Gewalt und nicht der Ueberzeugung gewesen, und so vermengte sich das Christenthum mit der mexicanischen Mythologie, welches von den Herrschern und Missionaren nicht allein geduldet, sondern sogar bis zu einem gewissen Punkte noch begünstigt wurde, um auf diese Weise dem Christenthume leichter Eingang zu verschaffen; sie überredeten sie, daß das Evangelium bereits in sehr alten Zeiten in Amerika gepredigt worden sei, und davon suchten sie die Spuren in dem Ritus der Azteken. Auf diese Weise läßt es sich erklären, warum die mexicanischen Indianer, trotz der Halsstarrigkeit, mit der sie an Allem hängen, was ihnen von ihren Vätern überkommen ist, ihre ehemaligen gottesdienstlichen Gebräuche so leicht vergessen haben. Die Indianer kennen von der Religion nichts weiter als die äußern Formen des Gottesdienstes, und als Freunde der Ceremonien finden sie an dem christlichen Cultus auch viele Freude. Die Kirchenfeste, die Feuerwerke, die dabei abgebrannt werden, die Processionen, von denen Tänze und die barockesten Vermummungen unzertrennlich sind, bilden für das gemeine Volk der Indianer eine ergiebige Quelle von Vergnügungen. Der christliche Gottesdienst hat übrigens nicht blos hier in Mexico, sondern überall die Schattirungen der Länder angenommen, wohin er verpflanzt worden.

Was schließlich die übrige Bevölkerung betrifft, so behaupten den obersten Rang unstreitig die Europäer, besonders aber die reinen Abkömmlinge der spanischen Eroberer Mexicos. Sodann folgen die Afrikaner, die Neger, welche dort fast alle als freie Leute leben und sich zum Theil unter sich verheirathen; ja die indianischen Frauen geben dem Neger nicht allein vor den Männern ihrer Race, sondern selbst vor dem Europäer den Vorzug, da ihnen die ungestüme Lebhaftigkeit der Congoneger mehr zusagt. Wir bemerken hierbei zugleich, daß die in den überseeischen Ländern von europäischen Aeltern oder deren Nachkommen in reiner Abkunft geborenen Weißen in der Regel **Creolen**, die von Negern Geborenen **Creolenneger**, Abkömmlinge von einem Weißen und Neger aber **Mulatten**, von einem Weißen und einer amerikanischen Indianerin **rothe** und von einem Weißen und einer Hindu **gelbe Mestizen** genannt werden. Die Abkömmlinge der Mulatten nennt man **Kasken**, von einem Weißen und einer Mulattin **Terzerons**, von einem Weißen und einer Terzeron aber **Quarterons**. Die von Europäern und Ureinwohnern Brasiliens abstammenden Kinder heißen **Mamelukos**, die von einem Chinesen und einer Malayin aber **Tekos**, die von einem Hindu und einer Negerin **Buganesen**, und die von Hottentotten und Weißen endlich **Basten**. Taf. 70 *Fig. 1* ist ein spanischer Creole und zwar ein Majo von Jerez in Mexico, *Fig. 7* eine vornehme Mulattin, und *Fig. 8* ein brasilischer Mestize abgebildet.

Die Bewohner Mittelamerikas.

Der Freistaat Mittel= oder Centralamerika (Guatemala), das schmalste Verbindungsglied von Süd= und Nordamerika, doch größer als Deutschland, bildet ein bogenförmiges, hohes Gebirgsland, ringsum von Tiefen, von den beiden großen Oceanen und den beiden Andensenkungen (Panama und Tehuantepek) umgeben. In das Antillenmeer erstrecken sich die Vorgebirge Honduras und Gracias a Dios, und in den Stillen Ocean das Cap Blanco. Das Klima ist hier noch wärmer als in Mexico, der Boden üppiger, die Production reicher. Von der Bevölkerung sind $\frac{2}{5}$ Ureinwohner, $\frac{2}{5}$ Mestizen und $\frac{1}{5}$ Weiße, außerdem noch auf der ganzen West= und Nordwestküste viele unabhängige Indianerstämme, von denen die Mosquitos auf Honduras mit den Engländern in Verkehr stehen, aber den Spaniern todtfeind sind. Die angesiedelten oder sogenannten lateinischen Indianer (Indios ladinos) sind getauft und machen, wie die Mexicaner, alle äußern Gebräuche des Christenthums mit, ohne von dem Geiste desselben etwas zu ahnen. Ihre Kleidertracht ist malerisch. Die Wohlhabendern tragen ein baumwollenes Hemd, weite Beinkleider, lederne Sandalen und einen Gürtel von farbigem Zeuge. Die gemeinen Indianer tragen keine Baumwollstoffe, sondern Zeuge aus den Fasern der Achave (Maguey) und andern Pflanzen gewebt. Sanftmuth, Fleiß, Verschwiegenheit, Gastfreiheit und Wahrheitsliebe sind Tugenden, die man von diesem Volke rühmt; dagegen ist auch ihr größter Fehler Trunkenheit. Industrie, Ackerbau und Civilisation stehen zwar noch bei ihnen in der Kindheit; doch zeigen sie so viel Wißbegierde, guten Willen und Sorgfalt, daß für die Zukunft das Beste zu hoffen ist. *Fig. 5* gibt ein Bild der Männer= und *Fig. 6* der Frauentracht von Guatemala.

Die Indianer und die übrigen Bewohner Südamerikas.

Die eingeborenen Völker Südamerikas haben bald eine olivenbraune, bald eine gelbbraune Farbe, die in mancherlei Schattirungen ineinander oder zuweilen auch ins Kupferrothe übergehen; doch waltet die gelbe Hautfarbe mehr unter den östlichen Völkern, die braune unter den westlichen und denen, die das Innere Südamerikas bewohnen, vor. Nach Alcide d'Orbigny spalten sich die südamerikanischen Indianer in drei große Classen, von denen jede der beiden ersten wieder nach Verschiedenheit

der Sprachen in mehre Stämme oder Zweige zerfällt:

1) Die Bewohner der Andeskette oder die Ando-Peruaner: a) die Peruaner, b) die Antisaner, c) die Araucaner, und d) die Indianer von Cundinamarca (Republik Neugranada).

2) Die Bewohner der großen Ebene auf der Ostseite der Cordilleren oder die Pampaner: a) die eigentlichen Pampaner, so genannt nach den großen Pampas oder Ebenen, die sich vom Feuerlande bis ins Innere des Stromgebiets des La Plata erstrecken, b) die Chiquitoszweige, und c) die Moxos.

3) Die eingeborene Bevölkerung von Brasilien, Guiana und Venezuela, oder der guarani-caraibische Volksstamm.

A. Die Cundinamarcaner fanden die spanischen Eroberer klein und untersetzt, auf den Gebirgen kupferroth, in den Ebenen olivenbraun; ihre Stirn wenig erhoben und zurücktretend, das Auge wagerecht und in seinem äußern Winkel niemals verengt, dabei ohne allen Ausdruck, die Backenknochen vorstehend, die Lippen dick; der Bart zeigte sich erst im späten Alter. Auch gegenwärtig zeigen sich diese Indianer Neugranadas noch so. Das herrschende Volk waren die Muiscas, die ein großes Reich, das Reich der Zake (Zaque), gestiftet hatten, dem alle übrigen Völker von los Pastos bis Panama und dem Meerbusen von Maracaibo unterworfen waren. Sie zeichneten sich vor allen andern Nachbarvölkern, die dem Reiche angehörten, durch Cultur aus, was auch noch heute der Fall ist unter den vielen indianischen Nationen Neugranadas, die sich durch Sprache und ein seßhaftes, Nomaden- oder Jäger- und Fischerleben auszeichnen. Sie sind jetzt theils civilisirt, zum Christenthume bekehrt und in Missionen vertheilt, theils in Wildheit und völliger Unabhängigkeit die Urwaldungen durchirrend.

Folgende Stämme kann man mit ziemlicher Sicherheit zu den Cundinamarcanern zählen: 1) die Muiscas (Muyscas oder Mozcas), in dem Departement von Cundinamarca (Bogota, Mariquita), wie auf dem größten Theile der östlichen Cordilleren und den benachbarten Thallandschaften des Magdalenenstroms. Seßhafte Ackerbauern und Hirten, verhältnißmäßig von höherer Gesittigung als die übrigen Stämme (Taf. 70 *Fig. 11* Mädchen aus Bogota, spanische Amerikanerin). 2) Die rohen Pantsches, ein Volk, das die Wohnländer Jener umgibt. In dem Gestadelande des Antillenmeers zwischen Rio Hacha und dem Busen von Maracaibo die Goahiros (Guagiros, Guajires) und die Cocinas. Wie die Muiscasprache fast ganz verloschen ist, so gilt dies noch mehr von den Sprachen, welche in den westlichen Gegenden von Neugranada, in Popayan und bis Darien hin in Gebrauch gewesen, wo sonst 52 verschiedene Nationen bekannt waren, von denen die südlichen und einige östlichen und nördlichen durch Waffengewalt, die übrigen durch die Missionare unterworfen wurden. Die bekannten Missionen waren unter 3) den Andakies; 4) den Citaras; 5) den Tschocos in der Provinz Tschoco (Choco); 6) den Guanacas; 7) den Neyvas; 8) den Cacanucas; 9) den Quaquas; 10) den Paes, und 11) den Timanaes. Die drei Letztern gehören vielleicht zu dem großen Stamme der Guarani-Karaiben, da ihre Namen an am Orinoco lebende, zu den Guarani-Karaiben gehörende Stämme erinnern. Mit noch größerer Sicherheit läßt sich dies annehmen 12) von den Urabas oder Idibas, den Bewohnern von Darien, und 13) von den Huaimies oder Guaimies, welche die Provinz Veragua des Departements Istmo bewohnen.

B. Der peruanische Zweig oder die andoperuanischen Völker bewohnten den größten Theil der alten Herrschaft der Inkas vor der spanischen Eroberung, d. h. über die Andes und ihre Abhänge von jenseit des Aequators bis nach Sandiago del Estero, 28° südl. Breite. Diese Herrschaft umschloß auf dem Gebirge allein einen Theil der Republik Ecuador, die ganze Republik Peru und Bolivia, sowie einen Theil der La Platastaaten. Man kann sie in vier Nationen theilen:

1) Die Quitschua- oder Inkanation, welche zur Zeit der spanischen Eroberung die herrschende war. Der Name Kitschua (span. Quichua) scheint ehedem nur einen Stamm derselben bezeichnet zu haben, und der Name Inka (Inga) wurde nur auf die königliche Familie angewendet und bedeutet eigentlich König oder Oberhaupt; ihre Fürsten nannten sie Capalla Inga, d. h. Alleinherrscher. Ihre Farbe ist olivenbraun. Sie sind nicht groß, haben breite Schultern, sehr hohe und lange Brust, einen ziemlich großen Kopf und kleine Hände und Füße. Stirn schwach gewölbt, Gesicht breit, mehr rund als oval, Nase vorspringend, adlerartig. Mund ziemlich groß, vorspringend, ohne daß die Lippen dick sind. Zähne schön. Augen klein oder mittelgroß, nie am äußern Winkel verengt. Augenbrauen schmal und stark gebogen, Haare schön schwarz, grob, dick und lang. Der Ausdruck im Gesicht zeigt Gleichmuth, Ernst und Nachdenken. Sie sind sanft, gesellig, friedfertig, gehorsam bis zu blinder Unterwürfigkeit, fest und beständig, gastfrei, aber selbst bei ihren Festen ziemlich schweigsam und kalt. Obgleich sie selten Beleidigungen vergessen, so kommt es doch selten zur Rache, und Mordthaten gehören bei ihnen zur größten Seltenheit. Unter dem alten Priesterreiche der Inkas stand ihre Cultur auf einer nicht geringen Stufe, wovon zahllose Denkmäler, Heerstraßen, Städte, Gräber, Tempel und Bergwerke zeugten, als Pizarro 1525 in Peru eindrang. In den Dörfern der jetzigen Peruaner sind die meisten Häuser rund und ganz aus mehr oder minder behauenen Steinen zusammengesetzt, deren Fugen mit Erde und Rasen ausgestopft sind. Die runden spitzigen Dächer sind aus Heu geflochten. Das ganze Haus besteht aus einem einzigen Zimmer, in welchem zugleich die Küche und Vorrathsräume sind. Die Stelle der Thüre vertritt ein $2\frac{1}{2}$ Fuß hohes Loch, in das man hineinkriechen muß und das zugleich dem Rauche zum Ausgange

dient. Cactusstämme vertreten die Stelle der Balken und Sparren. Anstatt der Nägel sieht man überall aus Lamahäuten geschnittene Stricke. Vor jedem Hause ist gewöhnlich auf einem kleinen Erdhaufen ein Kreuz, das aus zwei Stöcken zusammengebunden ist, aufgerichtet. Auch im Innern sind Kreuze angebracht. Sie bekennen sich nämlich jetzt zum katholischen Glauben. In den ältesten Zeiten waren sie dem gröbsten Fetischdienst ergeben. Einige waren Menschenfresser; sie lebten meist zerstreut auf Bergen und in Wäldern, ohne Ackerbau, und der Stärkste und Kühnste war unumschränkter Oberherr. In den wärmern Strichen kannten sie keine Kleidung, in den kältern bedeckten sie sich meist mit Thierfellen. Der Fetischdienst ward später mit einem reinern Sonnendienst vertauscht, das Nomadenleben mit dem Ackerbau, als, wie die Sage berichtet, Manko Kapak und seine Gattin Mama Oello als Kinder der Sonne (aus irgend einem fernen Lande) an das Ufer des Landsees Titikaka kamen, die Stadt Cuzco (Cusco) bauten und die Einwohner civilisirten. Andere Sagen berichten die Sache wieder anders; doch alle stimmen darin überein, daß durch Fremde der Sonnendienst und die Civilisation in das Land gebracht worden und daß der Erste unter ihnen Manko Kapak gewesen sei. Die ersten Bewohner erhielten den Namen und Rang eines Inka, und es wurden ihnen Unterscheidungszeichen in der Kleidung und dem Haarputze bewilligt. Auch den andern Völkern, welche später für den Sonnendienst mehr durch Wohlthaten als durch Waffen gewonnen wurden, waren bestimmte Kleidungen vorgeschrieben. Der Oberpriester in Cuzco (Villak-Umu) war alle mal ein Bruder oder Onkel des Königs, die übrigen Priester daselbst aber aus dem Geschlechte der Inkas. Geopfert wurden Thiere und Pflanzen. Noch jetzt besteht die Kleidung dieser Indianer aus einer Tunika, die bis aufs halbe Bein herabfällt, und einem Beinkleide, das bis ans Knie reicht. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze und an den Füßen Sandalen oder Usutas (Ojotas), alles von dunkler Farbe und ziemlich grobem Gewebe aus Alpakawolle. Das Haar tragen sie lang, in Flechten hinten herabhängend. Die weibliche Kleidung besteht in einem wollenen Hemde, darüber eine Tunika ohne Aermel, die oben nicht zusammengenäht ist, sondern deren zwei Blätter mittels zweier Tupu oder silberner Nadeln befestigt und mit einem viereckigen Stoffe bedeckt werden, der auf der Brust mit einer andern Tupu angesteckt ist. Das Haar fällt ihnen ebenfalls über die Schultern herab, und die einzige Zierath besteht in einem Halsbande von Steinen. Die Indianerinnen von Quito weichen etwas in der Kleidung ab, wie uns die Abbildung Taf. 70 *Fig. 13* zeigt, auf der wir zugleich sehen, auf welche eigenthümliche Weise sie ihr Kind tragen. Die Spanierinnen in Lima (*Fig. 12*) zeichnen sich durch ein sehr enges Kleid, eine Art Mantille und ein bis an die Knie reichendes Schürzchen aus.

2) Die Aimaranation, welche lange vor Errichtung des Inkareichs nicht weit von den Ufern des Titicacasees ihren Wohnsitz hatte. Sie bewohnt jetzt das ganze Andesplateau unter 15 — 20° südl. Breite, von den Provinzen Tinta und Arequipa bis zu dem Becken von Paria und Oruro, zwischen 69 und 75° westl. Länge, hat ihre Sprache so bewahrt, daß sie sogar in den Städten und von den Nachkommen der Spanier als Umgangssprache üblich ist, und das Spanische nur im Verkehr mit Fremden gesprochen wird. Aeußerlich unterscheiden sie sich übrigens nicht von den Quitschuas, und auch in ihrem Charakter, ihren Sitten u. s. w. gleichen sie denselben.

3) Die Atacamanation (Olipes, Llipi) bewohnen den ganzen Westabfall der Andes unter 19—22° der Breite (die ganze Provinz Tarapaca und Atacama), und unterscheiden sich ebenfalls durch ihre Sprache.

4) An den Gestaden des Stillen Oceans, zwischen 22 und 24° südl. Breite, hauptsächlich in den Umgebungen des Hafens Cobija, in Bolivia, lebt die Tschangonation. Sie sind etwas dunkler, mehr schwärzlichbraun als die Quitschuas, und haben fast niemals eine Adlernase. Von Charakter sind sie sanft, leutselig, gefällig, hingebend, gastfreundlich und den Landesgesetzen ergeben. Sie treiben Fischfang.

Die Puquina- und die Yunka-Motschika-sprache gehörten ebenfalls zu den allgemeinen Sprachen des Inkareichs. Yunka bedeutet Heiße Ebene, und dadurch ist der Platz der letztern angedeutet, die besonders in die Valle Cintscha gesetzt wird, und dort noch gesprochen werden soll. Die Puquinasprache aber wurde bestimmt noch in einigen Dörfern auf den kleinen Inseln des Chuquito- oder Titicacasees in der Diöcese de la Paz und in einigen Gegenden der Diöcese von Lima geredet.

C. Die Antisaner haben ihre Wohnplätze über die heißen und feuchten Regionen des östl. Abfalls der bolivianischen und peruanischen Andes verbreitet, von deren letzten Ausläufen bei Santa-Cruz de la Sierra, unter 17° südl. Breite, gegen Norden hin bis auf die mitternächtliche Seite des Aequators hin. Ihre Hautfarbe ist veränderlich und geht von dunkel olivenbraun bis zu einer sehr lichten Farbe über. Ihre Stirn tritt nicht zurück, das Gesicht ist oval, die Nase verschieden gebildet, der Mund mittelgroß, die Augen stehen nicht schief. Ihre Physiognomie spricht Lebhaftigkeit und Sanftmuth aus, hat aber auch etwas Weichliches. Von den verschiedenen Nationen dieses Stammes sind namentlich die Yuraccaren, Mocetenen, Tacanas, Maropas und Apolistas bekannt.

D. Die Araucaner sind braun olivenfarbig, nicht sehr dunkel, stämmig, mit niedriger Stirn, fast kreisrundem Gesichte, kurzer, platter Nase, nicht schiefen Augen, mittelgroßem Munde, dünnen Lippen, ernster, kalter Physiognomie und weibischen Zügen. Sie wohnen auf dem westlichen Abfalle der Andes, 30° südl. Breite, bis zum Ende des Feuerlandes

und von den obern Thälern und Ebenen, östlich der Cordilleren, unter 33—42°, auf den Gebirgen und ihren Abfällen. Sie verharren im Zustande der Wildheit, und sind gegenwärtig noch ebenso frei als sie es vor Entdeckung der Neuen Welt waren. Wir theilen sie in zwei Gruppen.

1) Die Araucanos oder Aucas. Zu ihnen gehören die Araucanos in noch engerm Sinne, welche auf der Westseite der chilensischen Andes und in diesen selbst wohnen. Sie führen ein seßhaftes Leben und man kann sie in Tschanos (südl. von Valdivia), eigentliche Araucanos (in der Landschaft Arauco) und in Pelzuentsches eintheilen. Ferner die Aucas; das sind alle Stämme, welche auf der Ostseite der Andes in den Pampas umherirren. Sie zerfallen in Ronqueles, die in den Pampas wohnen, und in Tschilenos, welche um die Quellen des Rio Negro ihre Wanderplätze haben. Ihrem Charakter nach sind die Araucanos stolz, muthig, unbeständig, versteckt, grollig, wenig frohsinnig, oft schweigsam. Unbändige Krieger, unermüdliche Wanderer sind die Aucas wie die Araucanos noch ebenso frei als zur Zeit der Eroberung, und haben sich niemals dem Christenthume unterworfen. Die Aucas befinden sich beständig auf dem Marsche, leben unter Lederzelten und nähren sich vom Ertrage der Jagd oder ihrer Heerden. Immer zu Pferde, sind sie die besten Reiter Südamerikas. Die Araucanos im südlichen Chile haben dagegen feste Wohnsitze in den Thälern, treiben Ackerbau und Viehzucht und wohnen in Häusern; dennoch sind sie ebenso kriegerisch wie die Wanderstämme, und leben in ewigem Hasse und Kampfe gegen die Christen, denen sie sich niemals unterworfen haben, und gegen die Nachbarnationen. Sie vereinigen sich zum Kampfe, bewaffnet mit ihrem Bolas, bestehend aus drei Kugeln, die an ebenso vielen 2 Fuß langen Riemen befestigt sind und sich an einem Punkte vereinigen, mit ihren Schleudern und 15—18 Fuß langen Speeren, auch wol mit Schießgewehren, machen sich mit Weib und Kind auf den Weg, unter Anführung eines großen Redners oder Häuptlings, nähern sich der anzugreifenden Stelle, senden Vedetten aus, um zu recognosciren, und stürzen in der folgenden Nacht plötzlich über den Feind her. Die Weiber und Kinder rauben das Vieh und plündern Alles während des Gefechts. Nachdem die Sieger die Männer getödtet haben, führen sie die Weiber und Kinder mit sich fort. Ihre Sprache ist eine der angenehmsten; zugleich ist sie wortreich und doch sehr leicht zu erlernen. Das häusliche Leben und die Kleidung der Arauker ist sehr einfach. Die Wohnungen bestehen aus hölzernen Hütten, die mit Stroh bedeckt sind, keine Abtheilungen noch Fenster haben, und nur durch eine Thür von Ochsenfell geschlossen werden. Ein Paar Bänke und ein Tisch machen das Hausgeräthe aus. Statt der Betten werden Schafpelze ausgebreitet. Die Teller sind von Holz oder Thon, die Becher von Horn. Die Vornehmern haben bessere Häuser und Hausgeräthe. Die Weiberkleidung besteht in einem langen wollenen Unterrocke ohne Aermel, der um die Mitte des Leibes festgebunden wird. Hierüber hängt ein kleiner wollener Mantel, vorn durch ein breites meist silbernes Schloß befestigt. Das lange Haar wird in sechs Zöpfe gebunden, und um den Kopf tragen sie bunte Steine. Ohrgehänge zieren die Ohren, Ringe die Finger und vielfarbige Glaskugeln den Hals und die Arme. Der Mann trägt über dem Hemde den Pongo, eine Art Mantel, der bis an die Waden reicht, und nur oben in der Mitte eine Oeffnung hat, wodurch man ihn über den Kopf wirft. Bei den Ulmenes (Fürsten) ist die Kleidung von besserm Zeuge. Sie tragen Hüte mit Federbüschen, schwere silberne Sporen und Stäbe mit silbernem Knopfe. Dabei gehen sie, wie die Uebrigen, barfuß. Ihr Kriegsanzug besteht in einem Waffenrock und Helmhaube von starkem Ochsenfell, oft mit schönen Federn geziert. In Chile selbst ist die katholische Religion die Staatsreligion. In den Städten sind übrigens, wie überall, wo sich Europäer in Amerika niedergelassen haben, europäische Sitten eingeführt. (Taf. 70 *Fig. 15* Männer und Frauen aus La Conception, *Fig. 16* Mädchen ebendaher, *Fig. 17* ein Mann aus dem Volke in Chile.)

2) Die Feuerländer bewohnen alle Küsten des Feuerlandes und beide Seiten der Magelhaensstraße, von der Elisabethinsel und dem Port Famine im Osten bis zu der Masse von Inseln, welche alle westlichen Theile auf der Nord- und Südseite der Meerenge erfüllen; von den Patagonen sind sie getrennt, theils durch das Meer, theils durch die Bergkette auf dem Isthmus, welcher die Halbinsel Braunschweig mit dem festen Lande verbindet. Ihre Lebensweise und die Gletscher ihres Berglandes zwingen sie, sich ausschließlich an den Küsten zu halten.

Die Feuerländer oder Pescherähs werden als frostig, dürftig und traurig wie die Natur dieser Gegend geschildert. Forster erzählt von ihnen: „Statt daß alle andern Nationen der Südsee gewöhnlich mit einem lauten Jauchzen oder frohem Zuruf uns entgegenkamen, beobachteten diese selbst noch dicht am Schiffe, wo wir wenigstens eine Anrede erwarteten, ein tiefes Stillschweigen; sie gaben keinen andern Laut von sich als «Pescheräh!» Als man nach vielem Zuwinken Einige von ihnen ans Schiff brachte, ließen sie nicht das geringste Zeichen von Freude blicken, schienen auch ganz ohne Neugierde zu sein. Sie waren von kurzer Statur, keiner über 5 Fuß 6 Zoll (engl. Maß) hoch; hatten dicke große Köpfe, breite Gesichter, sehr platte Nasen und die Backenknochen unter den Augen stark hervortretend. Die Augen selbst waren von brauner Farbe, aber klein und matt, das Haar schwarz, völlig gerade, mit Thran eingeschmiert, wild und zottig um den Kopf hängend. Anstatt des Bartes standen einige einzelne Borsten auf dem Kinn. Ihr Mund war häßlich und stets

offen, Schultern und Brust waren breit und stark, der Untertheil des Körpers aber so mager und eingeschrumpft, daß man sich kaum vorstellen konnte, er gehöre zu dem obern. Die Beine waren dünn und krumm, und die Knie viel zu stark. Ihr einziges elendes Kleidungsstück bestand aus einem alten Seehundsfelle, welches vermittels einer Schnur um den Hals befestigt war. Uebrigens gingen sie völlig nackt. Ihre Leibesfarbe ist olivenbraun mit einem kupferfarbigen Glanze und bei Manchen noch durch Streifen von rothem und weißem Ocker erhöht. Die Weiber waren beinahe wie die Männer gestaltet, nur etwas kleiner und weniger häßlich. Außer dem Worte Pescheräh, welches sie bald in einem klagenden, bald liebkosenden Tone vorbrachten, ließen Einige nur wenige andere Worte hören." So weit Forster's Bericht. Spätere Reisende wollen etwas mehr Theilnahme an den europäischen Schiffen, Waaren u. dergl. gesehen haben; auch sahen sie die Pescherähs tanzen und hörten sie singen, fanden sie auch etwas wortreicher. Ihre Nahrung bestand aus Seehundsfleisch, das oft schon verfault war, und das thranige, ekelhafte Fett genossen sie am liebsten. Der einzige Beweis von etwas Nachdenken und einiger Industrie gaben ihre Waffen, welche in Bogen, Pfeilen und einer Lanze bestanden. Die Pescherähs scheinen zwar auf ihren Canots oder Flößen von einer Insel zur andern zu wandern, dennoch haben sie ihre festen Wohnsitze. Ihre Dörfer bestehen aus einigen Hütten von der rohesten Bauart. Ein Paar aufgerichtete Stangen, die sich gegeneinander biegen, etwa von der Gestalt eines Bienenkorbes, sind an der Wetterseite mit Gras, Zweigen, Seehunds- und andern Fellen bedeckt; die andere Seite dagegen steht mit einem Ausschnitte von etwa dem achten Theile eines Cirkels als Thüre offen; hier ist auch der Platz für das Feuer, um welches die vor Frost zitternde Familie mitten im Sommer sitzt.

E. Die Pampaner sind die Bewohner der großen Ebenen oder Pampas. Ihre Wohnplätze beginnen an der Meerenge des Magelhaens, 53° südl. Br., auf dem dürren und kalten Boden Patagoniens, erstrecken sich über die nordwestlichen Pampas und folgen von da aus den gemäßigten, heißen und zum Theil schattigen Ebenen des Gran Chaco bis zu den ersten Hügeln der Provinz Chiquitos, unter 19° der Breite.

Im Allgemeinen sind diese Nationen braun olivenfarbig oder dunkelkastanienbraun; ihre mittlere Größe ist 5 Fuß 2—3 Zoll, ihre Formen aber sind herkulisch; die Stirn ist gewölbt, das Gesicht breit und platt, die Nase breit und platt mit offenen breiten Nasenlöchern, der Mund dabei sehr groß, die Lippen dick, weit vorstehend, die Augen wagerecht, doch zuweilen am äußern Winkel verengt, die Augenknochen vorspringend, die Züge mannhaft und ausdrucksvoll, dabei kalt und oft grimmig. Es sind fast immer umherstreifende, kriegerische und oft grausame Völker. Man theilt sie in folgende Nationen:

1) Die Patagonen oder Patagonier (Tehueltsches). Sie bewohnen den südlichsten Theil Amerikas, vom 40. Breitengrade, gegen die Südspitze des Erdtheils hin, ein rauhes unfruchtbares Land, in dessen Südhälfte es vorzüglich so anhaltend und heftig kalt ist, wie selbst nicht in den kältesten Gegenden des Nordens. Nur wenig ist von ihnen bekannt, und das Wenige scheint, wenigstens was man von ihrer außerordentlichen Körpergröße erwähnt, nicht einmal vollen Glauben zu verdienen. Seit Jahrhunderten waren die Patagonier ein desto wichtigerer Gegenstand der Neugierde, je fabelhaftere Nachrichten uns die Reisenden von ihnen gaben. Die ersten Weltumsegler beschrieben sie als wahre Riesen von 9, ja 12 Fuß Höhe, kolossal gebaut. Andere Reisende schilderten sie dagegen als gewöhnliche, ja sogar kleine Menschen. Die Patagonier nennen sich selbst Tehulhets, und von den Spaniern wurden sie Serranes (Bergbewohner) genannt. Sie zerfallen ebenfalls in mehre Stämme. Von neuern Reisebeschreibern werden sie als 5 Fuß 6—10 Zoll (pariser Maß) hohe Menschen geschildert, die bei ihrem kräftigen breitschulterigen Körperbau, der Größe ihres Kopfes und der Dicke ihrer Glieder allerdings noch größer erscheinen. Sie sind stark und wohlgenährt, von straffen Muskeln und festem Fleische. Dabei ist ihre Figur nicht unangenehm. Ihr Gesicht ist rund, etwas platt; die Augen sind lebhaft, die Zähne sehr weiß. Ihr langes schwarzes Haar tragen sie über dem Wirbel festgeheftet. Manche Männer tragen lange, aber dünnhaarige Schnurrbärte. Ihre Hautfarbe ist kupferbraun. Die Weiber sind im Verhältniß den Männern an Statur gleich, ihre Hautfarbe ist aber heller. Der Anzug der Männer besteht in einem um den Körper geworfenen Rock ohne Aermel von Thierfellen, der mittels eines Gürtels um den Leib gebunden wird. Auch tragen sie noch ein breites Leder um die Mitte des Leibes. Die Füße bedecken sie mit Stiefeln von Pferdeleder. Gesicht und Körper bemalen sie mit bunten Linien; auch schmücken sie sich mit Ringen, Armbändern und Glaskorallenschnuren. Die Kleidung der Frauen ist ziemlich dieselbe. Im Allgemeinen werden die Patagonier als gutmüthig geschildert. Ihre Hauptwaffe ist die Kugelschleuder, die aus zwei runden Steinen besteht, welche durch starke Riemen verbunden und netzförmig damit eingefaßt sind; doch haben sie auch noch Lanzen, Bogen und Keulen. Sie sind ein umherirrendes Jägervolk, das keinen Ackerbau treibt und sich von dem Fleische der wilden Lamas, der Pferde, des Straußes und anderer Thiere nährt. Das Pferd ist ihnen ihr Alles, und ihre Wohnung macht höchstens ein leichtes Zelt von Häuten oder Binsen aus (Taf. 126 *Fig.* 6 Hütten und Gräber der Südpatagonier, Taf. 160 *Fig.* 7 Patagonier in ihrem Lager).

2) Die Pueltsches wohnen zwischen dem Rio

Negro und dem Rio Colorado, namentlich an den Ufern des letztern. 3) Die Tscharruas östlich vom Uruguay, nördlich 31° südl. Br. 4) Die Mbocobis oder Tobas füllen den größten Theil des Chaco unter 21—32° südl. Br. 5) Die Mataguayos südlich 22° d. Br. bis gegen 28° südl. Br. 6) Die Abipones. 7) Die Lenguas. 8) Die Payaguas. 9) Die Mbayos und 10) die Guaycurus (Taf. 126 *Fig. 3* ein Reiterangriff der Guaycurus). Letztere sind eine jetzt fast verschollene Völkerschaft des Gran Chaco.

F. Die Tschiquitaner, die amerikanischen Urbewohner der Provinz Chiquitos, sind lichtbraun olivenfarben; ihre mittele Größe ist 5 Fuß 1½ Zoll, die Gestalt mittelmäßig robust, das Gesicht voll und rund, die Stirn gewölbt, die Nase kurz und wenig platt, der Mund mittelmäßig, mit dünnen, wenig vorstehenden Lippen; die Augen sind wagrecht, zuweilen nach außen schwach geschlitzt, die Backenknochen nicht vorspringend, die Züge verweichlicht, und die Physiognomie zeigt Munterkeit, Lebhaftigkeit und Frohsinn. Man theilt sie in folgende Nationen: Die Tschiquitos, Samucus, Curaves, Tapiis, Corabecas, Saravecas, Otuquis oder Otukes, Curuminacas, Covarecas, Curucanecas und Paiconecas.

G. Die Moros bewohnen die Provinz Moros, sind nicht sehr dunkel olivenbraun; ihr mittler Wuchs ist 5 Fuß 1 Zoll 8 Linien, die Gliedmaßen sind robust, die Stirn ist schwach gewölbt, das Gesicht oval, die Nase kurz und nicht sehr breit, der Mund mittelmäßig; die Lippen sind etwas vorstehend, die Augen wagerecht und ungeschlitzt, die Backenknochen nicht sehr vorstehend, und die Physiognomie ist sanft. Sie zerfallen in folgende Nationen: Die Moros, Tschapacuras, Cayuvavas, Pacaguaras, Itenes, Itonamas, Canitschanas und Movimas.

H. Die Guaranis oder Kariben. Dieser große Volksstamm zeigt im Allgemeinen gelbliche Farbe mit einem sehr blassen Roth gemischt; die mittlere Größe ist 5 Fuß, die Formen sind sehr massiv, die Stirn ist nicht zurücktretend, das volle Gesicht ist kreisrund, die Nase kurz und schmal, die Nasenlöcher sind schmal, der Mund ist mittelgroß, nicht vorspringend, mit schmalen Lippen, die Augen stehen oft schief und sind immer am Außenwinkel emporgehoben. Die Backenknochen treten nicht sehr vor, und die Gesichtszüge sind meist sanft und weichlich. Die Guaranis, die man auch nach dem Lande, in dem sie vorzugsweise wohnen, den brasilischen Stamm nennen könnte, erfüllen die ganze Osthälfte Südamerikas von den Antillen bis in die Nähe des Platastroms. Die hierher gehörenden Nationen sind so zahlreich, daß wir von ihnen nur einige auswählen können. Die Hauptnation sind die eigentlichen Guaranis (Tupi, Kariben, Karaiben), welche in großer Anzahl den ganzen östlichen Theil der südlichen Hälfte der Neuen Welt bewohnen. Martius theilt diese große Nation, so weit sie über Brasilien und über die Angrenzungen von Bolivia, Paraguay und Montevideo oder Uruguay verbreitet ist, in fünf Gruppen und in 31 Nationen, zu denen man aber noch neun andere rechnen kann.

Die Guaranis sind gutmüthig, leutselig, freimüthig, gastfrei, lassen sich leicht überreden und folgen blindlings einem einmal angenommenen Grundsatze. Diebstahl und Ehebruch hassen sie so, daß sie dieselben mit dem Tode bestrafen. Sie sind ebenso gute Väter wie Gatten, kennen nicht den Neid und die Misgunst; dennoch kann man auch nicht leugnen, daß sie grausam und blutdürstig gegen ihre Feinde sind und sogar die Kriegsgefangenen schlachteten und verzehrten, was jedoch nicht bei allen Stämmen der Fall gewesen sein soll und mit der Eroberung aufgehört hat. Die Guaranis sind ernst; doch lieben sie Spiele und Feste. In kleine Stämme und Familien abgetheilt, lassen sie sich immer am Ufer eines Baches, eines Sees, am Rande eines Gehölzes, bald auf Ebenen, bald im Dickicht der Wälder nieder; gewöhnlich haben sie einen festen Wohnsitz als Ackerbauer, Jäger, Fischer und Schiffer zugleich. Die Guaranis nehmen ein zweites Weib, wenn das erste altert; behalten aber letzteres bei sich und ehren es als das würdigste. Die Waffen der Guaranis bestanden in Pfeil und Bogen und einer Keule, die bald rund war, bald schneidig; außer ihrer Anfertigung beschränkte sich ihre Industrie auf den Bau ihrer Hütten und Piroguen, sowie auf das Weben ihrer Hängematten und der weiblichen Kleidungsstücke. Sie beschäftigten sich viel mit Federverzierungen, Arm- und Halsbändern von verschiedener Form. Die Frauen verfertigten irdene Gefäße, zum Aufbewahren von Getränken und Einsargen ihrer Todten. Dieselbe Industrie und dieselben Gebräuche bestehen übrigens noch jetzt bei den nichtcivilisirten Guaranis. Die Guaranis gehen auch jetzt noch wie ehedem nackt, oder bedecken sich nur auf der Reise die Geschlechtstheile. Die Weiber nur schlagen zuweilen ein Stück Zeug um die Hüften. Dabei bedecken sich die Guaranis den Leib mit schwarzen, rothen und gelben Malereien, und zwar so, daß die Hälfte des Körpers einfarbig ist. Nur die, welche für das civilisirte Leben gewonnen sind, kleiden sich gewöhnlich in Ueberwürfe; die Häuptlinge der zahlreichen kleinen Stämme sind erblich, haben aber nur das Recht, in Friedenszeiten Rath zu ertheilen und in Kriegszeiten den Angriff zu leiten. Die Religion war und ist bei den nichtcivilisirten Guaranis einfach wie ihre Sitten, und ebenso sanft als der Charakter einiger ihrer Stämme (Taf. 102 *Fig. 2* Guaranis in den Wäldern Paraguays als Menschenfresser; *Fig. 3* das Zubereiten des Cacuingetränks bei denselben; *Fig. 4* Kriegstanz der östlichen Guaranis, Tupinambas; *Fig. 5* Gefangene von denselben zum Tode geführt, und *Fig. 6* Begräbnißfeier derselben; Taf. 170 *Fig. 6* u. 7 civilisirte Guaranis in Paraguay und der Provinz Rio Grande). Der Stamm der östlichen Guaranis, Tupinambas, wohnt hauptsächlich längs der Seeküste von der

Katharineninsel bis zur Mündung des Amazonenstromes.

Andere Völker Brasiliens und Guianas, welche nicht zu den Guaranis gehören, sind: Die **Puris**, welche sonst mit den Coroados eine Nation bildeten, aber später sich trennten, daher auch ihre Sprachen sich sehr gleichen. Auch die Coropos und Macuanis gehören zu ihnen. Die Puris sind zum größten Theile von den europäischen Ansiedlern nicht unterjocht worden, leben aber mit ihnen in Frieden. Sie wohnen am obern Stromlaufe des Paraiba und im Innern der Provinz Espirito Santo, zwischen dem Flusse gleichen Namens und dem Paraiba, und ebenso mit den Guianas am Rio Iguassu und Rio Xipoto (Taf. 142 *Fig. 1* Tanz der Puris, *Fig.* 6 Zweikampf bei denselben). Die Coroados leben in den Wäldern des Rio Xipoto in der Provinz Minas Geraës noch immer in einem Zustande halber Wildheit. Die meist civilisirten zwischen den Flüssen Macahe und Cabapuana heißen Goitacas (*Fig. 2* Trinkfest der Coroados). Die Coropos wohnen neben den Coroados längs des Rio Xipoto in dem Präsidio de San Joaõ Baptista. Die Macuanis haben sich jetzt theils an der Küste bei Caravellas, theils in der Nachbarschaft des Quartel von Alto dos Boys in Minas Novas angesiedelt.

Die **Botocuden** oder **Aymoren**, die sich selbst Engcraecknung nennen, lebten im 16. Jahrhundert in den Capitainerien von Ilheos bis nach Porto Seguro, wo sie einen grausamen Krieg mit den portugiesischen Colonisten führten; gegenwärtig aber wohnen sie im Innern auf einem Striche Landes, der mit der atlantischen Küste parallel läuft und zwischen dem Rio Doce und dem Rio Pardo, unter 18—20° südl. Br. gelegen ist, hauptsächlich auf der Serra dos Aimores. Ihre Zahl beläuft sich etwa auf 4000.

Die Botocuden (Botocudos) haben ihren Namen von den Portugiesen erhalten, weil sie in ihrer Unterlippe und den Ohrläppchen Hölzer tragen, welche dem Spunde eines Fasses (portugiesisch: botoque oder batoque) gleichen. Sie leben von Jagd und Fischfang. Merkwürdig ist die eben erwähnte Sitte, sich die Unterlippe und Ohrläppchen zu durchschneiden und in dieselben runde, dicke Scheiben von Holz zu stecken, die von Zeit zu Zeit, wenn die Oeffnung sich erweitert hat, durch größere ersetzt werden; denn es gilt bei ihnen für eine große Schönheit, wenn die Holzpfröpfe recht groß sind. Die Unterlippe ragt zuletzt wagerecht weit hervor, sodaß sie nicht mehr aufwärts bewegt werden und den Mund schließen kann. Die Ohrläppchen hängen weit herab, sodaß sie, wenn man die Pfröpfe herausnimmt, fast die Schultern berühren. Die Hautfarbe der Botocuden ist in ihrer Heimat braun, wahrscheinlich durch das Einreiben mit Oel und Thon dunkel geworden. Die Botocuden scheinen sehr leidenschaftslos und dabei furchtsam zu sein. Sie sind bis jetzt noch unabhängig und zerfallen ebenfalls in verschiedene Stämme, von denen einige Lust zum Frieden mit den Weißen zeigen und kein Menschenfleisch verzehren, während der Hauptstamm, der dieser unmenschlichen Sitte auch ergeben ist, sich durch Grausamkeit und unversöhnlichen Haß gegen den Eroberer ihres Landes auszeichnet, und klug genug gemacht durch das Unglück ihrer Landsleute, haben sie trotz der Bemühungen und der Aufopferungen der Regierung sich doch frei in den Wäldern zu erhalten gewußt und nicht zurückdrängen lassen. Wie schändlich man übrigens mit den Indianern umgeht, mag die Behandlung der Botocuden beweisen. Man hat sich nicht begnügt, diese Wilden an allen Orten, wo man sie traf, niederzuschießen, sondern auch die schändlichsten Mittel angewendet, um sie in ihren Wohnungen zu überfallen und ohne Schonung zu ermorden. Unter Freundschaftsbetheuerungen lockte man sie an, gab ihnen zu essen und ermordete sie dann während des Essens. Ja man ging so weit, Kleider von Pockenkranken in den Wäldern aufzuhängen, damit sie von den Botocuden gefunden und angezogen würden, und ihnen so das Pockengift mitgetheilt würde, welches auch wirklich bald Unzählige wegraffte. Wahrlich, unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn die Botocuden gegen die Weißen nicht minder grausam verfahren.

Die Botocuden sind alle von mitttler Größe, untersetzt, breitschulterig und kräftig gebaut. Im Kriege beschleichen sie ihre Feinde, wie auf der Jagd das Wild. Ihre Waffe besteht aus einem 7 Fuß langen Bogen mit 5 Fuß langen Pfeilen. Ihre Anführer zeichnen sich mehr durch Klugheit in der Ordnung des Gefechtes als durch Tapferkeit aus; auch nehmen sie am Gefechte nicht selbst mit Theil. Ihre Gefangenen tödten sie, um dann ihr Fleisch zu verzehren; doch sollen sie das Fleisch der Neger dem der Weißen vorziehen. Vorzüglich scheinen sie das Blut der Getödteten zu lieben. Im Ganzen hat man übrigens über ihre Sitten und Gebräuche nur wenige Nachrichten (Taf. 142 *Fig. 5*[a] Zweikampf der Botocuden, *Fig. 5*[b] Kampf der Botocudenweiber).

Ferner die Canarins, Matschakaris, Malalis, Patatschos, Camacans, Paniames u. s. w., sowie die Caporos (Capochos, Caposchos), ein Wanderstamm in den felsigen Bergwäldern auf der Grenze zwischen Minas Geraës und Porto Seguro (Taf. 126 *Fig. 2* Vogeljagd derselben), die Sabujos u. s. w.

Die Camacans haben sich allmälig an festere Wohnsitze gewöhnt. Ihre Haut hat eine schöne braune, oft ziemlich dunkle Farbe. Ihre Hütten erbauen sie von Latten und bedecken sie mit Tafeln von Baumrinde. Um dieselben pflanzen sie Bananen, Mais, Maniok, deren Wurzel sie gebraten essen, und Bataten; der Honig ist eins ihrer beliebtesten Nahrungsmittel. Sie zeigen einige Kunstfertigkeit, namentlich verarbeiten die Frauen sehr geschickt Baumwolle, deren Fäden sie sehr nett zu drehen wissen, um einen Schurz, ihr einziges Kleidungsstück, daraus zu machen. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie noch eine Mütze, Scharó genannt, welche

aus einem Baumwollfädennetz besteht, das mit Papageifedern besetzt ist. Aus Thon bereiten sie recht nette Geschirre. Haben sie eine gute Jagdbeute gemacht, so sind sie sehr aufgelegt, ein Fest mit Tanz und Gesang zu feiern, wobei sie abwechselnd zu einem Fasse gehen und Caui trinken, ein von den Weibern aus Mais und Maniok bereitetes Getränk (Taf. 170 *Fig. 1* Camacans im Walde, *Fig. 2* das eben beschriebene Tanz- und Trinkfest).

In der Provinz Mato-Grosso leben die Caupeses, Guajis, Cabijis, Parecis u. s. w.; auf der Westseite, im östlichen Theile der Campos dos Parecis aber und auf den nördlichen Abhängen dieses Tafellandes die Maturares, Mambares, Ujapas, Mambriacas u. a. m.

In der Provinz Goyaz und den Nachbarländern wohnen die Cayapos (Caipos), Aroes, Tapirakes, Chavantes, Cherentes, Puchetys, Carayas, Tapacoas u. s. w., besonders aber auch die Ges oder Gez, eine große Nation, von der viele volkreiche Horden und Stämme bekannt sind. Sie hausen in dem Lande zwischen Tocantins und Araguaya bis auf 30 Meilen südlich von San-Pedro de Alcandara, und dehnen ihre Streifereien nordwärts oft bis Para aus. Sie sind bis jetzt noch nicht unterworfen, doch einzelne Horden in Handelsverkehr mit Reisenden getreten. Wegen ihrer wilden, räuberischen Angriffe werden sie für die Ansiedler gefährlich. Sie theilen sich in Norogua-, Apina-, Canacata-, Mannacob-, Poncata-, Paicab-, Ao-, Cran- und Cricata-Ges, Letztere auch Falkenindianer genannt. Ein Zweig der Ges sind unstreitig die Crans (Tumbiras, Imbiras), welche in zehn Stämme zerfallen und deren feindliche Einfälle sich weit in die Provinzen Para und Maranhaõ erstrecken.

In den Provinzen Piauhy, Maranhaõ und im Innern von Bahia wohnen die Acroas, die Masacaras, Saicos, Pimenteiras, Chocos oder Chucurus u. s. w.

In Para längs des Rio dos Amazonas (Amazonenstroms) leben a) auf der Südseite dieses Stromes die Coyacas, Ammanius, Tacuhunos, Jacundas, Pirikitas, Muras u. a.; b) auf der Nordseite die Amicuanos, Armabutos, Tucujus, Wayapis, Aracajus u. s. w.

In der Provinz des Rio Negro finden wir die Purupurus, Wamanis, Marawas, Catawijis, Catukinas, Canamering u. a., welche am Solimoes und seinen südlichen Zuflüssen leben; zwischen dem Solimoes und Rio Negro die Cawijanas, Pavianas, Caca-Tapujas u. s. w.; ferner die Jumanas (Xumanas) am Iça, zwischen diesem und dem Joami und Pureos, deren Horden die Carwana (Charruas, Taf. 142 *Fig. 4*), die Warawama u. a. sind. Ihnen verwandt sind die Mariaranas zwischen dem untern Yupura und dem Rio Negro, und die Wainumas zwischen dem Upi, einem Zuflusse des Iça, und dem Couvinari, der in den Yupura fällt. Die Yuris zwischen dem Yuri und Iça gehören wahrscheinlich auch hierher. Andere Völker dieses Landstriches sind die Coretus, Airinys, Yucunas, Miranyas, Umawas u. a. m. Nördlich und nordöstlich vom Rio Negro wohnen die Tarumas, Manoas, Bares, Yabaánas, Curanaos, Carajas u. s. w.

Die Volksstämme des Orinoco, seiner Verzweigungen und Zuflüsse sind ebenfalls sehr zahlreich. A. v. Humboldt hat in seiner Reisebeschreibung 120 Volksstämme alphabetisch aufgeführt und dazu noch 26 des britischen, niederländischen und französischen Guiana. Da alle diese Stämme aber in ihrer Lebensweise wesentlich nicht abweichen, eine vollständige Aufzählung derselben uns aber der beschränkte Raum nicht erlaubt, so schließen wir hier die Betrachtung der Indianer und werfen nur noch einen Blick auf die übrigen Bewohner Südamerikas.

Die Beschäftigung der Europäer in Guiana besteht vorzüglich in Plantagenbau und Handel. Der Kaufmann, Plantagenbesitzer, Director und Administrator gilt hier Alles, und jeder Weiße ist blos vom Kaufmannsgeiste beseelt. Wissenschaften und Künste werden wenig cultivirt, und der Unterricht in denselben wird bei der Erziehung der Jugend nur als Nebensache betrachtet. Die schlechtesten Colonisten sind die Franzosen, weshalb auch ihre 1626 durch Kaufleute von Rouen gegründete Colonie nie recht geblüht hat, obgleich sie mit dem übrigen Guiana von gleicher Beschaffenheit ist. Die Colonien des britischen Guiana, Essequebo, Demerary und Berbice wurden von den Holländern gegründet und von den Engländern erobert. Demerary, meist von Holländern bewohnt, ist unter ihnen die schönste und blühendste. Wie in allen Colonien lebt der Engländer hier auf großem Fuße, steht um 6 Uhr auf, trinkt Kaffee oder Chocolade, frühstückt um 10 Uhr Fleisch, Obst, Wein u. dergl., hält um 5 Uhr in großer Gesellschaft ein reiches Mittagsmahl, und bringt den Abend auf der Börse, im Kaffeehause, bei Spiel, Ball und Abendschmause zu. Das holländische Guiana, welches der Fluß Surinam, nach welchem die ganze Colonie benannt wird, in zwei Hälften durchschneidet, ist eine der schönsten Colonien unter den Tropen. Hier führt der Holländer folgende Lebensweise: Früh um 6 Uhr erscheint derselbe in Schlafrock und Pantoffeln unter dem Altane seines Hauses, wo er die Berichte des Plantagenaufsehers annimmt und Befehle ertheilt. Eine Negerin reicht ihm eine Tasse Kaffee, ein Negerknabe bringt Cigarren, Taback und eine Flasche Wein. Um 9 Uhr kehrt er in sein Zimmer zurück, das unterdessen mit Limonien gescheuert wurde, um sich zu waschen und anzuziehen. Gegen 11 Uhr erscheint ein Frühstück von Fleisch, Gemüse und Obst, wozu Wein oder Bier und Wasser getrunken wird. Um 12 Uhr reitet er zu den Plantagen, wohin ihn ein Negersklave mit Cigarren begleitet. Um 3 Uhr wird zu Mittag gespeist. Nach der Mittagsruhe wird Kaffee getrunken, geraucht, spazieren gegangen und die Abende werden mit Spielen, Wasserpartien, Assembleen und Concerten hingebracht.

Die weißen Bewohner von Quito sind von mittler Größe, ausdrucksvollen Gesichtszügen, schönem Teint, schmächtiger Taille, und ihre funkelnden Augen verrathen die Lebendigkeit ihres Geistes. Im geselligen Leben sind sie sehr human, offen, redselig und gastfrei. Die Frauen, sehr beweglichen Charakters, genießen eine hohe Achtung. Als sehr schön, mit feinen Gesichtszügen, schlanken Taillen, zierlichem Gange und vieler Grazie, werden die Damen von Guayquill gerühmt; sie sollen vorzüglich gute Tänzerinnen, geistreich und witzig sein. Die gewöhnliche Tracht der Spanier und Creolen ist der englischen und französischen ähnlich, zu welcher noch ein blauer, weißer oder rother Mantel kommt. Reifröcke werden nur noch von den ältern Damen, von jungen Damen höchstens noch in der Kirche getragen. Die Mestizen sind sehr wohlgebildet, groß, schlank, kräftig, von röthlichem Teint und einnehmenden Gesichtszügen. Sie sollen mit den Weißen viel Tugenden gemein haben, sie aber auch in ihren Lastern übertreffen. Ihre Kleidung ist geringer als die der Creolen. Sie gehen gern barfuß. Kniehosen, ein enges Wamms, ein spanischer blauer Mantel und schwarzer Strohhut machen die Kleidung der Männer aus. Die Weiber tragen häufig noch steife Reifröcke, dazu enge Mieder und über den Schultern hängt ein kleiner Shawl von Flanell; das Haar hängt in langen Locken den Rücken herab und den Kopf bedeckt ein Netz; eine Menge Bänder, Fransen, Spitzen und Spangen vollenden ihren Putz. Nationalvergnügungen der Quitoer sind Stiergefechte, Maskeraden, Tanz und Musik, und die Liebe zu letzterer findet auch in religiösen Ceremonien, Processionen und Aufzügen Vorschub.

Unter den Weißen Brasiliens spielen die Portugiesen die erste Rolle. Stolz und Trägheit werden ihnen zum Vorwurfe gemacht, doch leben sie im Essen und Trinken sehr mäßig. Man kleidet sich in Brasilien nach englischer Art und lebt orientalisch. Die Hauskleidung der Frauen ist ein dünnes Gewand vom feinsten Mousselin oder Battist, wobei die eine Schulter unbedeckt ist. Wenn sie ausgehen oder sich zur Visite tragen lassen, werfen sie einen langen, schwarzseidenen Mantel um, der auch über den Kopf geht. Sie sind von schwarzen Dienerinnen umgeben, die mit ihnen im vertrautesten Umgange leben, oft aber auch die härtesten Grausamkeiten erdulden müssen. Unter den weißen Bewohnern Brasiliens zeichnen sich die Bewohner der Provinz von St.-Paulo als ein ganz eigener, kräftiger Menschenschlag vorzüglich aus. Man findet sie, die einst den Reichthum des Landes enthüllten und die Goldminen und Diamanten Brasiliens entdeckt haben, durch das ganze Reich zerstreut, und erkennt sie leicht an ihrem Enthusiasmus für das Große, an ihrer Neigung zum Abenteuerlichen und an ihrer etwas rauhen, aber kräftigen Stimme. Die Paulistinnen sind sowol wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer Gutmüthigkeit und Treue berühmt. Der Brasilier ist lebendiger und genußliebender Gemüthsart. Fast überall ertönt am Abende der Ton der Guitarre, zu welcher man singt und tanzt. Ihr Nationaltanz heißt Baducca und wird nur von einem Tänzer und einer Tänzerin ausgeführt, welche unter Schnalzen mit dem Daumen, unter den ausgelassensten Bewegungen bald gegeneinander, bald voneinander tanzen. Dieser Tanz dauert unter den monotonen Accorden der Guitarre oft sehr lange fort, mit improvisirtem Gesange oder Volksliedern abwechselnd. Die Landgüter mit ihren Wirthschaftsgebäuden und Pflanzungen werden Fazendas genannt, und die Gutsbesitzer oder Pflanzer selbst heißen Fazendeiros. Ihre Häuser sind niedrig und nur einstöckig. Jeder Fazendeiro besitzt mehre hundert, ja mehre tausend Stück Rindvieh, welche alle frei auf der Weide herumlaufen. Zu jeder Viehfazenda gehört eine hinlängliche Anzahl von Vaqueiros, die dafür sorgen, daß die Herde sich nicht aus dem Reviere verlaufe. Die Vaqueiros sind ganz in Rohleder gekleidet; auf einem guten Pferde reitend, haben sie eine lange Stange mit stumpfer Eisenspitze in der Hand, mit der sie die Ochsen von sich abhalten, und gewöhnlich auch eine Schlinge, um sie einzufangen. Sie sind dabei gute Reiter und Roßbändiger. (Taf. 112 *Fig. 1* brasilische Landbewohner von Rio Grande auf der Reise, *Fig. 2* Bewohner der Provinz Minas auf der Reise, *Fig. 3* Pflanzerfamilie in Brasilien zur Messe fahrend, *Fig. 4* Städtebewohner von Rio Grande auf der Reise, *Fig. 5* Caravane reisender brasilischer Kaufleute, *Fig. 6* Diamantentransport mit Bedeckung. Taf. 126 *Fig. 4* Rinderjagd in den brasilischen Pampas. Taf. 160 *Fig. 1* brasilische Pflanzerwohnung, *Fig. 4* das Loss-Porodosspiel der Brasilier, *Fig. 5* der Baducca (Volkstanz) der Brasilier, *Fig. 6* Pflanzerfamilie zur Messe gehend. Taf. 170 *Fig. 5* Bewohner der brasilischen Provinz St.-Paulo.)

Auch in Peru sind die Creolen lebhaft, beweglich, gemüthlich. Eheliche und älterliche Zärtlichkeit, kindliche Liebe, Wohlthätigkeit, Edelmuth und Gastfreiheit findet man im Hause der Creolen in der Regel. Ihren Stolz wissen sie unter dem Scheine der Herablassung sehr gut zu verbergen, und ihr Hauptfehler ist Genußsucht, namentlich eine unbegrenzte Liebe zu den Tafelfreuden. Die Tracht ist vorzüglich in Lima, dem Paris Südamerikas, schön und malerisch. Männer tragen den spanischen Mantel, Frauen aus allen Ständen unter dem Mantel die Saya, ein Gewand von Sammet, Atlas oder Zeug, meist schwarz und zimmetbraun, nur bei den Damen höherer Stände roth und hellblau, in sehr schmale Falten gelegt und dicht an den Körper anliegend, unten sehr eng und mit Fransen, Perlen und Stickereien besetzt. Seidene Strümpfe und Schuhe von Atlas, ein schöner Shawl und ein Ueberwurf von dünner, schwarzer Seide vollenden den Anzug. Nach Parfümen und wohlriechenden Wässern sind die Damen sehr begierig; sie schmücken sich auch reichlich mit Edelsteinen und Blumen. Die Lebensart in Bolivia (Oberperu) ist noch sehr

einfach, wie ihre Sitten, der Charakter fest und bieder. Die geistige Cultur und religiöse Aufklärung kommt der in Niederperu ziemlich gleich (Taf. 70 *Fig. 12* Frauentracht in Lima, *Fig. 9* u. *10* Frauen- und Männertracht in Bolivia). Die Spanier, die in Chili in geringer Zahl getroffen werden, haben ihren Stolz abgelegt. Die Creolen daselbst, feurig und geistvoll, wie überall, sind im Besitz des größten Grundeigenthums und der öffentlichen Aemter. Die Kleidung der Männer ist die europäische, doch tragen sie zuweilen einen Poncho (Mantel). Die Frauen tragen bunte Leibchen und über einem oft ungeheuern Reifrocke ein Kleid von farbigem Flanell oder schwarzem Sammet. Wenn sie ausgehen, so setzen sie einen Männerhut auf, über welchen noch ein Shawl von Mousselin gezogen wird. Junge Mädchen tragen jedoch gewöhnlich die Tracht von Lima (Taf. 70 *Fig. 15* Männer und Frauen, *Fig. 16* Mädchen aus La Conception, *Fig. 17* Chilier aus dem Volke). Eine eigene Art von Menschen hat sich aus den Spaniern gebildet, welche die mittle Ebene der Pampas bewohnen und wahre Beduinen der Wüste sind. Sie heißen Gauchos und leben vereinzelt in der Wüste. Jeder Gaucho, der oft von edeln spanischen Familien abstammt, ist patriarchalischer Souverain in der Mitte seiner Meierei. Seine Hütte ist von einer Einzäunung für die Heerde umgeben; das Lager besteht aus Häuten, welche zum Theil auch seine Kleidung ausmachen. Die einzige Nahrung ist Rindfleisch, über dem Feuer am Spieße gebraten. Pflanzennahrung verachten sie, und Käse und Butter bereiten sie auch nicht. Sie sind kaum civilisirter als die wilden Pampasindianer, die ihnen zuweilen das Vieh rauben. In der Liebe zur Freiheit, wie in der körperlichen Gewandtheit, gleichen die Gauchos den Arabern; doch sucht man bei ihnen vergebens jene Milde der Sitten, welche im Zelte der Beduinen herrscht. Sie sind düster, mistrauisch und indolent. Nur da wird ihr Auge belebt, wo es gilt Pferde zu zähmen und mit zügelloser Wildheit zu kämpfen. Sie thun keinen Schritt zu Fuße; auf den Pferden zechen sie, wenn sie zur Stadt kommen, vor den Thüren der Schenken; ja selbst die Messe hören sie vor der geöffneten Thüre der Kapelle zu Pferde. Kartenspiel und Gesang zur Guitarre sind ihre hauptsächlichsten Vergnügungen. Sie sind vortreffliche Soldaten und ertragen außerordentliche Entbehrungen; in den neuesten Zeiten waren sie oft Werkzeuge in der Hand schlauer Factionsmänner zur Erreichung ihrer revolutionnairen Zwecke, und unter den Händen dieser Wilden sah man die edelsten Häupter der Republik ihr Leben aushauchen. Argentina hat vor den übrigen Republiken Amerikas den Vorzug, daß es eine bei weitem gebildetere Städtebevölkerung besitzt. Dies gilt vorzüglich von Buenos-Ayres, einer der schönsten und bedeutendsten Handelsstädte Südamerikas, die ein maurisches Ansehen hat. Dort bemerkt man selten Anmaßungen bevorrechteter Stände. Die obersten Staatsbeamten leben höchst prunklos und einfach. Die Frauen leben zwanglos und sind doch rein von Sitten. Man lebt sehr gut, aber mäßig, besucht fleißig die sehr schönen und prachtvollen Kirchen und ist gesellig. Es zeigt sich hier eine starke Mischung indianischen Blutes, wie überhaupt daselbst viele civilisirte Indianer wohnen. Auch viel Franzosen und Engländer leben hier, besonders englische Handwerker. Auf den Straßen erblickt man immer eine große Anzahl von Gauchos zu Pferde, die mit ihrem grotesken Aussehen, ihren dunkelverbrannten Gesichtern, ihren Strohhüten, in der Luft flatternden Ponchos und patagonischen Stiefeln und ihrem rohen Pferdegeschirr einen seltsamen Eindruck auf den Fremden machen (Taf. 70 *Fig. 18* ein Gaucho in Buenos-Ayres).

Zum Schluß noch ein paar Worte, das Reisen über die Cordilleren betreffend. Die Pässe daselbst, welche nicht wohl den Namen Straßen verdienen, können sechs Monate lang gar nicht passirt werden. Nur vom November bis gegen Ende Mais kann man auf Maulthieren die gefährliche Reise nach Chili wagen. Die Maulthiere werden mit Recht den Pferden auch in diesen Gebirgszügen vorgezogen. Der Reisende kann nichts Besseres thun, als sich ganz dem glücklichen Instincte dieser Thiere zu überlassen. Seine Sache dagegen ist es, Herr seiner selbst zu bleiben und sich nicht von Furcht überwältigen zu lassen, wenn über schwindeligen Abgründen sein Thier plötzlich still hält, um Athem zu schöpfen und sichern Boden zu suchen. Lebensmittel und andere nothwendige Bedürfnisse führen die Maulthiertreiber und Peons (Taf. 70 *Fig. 14* sind diese abgebildet), welche den Reisenden begleiten, mit sich. Je näher er dem Gipfel der Cordilleras kommt, desto mehr stellt sich jener schmerzhafte Druck ein, der in Chili durch den Namen Puna bezeichnet wird und seine Ursache in der Verdünnung der Luft und der aufwärtsgehenden Bewegung hat. Oben angekommen, wirft er einen letzten Blick auf die Ebenen des Rio de la Plata, die in weiter Ferne sich vor ihm ausbreiten. Die Wüste ist vor ihm aufgethan mit ihrem blendenden Schnee und ewigem Schweigen; er muß sie durchziehen. Stumm zäumt er das Maulthier auf und folgt seinen Führern. Wie diese verbeugt er sich vor den hölzernen Kreuzen, an denen der Weg vorüberführt und die ihm hier geschehenes Unglück verkünden. Bricht ein Sturmwind los, so flieht die Caravane, wenn es noch möglich ist, nach einer von jenen elenden Hütten, welche die Führer an gewissen Orten errichtet haben; hier muß sie, des Sturmes Ende erwartend, oft mehre Tage verweilen, die ihre Lebensmittel, ihre Kräfte und ihren Muth aufzehren. Der Paß von Uspallata, den gewöhnlich die Kaufleute erwählen, erstreckt sich 200 Meilen weit von der Grenze Chilis bis Villa-Vicencio, in der Provinz Mendoza. Man macht die Reise in sieben bis acht Tagen. Das Haus, in welchem die Reisenden einige Tage verweilen, ist 1987 Toisen über dem Meere.

Die Negersklaven in Amerika.

In Süd- wie in Nordamerika hat man mehre Millionen von Negersklaven. In den Vereinigten Staaten findet man sie am häufigsten im südlichen Theile, wo man sie bei dem Plantagenbau für unentbehrlich hält. Ihr Loos ist jedoch viel milder als das der Sklaven in Westindien, und alle Diejenigen, welche den Loskaufungspreis bezahlen können, müssen freigelassen werden; auch haben sie des Sonntags, wo sie für sich arbeiten können, Gelegenheit sich selbst etwas zu verdienen. Die in Mexico eingeführten Neger waren für den Berg- und Plantagenbau bestimmt; 1826 verbot aber ein Decret den Sklavenhandel, und sie wurden freie Staatsbürger. Man schildert sie als einen kräftigen, heitern, bildungsfähigen Menschenstamm, der in moralischer Hinsicht nicht tiefer als die übrige Bevölkerung Mexicos steht und bei guter Behandlung die größte Treue seinem Herrn beweist. Im niederländischen Guiana ist eine Negercolonie, die sich frei zu behaupten wußte und sich stark vermehrt. Sie wurde durch Neger gegründet, die durch die Barbarei ihrer Herren genöthigt, in die Wälder und Gebirge geflüchtet waren. Die Neger, welche in Peru von jeher mit Milde behandelt wurden, sind jetzt alle frei, und besonders bei Bestellung der Getreidefelder und Zuckerplantagen recht brauchbar. In Brasilien hat sich die Zahl der Neger allzusehr angehäuft, und immer noch hat die Einführung der Sklaven nicht aufgehört, obgleich der Sklavenhandel verboten ist und die Regierung ihn leicht verhindern könnte. Die zunehmende Störrigkeit der Neger, ihr öfteres Entlaufen in die Wälder, wo sie Hütten und Dörfer errichten, und die häufigen Empörungen derselben drohen der öffentlichen Ruhe und dem Frieden Brasiliens mit einer furchtbaren Störung. Die Behandlung der Negersklaven ist aber auch von jeher in mehren Staaten Südamerikas, so z. B. auch in Brasilien, eine höchst unmenschliche gewesen. Darauf beziehen sich mehre unserer Abbildungen. Taf. 117 *Fig. 1* sehen wir einen Sklavenhändler abgebildet, *Fig. 2* Negersklaven zur Strafe im Stocke, *Fig. 3* die Strafe mit der Peitsche. Taf. 170 *Fig. 4* ist der Transport eines entlaufenen Negersklaven durch einen freien Neger, und *Fig. 3* sind Neger von Bahia dargestellt. Taf. 117 *Fig. 4—6*, Taf. 112 *Fig. 1* und Taf. 160 *Fig. 1* erblicken wir Neger im Dienste, und zwar Taf. 117 *Fig. 4* dieselben mit Bereitung des Maniokmehles beschäftigt, *Fig. 5* andere von der Jagd heimkehrend, und *Fig. 6* noch andere als Lastträger in Brasilien. Taf. 112 *Fig. 1* zwei Senftenträger und zugleich Landbauern (Sertomejos) der brasilischen Provinz Rio Grande auf der Reise. Taf. 126 *Fig. 5* Tanz der Neger in St.-Paulo in Brasilien. Taf. 142 *Fig. 3* Tanz der Indianer daselbst, in der Mission St.-John. Taf. 160 *Fig. 2* Diamantenhändler und *Fig. 3* Neger als Diamantenwäscher. Die Diamanten werden unter strenger Aufsicht von Negersklaven aufgesucht, wozu diese sich des Sichttroges bedienen, der auch bei Goldwäschereien gebraucht wird. Wenn sie in dem aus dem Flußbette heraufgebrachten Sande einen Diamant entdecken, so nehmen sie ihn zwischen den Daumen und Zeigefinger, erheben sich vom Sitze und klatschen drei mal in die Hände. Die Aufseher verfolgen, so lange gewaschen wird, die Bewegung aller Sklaven mit scharfen Blicken, damit diese keinen Diamant veruntreuen können. Doch trotz dieser strengen Aufsicht und der harten Strafe, die sie bei Entdeckung zu erwarten haben, wissen sie während des Waschens den aufgefundenen Diamanten zwischen den Fingern oder Zehen, in den Ohren, im Munde, im krausen Haar u. s. w. zu verstecken; ja sie verschlucken ihn sogar, oder werfen ihn rückwärts, um ihn des Nachts wieder aufzusuchen. Was die Bereitung des Mehls aus der Maniok (Mandiocca, Jatropha Manihot, Taf. 117 *Fig. 4*) betrifft, so wird die Wurzel dieser Pflanze zuerst geschabt, um sie von der Rinde zu befreien, dann hält man sie an ein großes Rad, das herumgedreht wird, und schleift sie dadurch zu einem Brei ab. Hierauf wird die Masse in lange, weite, von Rohr und Bast geflochtene Schläuche gefaßt, welche aufgehängt und in die Länge gezogen werden, wodurch der Schlauch verengert und der Saft der Masse ausgepreßt wird. Den übrigbleibenden consistenten Theil bringt man in große eingemauerte Pfannen von Kupfer oder gebranntem Thon, in welchen er durch die Hitze völlig getrocknet wird, wobei aber die Masse beständig hin- und hergerührt werden muß, damit sie nicht verbrenne. Aus dem so gewonnenen Mehle wird ein schmackhaftes Brot gebacken, das Monate lang sich hält.

Die Völker Oceaniens.

Oceanien, für sich allein von größerm Umfange als die andern vier Welttheile zusammen, ist der am wenigsten gekannte, aber an Mannichfaltigkeit der Erscheinungen reichste und merkwürdigste. Man könnte es das Land der Wunder nennen. Es begreift die entgegengesetztesten Racen, die seltsamsten Naturerzeugnisse und die wunderbarsten Denkmäler der Kunst in sich. Oceanien besteht aus lauter Inseln, von denen die größte, südöstlich von Asien, wegen ihrer Größe nicht selten als ein Festland betrachtet wird. Sie heißt Neuholland oder Australien, ist von England in Besitz genommen, und dieses sucht sie durch europäische Ansiedler noch mehr zu bevölkern und zu nutzen. Der südlichste Theil der Ostküste heißt Neusüdwales; hier sind viele Ansiedelungen, ebenso wie auf der östlichen Südküste, auf der West- und Nordküste. Ganz Oceanien hat man auf verschiedene Weise eingetheilt; eine der naturgemäßesten scheint aber die von Domeny de Rienzi, durch Dumont d'Urville verbessert, zu sein: 1) Malaienland oder Westoceanien, von den Engländern uneigentlich indischer Archipelagus genannt, mit Borneo

als Mittelpunkt. 2) Mikronesien oder Nordoceanien, begreifend die sehr kleinen Inseln und verlassenen Felsen südlich, etwas unterhalb des Wendekreises des Krebses bis nördlich zum 40. Parallelkreis, im Westen begrenzt durch die Insel Borodino, im Osten gegen 167° westl. Länge durch die Insel Neker, darunter am wichtigsten die Gruppe von Munin-Sima. 3) Polynesien, bestehend aus den westlichen Gueden- oder St.-David- oder Freewillinseln, die Insel Nevil, den großen Archipel der Carolinen, mit Einschluß der Peliu- und Matroseninseln, die große Cocalinsel und die andern dieser Kette, überhaupt alle Eilande des Südmeers von dem Hauaï- oder Sandwicharchipel bis zu den Inseln des Bischofs und seines Küsters (Bishop and Clerk), im Süden von Neuseeland, bis zu der Insel Ticopia bei Vanicoro im Westen und bis zu der Insel Sala y Gomez im Osten, nach Amerika zu. 4) Melanesien, d.i. Australien mit dem dazu gehörigen Archipel: Vandiemensland, Neucaledonien, Mallicollo u. s. w., Neuguinea, die anliegenden Papusinseln und alle Inseln im Osten und Südosten mit schwarzer Bevölkerung, wie die Salomons- und Vitiinseln, Neuirland, Neubritannien u. s. w. Die Besitzungen der Holländer im Malaienland zählen etwa 10 Millionen Einwohner. Portugal besitzt den nordöstlichen Theil der Insel Timor und die beiden kleinen Inseln Sabrao und Solor. Spanien ist Herr des größten Theils des Archipels der Philippinnen, und sucht sich im Innern von Leyte, Samar und Mindore, Mindanao und La Paragua oder Palawan auszubreiten. England besitzt Pulo-Pinang und Singhapura, die Insel Melville im Norden, Norfolk im Osten, Tasmanien im Süden Australiens. Es besitzt die ganze Ostküste oder Neusüdwales, einige Punkte im Süden, Westen und Norden dieser großen Insel oder dieses Festlandes, das fast so groß ist wie Europa.

Der ausgedehnteste Menschenstamm Oceaniens sind die Malaien. Die Heimat dieser seefahrenden und handeltreibenden Völker ist wahrscheinlich die Ostküste Borneos. Sie eroberten die Halbinsel Malakka, der sie ihren Namen gaben, und wahrscheinlich wurden die Ostküsten von Madagaskar und Formosa von ihnen colonisirt. Die Küsten Sumatras, ein Theil der Molukken und der Nikobaren, Pinang, Nias, Singhapura, Linging, Bintang u. s. w. sind von diesem Stamme bewohnt. Die Malaien sind gut gewachsen, von mitteler, untersetzter Statur, wenig beleibt, ihre Füße klein. Die auf fast allen Küsten Westoceaniens ansässigen Malaien scheinen die Mitte zu halten zwischen Hindus und Chinesen, aber ihre Hautfarbe nähert sich dem dunkeln Ziegelroth der Illinois und Karaiben, und manchmal den Weißen oder den Schwarzen, je nach den Mischungen der Völker. Zu Timor sieht man dunkelfarbige und lohfarbige Gesichter; zu Borneo ist die Farbe heller, zu Ternati sehr schwarzbraun und ins Rußbraune spielend. Die Javaner und Balier sind wahrscheinlich Mischlinge von Borneern und Hindus, die Erstern mit gelbem Taint, die Letztern weißer und besser gebaut, Beide niederer stehend als die Malaien. Der häßlichste Schlag ist in Linging, der schönste in Maindanao; die tapfersten Malaien sind die von Palembang. Die Frauen sind ziemlich hübsch, niedlich, geschmeidig und sehr üppig; auf Manila und Formosa sind sie beinahe weiß. Ihr Gesichtswinkel hat 80—85°, die Nase ist kurz und dick, manchmal platt, der Mund, selbst bei Frauen, sehr weit. Die fast auf allen malaiischen Inseln angesiedelten Chinesen verheiratheten sich daselbst mit den Frauen des Landes, und von dieser Mischung kommt es her, daß viele Malaien tiefliegende und schiefe Augen haben, wie die Chinesen. Nirgend als auf Weguiu gelang es aber, die chinesische Sprache zu verbreiten, so sehr misfällt sie diesen Völkern, deren Sprache sanft wie die italienische und portugiesische ist. Ihre Hauptnahrung besteht in Sago, Reis und Fischen. Die Einen kauen Betelpfeffer in einer Mischung mit lebendigem Kalke, Arekanüssen und Taback, welche Mischung in Java Siri heißt; die Andern den Gambir oder Kino, eine sehr adstringirende Substanz aus Nauclea Gambir, einer großen, rankenden Pflanze. Durch letztern werden ihre Zähne, Zunge und ihr Gaumen schwarz gefärbt, ohne daß dadurch das Zahnfleisch angegriffen wird. Das Betelkauen ist auch in Ostindien und vielen andern Gegenden üblich. Was die Kleidung betrifft, so gehen auf den Inseln Linging, Lingan, Bintang, Singhapura, Pinang, Sumatra, Java u. s. w. die Leute nie nackt, sondern umgeben den Leib mit einem Sarong, und tragen ein Unterkleid, eine Mütze oder ein Tuch um den Kopf. In Java thut der Orang-Kaya oder Edelmann den Mantel hinzu und manchmal eine Mütze, Kuluk genannt. Die Priester allein sind weiß gekleidet und haben eine Art Turban auf. So viel Malaien auch Muselmänner sind, so scheeren sie doch nie ihr Haupt gänzlich. Sie lieben das Seeleben, treiben mitunter auch Seeräuberei, sind industriöse Handwerker und geschickte Kaufleute. Stolz und eifersüchtig, ausschweifend und treulos, aber tapfer und unabhängig, sind sie außer den Städten beständig mit dem Kris bewaffnet, und dieser ist oft mit dem furchtbaren Upas vergiftet.

Der zweite Stamm sind die Polynesier und Dayas. De Rienzi glaubt in dem Geschlecht der Dayas (Dayaks) und anderer Völker Borneos den Urstamm der malaiischen, melanesischen und polynesischen Nationen entdeckt zu haben. Ihre weißgelbliche, mehr oder weniger gebräunte Gesichtsfarbe, ihr Gesichtswinkel, welcher dem der Europäer gleicht, die hohe Statur, regelmäßige Physiognomie, erhabene Nase und Stirn, die langen schwarzen Haare, die Schönheit, Anmuth und die einschmeichelnden und üppigen Manieren der Frauen, besonders der Tänzerinnen, die verwischte Aehnlichkeit ihrer Sprachen, die Gewohnheit des Ackerbaues, der Jagd und des Fischfanges, die Geschicklichkeit in Verfertigung ihrer Piro-

guen und Geräthschaften, ihre ungeheuern Hütten, ihre religiösen Vorstellungen, die Menschenopfer, ihre Gebräuche und die besondere Art von Weihe oder das Tapu —: dies Alles, sagt Domeny de Rienzi, zeigt die größte Verwandtschaft zwischen den Dayas und den Polynesiern. Die Vergleichung wäre selbst noch vollständiger zwischen diesen und den Turadschas und den Buguis von Celebes, denen das Eigenthum der Großen und Priester, wie in Polynesien und unter den Dayas, heilig und unverletzlich ist, wenn sie nicht selbst, wie die Balier, die Völker der Inseln Nias, Nassau oder Poggy, die Ternatier, die Guilolier und die Einwohner eines Theiles der Molukken, des Holoarchipels, der Philippinen und der Palaosinseln dem Dayageschlechte anzugehören schienen. Ja, nach Versicherung der glaubwürdigsten Reisenden ist die Aehnlichkeit der Taitier, der Neuseeländer, der Battas mit den Dayas überraschend; ihre Sprache ist gleichsam die Mittelkette zwischen der malaiischen und der polynesischen, und die Malaien und Javaner auf den Küsten von Borneo erkennen sie als die Urbewohner, als die Orang-Benoa des Landes. Alle Polynesier sind mit dem Gebrauche des Bogens als einer Kriegswaffe unbekannt. Alle genießen das berauschende Getränk Kawa, und bei Einigen hat sich die Civilisation bedeutend entwickelt. Am weitesten voran in der Gesittung unter allen Völkern Polynesiens ist man auf Hauaï, Taiti und Tonga.

Die dritte Abtheilung sind die Alfuras; doch wenden die Malaien diesen Namen, der in der Sprache der Dayas so viel als wilde Menschen bedeutet, nicht auf Völker von Einer Farbe oder lauter Schwarze, sondern auf verschiedene wildlebende Stämme an. Die Alfuras von Buru sind kupferfarbig, die Battas oder Alfuras von Sumatra dunkelgelb, und die Turadschas oder Alfuras von Celebes gleichen diesen, während die Alfuras von Maindanao, Mendoro u. s. w. von einem dunkeln Schwarz sind; die von Luçon aber und von Buglas, als Mischlinge der Endamenier und der Papuas, zwei schwarze Schattirungen darbieten. Wahrscheinlich haben die Schwarzen Oceaniens Urbevölkerung gebildet. Die Alfuras gehören vielleicht zu einem endamenischen Stamme, der, nachdem er aus Borneo vertrieben worden war, sich durch den größten Theil dieses Archipels zerstreute. Borneo schloß aber auch einen Stamm der Papuas in sich; dieser, der anfangs nur auf Borneo lebte, besiegte die Endamenier, rottete sie beinahe aus, überzog nachher die Küsten der benachbarten Inseln und trieb den Rest der endamenischen Bevölkerung in das Innere der Länder zurück, bis sie selbst dem malaiischen Stamme unterlagen. Im Innern der Länder sieht man oft beide Stämme vermischt.

Die Igoloten (Papuas) sind von gelblichschwarzer Farbe und herrschen in einem großen Theile Melanesiens vor. Auf der Insel Borneo, woher sie stammen und wo sie noch vorhanden sind, werden sie auch Dayer genannt. Vermischt oder nicht, aber Bewohner desselben Bodens, haben die Papuas und Endamenier noch einen Theil von Luçon, von Mindoro, Buglas, Maindanao, Timor, Sumatra, Celebes und Java, einige Bezirke von Madagaskar und das Innere von Formosa u. s. w. inne, und führen daselbst verschiedene Namen, z. B. die Namen Aëtas, Negritos, Negrillos, Zambales, Finguianes, Italones, Kalingas, Igorrotes, Orang-karbu (auf Sumatra) und Vinzimbers (auf Madagaskar). Die Papuas sind schwärzer als die Endamenier und als die Schangallas in Abyssinien, mit denen sie, wenn man die Haare ausnimmt, große Aehnlichkeit haben. Sie haben mit ihnen dieselben gerundeten Formen und angenehme Physiognomie gemein. Die Piroguen der Papuas von Neuguinea und aller Inseln Melanesiens haben dieselbe Form, was auf ihren gemeinsamen Ursprung hinweist. Von Natur sind sie ziemlich groß, ihre Haut ist schwarz und glänzend, ins Gelbe übergehend, ihr Gesichtswinkel hat 63—69°, ihre Haare sind schwarz, weder glatt noch kraus, sondern wollig, ziemlich fein, und vorn stark gelockt, was ihrem Kopfe ein ungeheueres Ansehen gibt. Sie sind selten tätowirt und gehen mit wenigen Ausnahmen nackt. Unter den zahlreichen Spielarten des Papuastammes scheint die von Viti den obersten, die von Vandiemensland und Mallicolo den niedrigsten Rang einzunehmen. Aus einer Mischung von Malaien mit Papuas entsprang ein Mischlingsvolk, das man mit Unrecht auch Papus genannt hatte. Besser würde man es Papu-Malaien nennen. Sie haben von beiden Stämmen die Gewohnheiten angenommen, sind theils Mohammedaner, theils Fetischanbeter und ihre Sprache ist reich an malaiischen Wörtern. Ihr Wuchs ist klein und ihr Gesichtswinkel hat 64 bis höchstens 69°. Sie bewohnen das Küstenland von Weguiu, Saluati, Gamen und Battanta, und das nördliche Neuguinea von der Landspitze Sabelo bis zum Cap Dori (Dorey).

Neuguinea oder Papuasien ist der Centralpunkt der Melanesier, wie Borneo ihre ursprüngliche Heimat ist. Alle Eingeborenen Melanesiens sind mehr oder weniger gelblichschwarz, aber es gibt einen Stamm, der sich von den Papuas so sehr unterscheidet, als die Buschmänner von den Kaffern; er bewohnt das Innere und wahrscheinlich den Süden von Neuguinea. Dies sind die Endamenier, welcher Name an die häßlichen Neger der Endameninseln erinnert, mit welchen sie auch große Aehnlichkeit haben. Sie müssen einst in Guinea sehr zahlreich gewesen sein; jetzt aber sind sie durch immerwährende Verfolgungen und Kriege der ihnen durch Tapferkeit, Verstand und körperliche Vorzüge überlegenen Papuas selten geworden. Die meisten Endamenier, welche den Europäern zu Gesicht kommen, sind zum Kauf bestimmte Gefangene. Sie sind weniger schwarz als die Neger Afrikas, aber gelber als die Papuas, und dieses Gelb spielt in eine matte Rußfarbe.

Bei mehren Stämmen ist die Gesichtsfarbe ein mehr schwach gelber als schwarzer Lustre, die Hirnschale ist ziemlich rund, die Stirn zurückweichend, das Haar flockig, nicht straff, meist kraus. Ihre Arme sind sehr lang, ihre dünnen Beine noch länger und oft behaart. Sie haben einen ungeheuern Mund, eine sehr breite und abgeplattete Nase, gleich weite Nasenlöcher und etwas vorschüssige, aber schön glasirte Zähne. Der Unterkiefer ist hervorstehend, das Gesicht hat einen häßlichen thierischen Ausdruck und ihr sehr spitzer Gesichtswinkel beträgt nicht über 60—66°. Dieser Stamm ist derselbe, der auch Australier oder Neuholländer genannt wird, und nicht blos in Australien, sondern auch in Neucaledonien und auf den meisten Heiligen-Geist-Inseln unvermischt vorkommt. Wir werden über sie sogleich ausführlich sprechen, beschließen aber hiermit die vorläufige Uebersicht der Eingeborenen Oceaniens, bei der wir den Berichten Domeny de Rienzi's ebenfalls gefolgt sind.

Die Bewohner der Carolinen oder Neuphilippinen.

Die Eingeborenen der Carolinen haben eine braune, zuweilen etwas kupferrothe Farbe. Die Haut ist fett und weich, da sie dieselbe fleißig mit Cocosöl einreiben, das Haar kraus gelockt, aber kein wolliges Negerhaar. Der Bart wird von Manchen vertilgt. Sie sind stark und schön, zierlich und wohl gebaut. Betelkauen entstellt aber ihre Zähne. Sie tragen Matten aus Cocos- und Pisangfasern geflochten als Schurz, werfen auch wohl noch über die Schultern eine Art Mantel. Die Tätowirung ist allgemein; die Häuptlinge sind stärker als das gemeine Volk tätowirt. Der Nasenknorpel ist durchbohrt und oft mit wohlriechenden Blumen geziert. Ohrringe, Hals- und Armbänder aus Schildpatt, Knochen und Muscheln machen gewöhnlich ihren Schmuck aus. Bei gewissen festlichen Gelegenheiten bemalen sie sich auch wol mit Ocker und Gelbwurz. Ihre Nahrung besteht in Cocosnüssen, Pisang, Brotbaumfrucht, Aronswurzel, Orangen, Zuckerrohr und Wurzeln; Fleisch genießen sie wenig und aus dem Safte der Cocospalme bereiten sie eine Art von Palmenwein und Syrup, indem sie den Blütenwedel bei seinem Erscheinen abschneiden und den reichlich ausfließenden Saft dann durch Bambusröhre auffangen. Die Wohnungen bestehen aus viereckigen geräumigen Gebäuden mit vier und mehr Abtheilungen. Die Grundlage ist von Stein. Ihr Hausgeräth ist zwar sehr kunstlos, zeigt jedoch schon einige Bekanntschaft mit Europäern und vermehrte Bedürfnisse an. Im Allgemeinen gelten diese Menschen als gute, liebenswürdige Naturvölker, voll Unbefangenheit und Unschuld. Kadu, der mit Kotzebue reiste, nennt sie menschenfreundlich, dankbar, liebevoll, gastfrei und den Krieg verabscheuend. Die Weiber werden nicht sklavisch, sondern mit Achtung, als Gefährtinnen des Mannes behandelt Taf. 271 *Fig. 3* Männer und Frauen der Carolineninseln, Taf. 299 *Fig. 4* desgleichen). Von Tanz (Taf. 271 *Fig. 4* und Taf. 311 *Fig. 6*), Gesängen und Festspielen sollen sie große Freunde sein. Uebrigens glaubt man auf den Carolinen nur an unsichtbare, himmlische Götter, und nirgend nimmt man Götzenbilder wahr. In dem östlichen Archipel gibt es weder Priester noch Tempel, noch finden feierliche Opfer statt; auf den westlichen Inseln dagegen sind eigene Tempel erbaut, es werden Opfer dargebracht und es gibt einen religiösen Dienst. Die Häuptlinge scheinen nach einer Art Lehnssystem einander untergeordnet zu sein, die Meinung erhebt sie hoch über das niedere Volk und man zollt ihnen außerordentliche Ehrenbezeugungen. Ein unverbrüchlicher Freundschaftsbund wird auf allen diesen Inseln zwischen zwei Männern geschlossen, der mit ganz besonderer Kraft die Verbündeten gegeneinander verpflichtet.

Die Hawaier und Sandwichsinsulaner überhaupt.

Diese sind im Vergleiche mit den vorigen eigennützig, unzierlich und unreinlich, auch weniger gastfrei, aber ein viel kräftigeres Volk, daher zeigen sie mehr Selbstvertrauen und mehr Fröhlichkeit. Die Häuptlinge besonders sind vom schönsten und stärksten Körperbau. Die Frauen sind schön, aber ohne Reiz. Die Hawaier sind wenig und unregelmäßig tätowirt. Die Männer scheren sich den Bart und schneiden ihr Haar in Gestalt eines Helms, dessen Kamm öfters blond oder weißlich gebeizt wird. Die Frauen tragen es kurz geschoren und nur um die Stirn einen Rand längerer, mit ungelöschtem Kalk weißgebrannter, borstenartig aufstrebender Haare. Oft wird auch mitten auf der Stirn eine feine lange Locke ausgespart, die violet gebeizt und nach hinten gekämmt wird. Im Allgemeinen sind die Hawaier ihrer volksthümlichen Tracht, wie ihrer Lebensweise treu geblieben. Nur den europäischen Reisenden zu Ehren erscheinen die Fürsten mit feinen englischen Kleidern aufs sauberste angethan und ahmen mit Anstand unsern Sitten nach. Uebrigens gehen sie heimisch gekleidet; auch wird nur ihr fremder Gast mit Porzellan und Silber bedient. Die Mode herrscht auch auf Hawai mit wechselnden Launen besonders über die Frauen. Alle tragen jetzt Spiegel und Pfeifenkopf, und ein europäisches Tuch um den Hals gebunden. Der Schmuck, den die Königinnen und Vornehmern tragen, steht hoch im Werthe. Poesie, Musik und Tanz ist auch hier zu Hause. Ihr Tanz ist nicht ohne Grazie, ja wird von Reisenden als wahrhaft schön geschildert (Taf. 271 *Fig. 5—6* Hawaier und ihr Tanz).

Die Sandwichsinsulaner, im Allgemeinen betrachtet, gehören der malaiischen Race an, sind nicht groß, von einnehmender Gesichtsbildung, doch mit etwas weiten Nasenlöchern; das nicht lockige Haar ist schwarz und wird kurz abgeschnitten, die Hautfarbe ist schwarzbraun, und das Tätowiren nicht häufig. Ein

Stück Zeug aus den Fasern des Papiermaulbeerbaums macht die Kleidung aus, zu der bei Festen noch ein mit Federn und Malerei geschmückter Bastmantel kommt, sowie eine oft helmartige Mütze von Federn. Das weibliche Geschlecht trägt eine Art von Hemden. Dazu schmücken sie sich mit Schnüren von Muscheln, Knochen, Zähnen und Vogelfedern, Halsbändern u. s. w. Viele tragen jedoch jetzt auch europäische Kleidung. Die Wohnungen haben Wände aus Flechtwerk von Rohr und Blättern, sind rund und das Dach läuft spitzig zu. Die Hütten stehen aneinander in Gassen, die am Meere haben gegen die Fluten einen Schutz von Mauerwerk; Hausgeräthe findet man auch bei den Sandwichsinsulanern nur wenige. Jetzt sieht man auch viele Häuser nach europäischer Art, und alle Vornehmern haben steinerne Häuser. Auch die Nahrungsmittel haben sich zum Theil verändert und werden nach europäischer Art bereitet. Früher schilderte man die Sandwichsinsulaner als ein gar liebenswürdiges Volk, das durch Gastfreundschaft, Sanftmuth, Wollwollen, Liebe der Familienglieder untereinander und einen gewissen Ernst sich vortheilhaft auszeichnete, doch ist manche jener Tugenden mit der europäischen Sitte in den Hintergrund getreten; indessen zeichnen sie sich noch immer durch dieselben, sowie durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Kunstgeschicklichkeit vor allen Insulanern Oceaniens aus, treiben die Landwirthschaft auch auf eine viel höhere Art, verstehen die Fischerei sehr gut, verfertigen kunstreiche Zeuge und die Schmucksachen aus Vogelfedern sind wahre Kunstwerke; ihre Kähne sind sehr dauerhaft und mit vielem Geschick gebaut, und mit dem Wasser sind sie so gut vertraut wie mit dem festen Lande; sehr geschickt wissen sie in Wind und Sturm die See mit ihren Kähnen zu befahren. Auch auf Schiffen zeigen sie großen Muth. Ihre frühern Waffen: Spieße, Schleudern, Bogen und Pfeile, haben sie zum Theil mit den Feuergewehren vertauscht, und europäische Handwerke blühen auch unter ihnen. Durch Tanz und Spiel wissen sie sich auf eine angenehme Weise zu unterhalten. Sonst waren sie Heiden, und jede Gegend, jeder Häuptling hatte seine besondern Götter und Götzenbilder; ihre Priester hatten große Gewalt und machten zugleich die Aerzte und Zauberer. Ihre heiligen Orte, wo die Götzenbilder aufgestellt waren, und die Opfer, zuweilen sogar Menschenopfer gebracht wurden, heißen Morais.

Die Sandwichsinsulaner stehen unter unumschränkten Königen und über Oahi (Owaii, Hawaii, Owyher) herrschte, als Cook die Inseln entdeckte, Terrneoboo oder Teriopu, nach dessen bald erfolgtem Tode Tamehameha, sein Neffe, an die Regierung trat, der noch andere benachbarte Inseln eroberte, von den Engländern ein europäisches Schiff erhielt, unter den Schutz des Königs von Großbritannien trat, mehre Europäer beredete, sich auf der Insel niederzulassen und europäische Cultur so viel als möglich zu verbreiten suchte. Doch nahm er das Christenthum noch nicht an, wahrscheinlich weil er befürchtete, dadurch an Unumschränktheit seiner Macht zu verlieren; vorzüglich da die Menschenopfer, durch die er sich leicht lästiger Individuen entledigen konnte, mit dem Schrecken und Aberglauben gepaart, ihm kräftige Mittel an die Hand gaben, unumschränkt zu herrschen. Erst sein Sohn und Nachfolger, Rio-Rio, ließ alle Morais zerstören und verkündigte die Religion der Fremden, die er damals selbst noch nicht genau kannte, als Staatsreligion, und im J. 1820 wurden die ersten Bewohner der Sandwichsinseln von nordamerikanischen Missionaren zum Christenthume bekehrt. Kotzebue gibt freilich in der Beschreibung seiner letzten Reise ein trauriges Bild von dem Zustande der christlichen Religion daselbst; er sagt, sie sei wie auf den Gesellschaftsinseln, nichts wie Kopfhängerei und Heuchelei, die durch den König und die Missionare erzwungen wäre, verbunden mit abergläubischen und nichts weniger als reinen Begriffen vom Christenthume, und stellt die grausamen, wegen der Einführung derselben geführten Kriege daneben; doch soll neuern Nachrichten zufolge der Zustand des Christenthums jetzt schon daselbst um Vieles besser sein. Der Handel blüht auf den Sandwichsinseln sehr.

Die Leichenfeier auf den Sandwichsinseln bei einem verstorbenen Häuptlinge (Taf. 311 *Fig. 1* u. 2) geschah mit vielen Ceremonien. Der Leichnam wurde, nachdem er längere Zeit unter Klagen und Ceremonien auf einem Gerüste ausgestellt, in einer Höhle niedergelegt. War das Fleisch verwest, so reinigte man die Knochen, bewahrte sie zum Theil an heiligen Orten, zum Theil aber vertheilte man sie unter die Verwandten als Reliquien.

Die Neuseeländer.

Die Neuseeländer gehören zwei Völkerstämmen an, einem dunkelfarbigen und einem hellern, haben sich aber allmälig so miteinander vermischt, daß es viele Uebergänge des einen in den andern gibt. Die dunklern sind wahrscheinlich die Abkömmlinge von den Ureinwohnern, die hellern dagegen von ehemaligen Eroberern. Erstere sind kleiner, untersetzter, breitschulteriger als die letztern, deren Länge oft 5 Fuß 4 Zoll (pariser Maß) übersteigt. Erstere gleichen etwas in der Hautfarbe den Mulatten, letztere sind aber nur etwas dunkler als die Bewohner des südlichsten Europas. Der Schnitt ihres Gesichts gleicht sehr dem der Juden. Das Haar ist bald schlicht, lang und kastanienbraun, bald dunkel und gelockt (Taf. 299 *Fig. 5—6*).

Die erste und sichtbarste Eigenschaft in dem Charakter der Neuseeländer ist ihre ungeregelte Leidenschaft für den Krieg, obgleich Manche gegen die unglücklichen Wirkungen ihrer Zwistigkeiten nicht gefühllos sind. Viele der neuseeländischen Kriege haben ohne Zweifel ihren Ursprung blos in dem Ehrgeize und der

Habsucht Einzelner. Einige behaupteten gegen Engländer, ihre Väter und Vorältern seien immer im Kampfe begriffen gewesen, und dies schienen sie für einen hinlänglichen Grund zu halten, warum es bei ihnen oder ihren Abkömmlingen nie anders sein sollte. Die Kriege dieser Wilden werden unterhalten und fortdauernd gemacht durch ihre Liebe zu Streit und Blutvergießen und durch den Geist der Rache, welcher bei ihnen unersättlicher zu sein scheint, als fast bei irgend einem andern Volke der Erde. Das Gesetz der Wiedervergeltung im strengsten, buchstäblichsten Sinne ist ihre einzige Regel für die Beilegung von Streitigkeiten, und so lange den Foderungen dieses unerbittlichen Grundsatzes nicht Genüge geleistet wird, können die beiden Parteien einander nur als Feinde betrachten. Wenn alte Beleidigungen der Neuseeländer keinen Vorwand zu ihren unsinnigen und zerstörenden Streitigkeiten geben, so ist ihr Stolz, ihre Empfindlichkeit und plötzliche Reizbarkeit außerordentlich geschickt, in einem Augenblicke Ursachen der Beleidigung hervorzurufen, welche die Quellen des Hasses und Blutvergießens für lange Zeit werden. Die unbedeutendste Vernachlässigung, oder Etwas was sie für eine Beschimpfung oder einen Mangel an Achtung halten, versetzt sie in ungestümen Unwillen.

Obgleich der Muth der Neuseeländer groß ist und sie eine außerordentliche Gleichgültigkeit gegen Gefahr und Tod zeigen, so findet man dabei doch einen Geist der Prahlerei, welcher diese Eigenschaft ebenso verdunkelt, als die Wildheit und Grausamkeit dieses Volkes. Bei dem neuseeländischen Krieger spricht sich der Haß oder die Verachtung gegen seinen Feind in jedem Worte, Tone und in jeder Geberde aus. Er fodert ihn mit jeder Verdrehung der Glieder und jeder Geberde, die er sich als die ausdrucksvollste des Spottes und der Beschimpfung denken kann, zum Kampfe heraus, und nachdem er ihn überwunden und getödtet hat, läßt er seine übrige Wuth und Verachtung durch Mishandlungen an dem todten Körper desselben aus. Von dem Verdacht, daß sie auch das Fleisch ihrer Feinde verzehren, kann man sie nicht frei sprechen; ja, von frühern Reisenden erzählte Thatsachen machen es zur Gewißheit. Ihre Begriffe von Diebstahl sind sehr locker, wenn er nicht an ihren Freunden, sondern an Denen begangen wird, welche gerade keinen besondern Anspruch auf ihre Gastfreundschaft oder Schonung haben. Ihr Geiz, ihre Habsucht ist außerordentlich groß. Gegen Schmuck oder Putz sind sie nicht gleichgültig. Der Häuptling der Neuseeländer schmückt seinen Kopf mit Federn und ist ohne Zweifel stolz auf diese stattliche Auszeichnung. Sein Staatsmantel ist sorgfältig gestickt und beide Geschlechter tragen oft hübsch geschnitzte Kämme im Haar und Büschel von Zierathen, welche an ihren Ohren und ihrem Halse hängen. Alle zeigen die Eitelkeit von Kindern, wenn sie stattlicher gekleidet sind als gewöhnlich.

So unbekannt die Neuseeländer mit Allem sind, was den Namen Wissenschaft verdient, und so unbedeutend die von ihnen in den Künsten gemachten Fortschritte sind, so sind doch ihre Verstandeskräfte augenscheinlich von höherer Art. Die, welche mit europäischer Bildung in Berührung gekommen, haben im Allgemeinen außerordentliche Schnelligkeit und Takt gezeigt, den Geist derselben zu fassen und sich in die neuen Meinungen und Sitten, mit denen sie bekannt gemacht wurden, zu schicken, und Alles, was man von ihnen berichtet, zeigt von Scharfsinn, Nachdenken und andern Fähigkeiten des Geistes, welche eine hohe intellectuelle Organisation ahnen lassen. In den wenigen Künsten, welche unter ihnen bekannt sind, z. B. im Spinnen von Matten aus der Flachslilie, im Schnitzen von Werkzeugen, Waffen, Gefäßen u. s. w. oft mit den künstlichsten Zierathen, zeigen sie ungemeine Fertigkeit und Kunst, und sogar einen Grad von Geschmack und Zierlichkeit. Ihre Musik soll vollkommener sein als die vieler anderer Südseeinsulaner, sie besitzen sogar Nationalgedichte, welche beständig vermehrt werden, sowie neue Begebenheiten die Phantasie ihrer Barden aufregen, und Beredtsamkeit in der Versammlung ist eine so unerlaßliche Eigenschaft ihrer Häuptlinge und Krieger, als Tapferkeit im Felde. Alle Volksclassen unterhalten sich gern, besonders von dem was sich auf ihren Häuptling und seine Familie bezieht, oder was über den sehr eingeschränkten Kreis ihrer eigenen Erfahrung oder mündlicher Ueberlieferung hinaus liegt. Uebrigens sind sie nicht geneigt Alles gleich zu glauben, und sie fragen oft lange hin und her, bis sie mit der gegebenen Erklärung zufrieden sind. Viele sind mit der Geographie ihres Landes wohl bekannt, und ungeachtet des Mangels an Wegen pflegen sie die Inseln in allen Richtungen zu durchreisen. Tanz gewährt auch ihnen nebst dem Gesange das meiste Vergnügen (Taf. 299 *Fig. 7* Tanz der Neuseeländer). Der Kriegstanz ist gräßlich und mit entsetzlichen mimischen Bewegungen und vielfach abwechselnden Verrenkungen der Glieder. Auf Waffengeklirr folgt Jauchzen und Geschrei.

Mehre ihrer wahrhaft häßlichen Fehler, als ihre Unruhe, Wildheit und Blutgier, ihre Schlauheit, Eifersucht, Verstellung, ihr Mistrauen und Lügen und ihre Verleumdung zeigen nicht sowol Mangel an Verstand als an sittlichen Grundsätzen an; sie sind die Frucht von Verstandeskräften, welche man wild und ohne ihre natürliche und gehörige Nahrung hat heranwachsen lassen, wie man nicht selten bei fähigen Kindern findet, auf deren Bildung man wenig bedacht gewesen. Die englischen Missionare haben mehre Schulen in ihren Niederlassungen errichtet, wobei sie freilich anfangs mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatten. Doch bei aller Wildheit machten die meisten Kinder sehr schnelle Fortschritte im Lesenlernen ihrer Muttersprache in dem ABC-Buche, welches man zu ihrem Gebrauche angefertigt hat. Hatte man sie erst zur Auf-

merksamkeit gebracht, so kam ihre Schnelligkeit im Begreifen der der englischen Kinder gleich. Mit der Zeit lehrte man sie auch schreiben.

Alles was bisher für die Civilisation Neuseelands gethan worden, ist das Werk der letzten dreißig Jahre, und die Ehre gebührt gewissen frommen Gesellschaften in England, besonders der Church Missionary Society, welche mehre Niederlassungen in der Inselbai hat, mit drei Geistlichen der englischen Kirche und fünf Schulen auf drei verschiedenen Stationen, die von fast 200 Kindern und einigen Erwachsenen besucht werden. Die Häuser sind auf allen Ansiedelungen nach englischer Art gebaut. Englischer Land- und Gartenbau ist selbst auf den Grundstücken verschiedener Häuptlinge eingeführt. Die weltlichen bei der Gesellschaft angestellten Personen leisten nicht nur beim Unterrichte Beistand, sondern treiben auch ihre verschiedenen Handwerke im neuen Vaterlande fort.

Die Civilisation dieses Volkes hat im Ganzen einen vielversprechenden Anfang genommen. Ihre Art einander zu grüßen ist die der Bewohner vieler anderer Inseln Oceaniens, z. B. der Carolinen; sie berühren einander nämlich beim Begrüßen mit der Nasenspitze (Taf. 271 *Fig. 1*). Ueber die Wohnungen u. s. w. mag hier noch Einiges folgen. Die Wohnungen der Neuseeländer sind weniger künstlich als man erwarten sollte. Sie sind kleine und niedrige Hütten von 7—8 F. Länge, 5—6 F. Breite und 4—5 F. Höhe. Die der Häuptlinge sind etwa 15—18 F. lang, 8—20 F. breit und 6 F. hoch, haben aber wie jene nur eine 2 F. breite und 3 F. hohe Thüre, welche durch ein Bret oder eine dichte Matte verschlossen wird. Das zwei Quadratfuß weite Fenster neben der Thüre steht etwas höher und hat ein Gitter von Rohr. An der Thürseite steht das Dach 3—4 F. hervor. Die Wohngebäude der Häuptlinge sind mit Schnitzwerk verziert. Der Rauch nimmt seinen Ausweg durch Thüre und Fenster. Die Hausgeräthe sind einfach und nicht zahlreich. Die größten Gebäude sind die öffentlichen Vorrathshäuser. Die Hütten der Eingeborenen sind im Lande zerstreut; jede Horde besitzt aber außerdem ein befestigtes Dorf, welches auf schwer zu erklimmenden Felsen und andern unzugänglichen Orten erbaut und groß genug ist, alle Mitglieder im Kriege aufzunehmen. Diese Dörfer konnten sonst, ehe bei den Neuseeländern die Feuergewehre üblich wurden, Monate lang vertheidigt werden. Als Kleidungsstücke dienen beiden Geschlechtern zwei viereckige dicht gewebte Matten, die eine dient als eine Art Rock, die andere als Mantel. Jetzt suchen sie sich auch mit europäischer Kleidung zu putzen. Den Körper salben sie mit Fischthran ein, das Gesicht beschmieren sie sich mit Ocker, im Kriege aber den ganzen Körper. Das Gesicht und der Körper der Häuptlinge sind oft so sehr tätowirt, daß kaum ein Theil der ursprünglichen Farbe sichtbar bleibt. Die unzähligen Linien bilden aber oft die schönsten künstlichen Figuren (Taf. 271 *Fig.* 2 die Operation des Tätowirens, von Frauen ausgeführt). Auf den Bau ihrer Piroguen wenden sie großen Fleiß. Ihre Fischernetze sind außerordentlich groß.

Verstorbenen, besonders wenn sie der vornehmen Classe angehören, wird große Ehre erwiesen. Zuerst wird die Leiche drei Tage lang gehütet, weil man glaubt, die Seele scheide aus ihrer sterblichen Hülle erst völlig innerhalb dreier Tage. Der Körper wird in seine schönsten Gewänder gekleidet, mit Oel eingerieben, geschmückt und geputzt wie bei Lebzeiten. Verwandte und Freunde äußern dabei ihren Schmerz durch Thränen und Klagegeschrei und durch blutiges Zerfleischen des Gesichts und der Schultern. Statt daß man den Todten ausgestreckt läßt wie in Europa, werden die Glieder gegen den Bauch gebogen und zusammengepackt. Der Leichnam wird dann nach einem einsamen Ort getragen (Taf. 311 *Fig. 3* Bestattung eines neuseeländer Fürsten), daselbst beerdigt und das Grab mit Palissaden umgeben. Pfähle, Kreuze oder geschnitzelte und mit Ocker gefärbte Figuren bezeichnen das Grab eines Häuptlings, das des gemeinen Mannes wird nur durch einen Steinhaufen angedeutet. Ein Grab heißt Udu pa, Haus des Ruhms. Auf das Grab werden Lebensmittel gelegt; denn obwol unkörperlich, nimmt doch der Geist des Todten, nach ihrer Meinung, noch Speise zu sich.

Die Bewohner der Gesellschaftsinseln.

Die Gesellschaftsinseln, von denen die größte die Insel O-Taiti oder Otaheiti ist, haben, wie die Freundschaftsinseln, ein Klima, das, obgleich unter den senkrechten Strahlen der Sonne, doch durch den umflutenden Ocean gemildert und auf den hohen Bergen sogar gemäßigt ist. Daher gedeihen auf diesen paradiesischen Inseln sowol die Gewächse des heißen Erdstriches als auch der gemäßigten Zone in üppigster Fülle. Die Einwohner gewannen daher mit leichter Mühe ihre geringen Lebensbedürfnisse und lebten gar glücklich und froh, bis die Europäer ihnen einen neuen Glauben mit Gewalt aufdrangen und ihre Lebensfreuden raubten. Seit dem J. 1815 hat Pomare II. mit Unterstützung der Missionare ein Gesetzbuch abgefaßt, das allmälig durch Zusätze vermehrt wurde. Seit 1825 bestehen sogar eine Art Landstände, zu welchen die verschiedenen Districte der Insel vom Volke erwählte Abgeordnete senden. Die Missionare haben dadurch zwar dem Volke Freiheit und Eigenthum gesichert, allein sie haben doch auch viele Einrichtungen getroffen, welche dem Volkscharakter zu sehr widerstreiten, als daß sie zu einem guten Ziele führen sollten.

Der Flitterstaat, den die Seefahrer sonst den Eingeborenen für die Erzeugnisse ihres Landes darboten, kann sie nicht mehr befriedigen; sie verlangen jetzt Kleidungsstücke und Geld, doch nimmt man letzteres nicht für voll, wenn es nicht recht blank und schön ist. Sie

sind sehr geizig und doch werfen sie Jedem Geiz vor, der ihnen nicht genug geben will. Der Anzug der Vornehmen besteht aus einem bunten Gemisch europäischer und einheimischer Tracht. Die letztere gleicht im Ganzen der der Freundschaftsinsulaner. Die Wohngebäude sind, mit geringer Ausnahme, noch ebenso als zur Zeit Cook's, etwa unsern Scheunen gleichend, mit einem Strohdache, das von dicht nebeneinanderstehenden Pfosten und Bambusstangen getragen wird. Der Boden ist immer mit Heu bestreut, das durch Schmuz und Nässe bald eine widerliche Beschaffenheit annimmt. Nur wenn die Ausdünstungen des Heues zu unerträglich werden, nimmt man frisches. Zuweilen findet man in einem Winkel des Zimmers eine Commode oder Bettstelle, im Allgemeinen machen sie sich aber wenig aus dem Hausgeräthe und schlafen z. B. lieber auf Matten, die sie über Stroh ausbreiten. Gewöhnlich betreiben sie nur solche Geschäfte, welche zum Lebensunterhalt durchaus nothwendig sind, oder mit denen sie ihre Eitelkeit befriedigen können. In ihren Hütten liegen sie meistens träge hingestreckt, auf der Maultrommel spielend, Strohhüte flechtend, oder ganz kleine Glasperlen zu Ohrringen oder Fingerringen aufschnürend.

Der Tanz war eines ihrer angenehmsten Unterhaltungen, und die Tänzerinnen hatten einen eigenthümlichen fantastischen Anzug. Ein weiter Rock umgab den untern Theil des Körpers und ein Stück Zeug, unter der Brust am den Leib gebunden, bildete auf dem Rücken zwei große gefaltete Flügel. Jetzt ist ihnen auch dieser Tanz verboten. Einer der neuesten Besucher dieser Insel, Benchey, hatte jedoch noch die Gelegenheit, einen solchen Tanz im Hause der Regentin zu sehen. Er sagt darüber:

„Sie (die Regentin) befahl, daß zu unserer Unterhaltung ein Tanz aufgeführt werde. Diesen Genuß hatten wir kaum erwarten dürfen, da dergleichen Vorstellungen gesetzlich sowol den Künstlern als Zuschauern bei schwerer Strafe verboten sind, und aus demselben Grunde machte es sich nöthig, daß Alles ganz in der Stille abgemacht und der Vivo oder die Rohrpfeife gedämpft werde, damit deren Ton nicht etwa zu den Ohren eines Aava (Polizeidieners) gelange, welcher in einer Soldatenjacke und mit einem verrosteten Schwerte bewaffnet, an der Seeküste auf- und abmarschirte. Sogar dieses kleine melodische Instrument, an dem die Eingeborenen, mit deren Naturell Tanz und Musik innig verwebt sind, so viel Gefallen finden, ist jetzt streng verboten. Vor Einführung des Gesetzes, welches den Tanz aufhob, hatte Keiner von uns einem solchen beigewohnt; allein in demjenigen, welcher uns zum Besten gegeben wurde, kam auch nicht das geringste vor, woran ein vorurtheilsfreier Mann hätte Anstoß nehmen können, und ich wurde daher in der Meinung bestärkt, daß Pomare, oder wer sonst die Gesetze gemacht haben mag, seinen Zweck wirksamer erreicht haben würde, wenn er diese Belustigungen nicht gänzlich verboten, sondern angemessen beschränkt hätte. Einigen von uns, die Webbes, eines Begleiters von Cook, verführerische Schilderung des otaheitischen Tanzes gelesen, kam der gegenwärtige so schal vor, daß sie lieber den einfachen, sehr gut vorgetragenen Gesängen der um die Königin befindlichen Mädchen zuhörten, welche, als allezeit fertige Improvisatricen, den Text ihres Gesanges dem jedesmaligen Falle anpaßten" (Taf. 311 *Fig. 4* taitisches Mädchen, Geschenke tragend, *Fig 5* Tanz auf Taiti).

Die Bewohner der Amboinen.

Die Bewohner der Amboinen sind meist malaiischen Ursprungs. Die Männer gehen fast nackt. Ein Schurz um die Lenden, ein Hut von buntgemalten Palmenblättern oder ein farbiger Turban sind ihre ganze Kleidung. Spieß, Schild und Säbel sind ihre gewöhnlichen Waffen; zum Putz dienen Ohrringe, Halsbänder von Korallen oder Muscheln und Armspangen. Zuweilen besteht auch die Kleidung aus einer Art Hemd mit Aermeln oder ohne dieselben. Der Griff des breiten, etwas krummen und nicht langen Säbels ist nicht selten mit dem Kopfhaare eines erschlagenen Feindes geschmückt, und der Schild ist viereckig, geflochten und oft mit Muschelschalen und Metallplatten belegt. Die Weiber, die, weil sie sich nicht so der Sonne aussetzen, sich täglich mehrmals baden und die Haut mit Oel einreiben, um sie weich und zart zu machen, eine lichtere Hautfarbe haben als die Männer, tragen gewöhnlich ein vorn offenes Hemd, kurzes, nach der Stirn zu verschnittenes Haar und auf dem Wirbel aufgebundenes Hinterhaar (Taf. 299 *Fig. 1* Fechtertanz der Bewohner der Insel Buru oder Buro, einer der Amboinen).

Die Bewohner der Philippinen.

Diese Bewohner sind außer Spaniern, Chinesen u. s. w. Malaien und Papuas. Die Malaienstämme zeichnen sich vor denen anderer Inseln durch einen kleinen, besonders dem weiblichen Geschlechte eigenen Wuchs aus. Ehe die Spanier auf diese Inseln kamen, herrschte bei diesen Stämmen ein blindes Heidenthum, mit einigen durch die Araber hierher verpflanzten mohammedanischen Religionsansichten vermischt. Die Kleidung der Mehrzahl bestand blos aus einem Stück Matte oder Zeug, um die Hüften geschlagen. Doch trieben sie schon einen lebhaften Tauschhandel, der auch heute noch üblich ist. Durch die Chinesen lernten sie Maß und Gewicht kennen; auch fand man bei ihnen eine courante Münze, Patty genannt. Im Ganzen gelten die philippinischen Malaien als gutmüthig, wohlwollend und gesellig; die grausame Behandlung aber und das böse Beispiel ihrer Unterdrückung hat sie meist tückisch, träge, heuchlerisch und habsüchtig gemacht. Die spanische Regierung zwang ihnen auch mit empörender Gewaltthätigkeit den katholischen Glauben auf und bildete dadurch doch nur Scheinchristen. Glücksspiele lieben sie bis zur

Ausschweifung, und Hahnenkämpfe und Kämpfe mit papiernen Drachen gehören zu ihren Lieblingsbelustigungen. Man spart weder Mühe noch Kosten, Kampfhähne aufzuziehen, große papierne Drachen zu verfertigen, auszuschmücken und sich im Führen derselben zu üben, um einen öffentlichen Hahnenkampf oder Drachenkrieg geben zu können. Zu beiden versammelt sich Jung und Alt, und es werden dabei bedeutende Wetten angestellt (Taf. 299 *Fig. 2* Hahnenkampf). Die Hahnenkämpfe sind überhaupt bei den Polynesiern seit den ältesten Zeiten üblich. Die Hähne kommen ohne andere Angriffs- und Vertheidigungswaffen in den Kampf, als ihre natürlichen Waffen. Man gibt keiner besondern Farbe den Vorzug, sondern sieht hauptsächlich darauf, daß die Hähne derbe Flügel, gehörig mit Federn versehene Hälse und lange Schwänze haben. Die Wettkämpfe finden theils zwischen einzelnen Besitzern von Kampfhähnen, theils auch zwischen ganzen Abtheilungen der Insel statt. Es gibt einen besondern Gott für diese Kämpfe, Ruai faatoa (den Gott der Kampfhähne), eine der niedern Gottheiten. Zu den Vergnügungen, welche unter den Polynesiern üblich sind, gehören auch das Ringen, Boren und Schwimmkämpfe. Auch Wettrennen zu Fuß, Wettfahrten im Canot und militairische Spiele werden aufgeführt, unter denen das Spiel Vero-patia (das Werfen mit dem kurzen Wurfspieße) hauptsächlich zu bemerken ist. Auch das Ballspiel kommt vor, bei dem der Ball mit kurzen Stöcken geschlagen wird; auch das Ballonspiel, wobei hauptsächlich die Füße eine Rolle zu spielen haben. Auch noch ein anderes Ballspiel ist, jedoch nur bei den Frauen, üblich. Man wählt dazu einen Platz am Gestade; der Ball wird in die Höhe geschleudert und beide Parteien suchen nun sich desselben zu bemächtigen. Sehr oft wird der Ball bis ins Meer getrieben, und man sieht dann einige zwanzig Frauen sich in die Wellen stürzen und den Kampf schwimmend fortsetzen. Zahlreich und mannichfaltig sind die Tänze der Polynesier. Bald nehmen beide Geschlechter daran Theil, bald nur eins von beiden. Flöte, Trommel und zuweilen Gesang bilden die Begleitung. Die meisten dieser Tänze stellen eine Art Pantomime dar, wobei Arme und Füße in Bewegung gesetzt werden. Der schönste unter diesen Tänzen heißt Hura, und ihn tanzen gewöhnlich die Töchter der Häuptlinge, fünf bis sechs an der Zahl. Man ladet dazu immer die angesehensten Familien der Nachbarschaft ein, und empfiehlt die Tänzerinnen der Aufmerksamkeit der jungen Häuptlinge, in der Hoffnung, diese werden, von ihren Reizen entzückt, sie zu Gemahlinnen erbitten. Die Pausen zwischen den Tänzen werden von Spaßmachern ausgefüllt, welche durch ihre Grimassen und Cabriolen die Zuschauer zum Lachen bringen müssen. Außerdem gibt es noch verschiedene höchst anstößige Tänze, die, wie der Hura, unter dem Schutze der Götter standen.

Man nennt jetzt die ureingeborenen Neger der Philippinen Aëtas, und die Papuas, welche von der Insel Kodemantan herübergekommen, werden Igolotten oder Negritos genannt. Auf mehren großen Inseln, wie Buglas und Panay, weiß man sie sehr wohl zu unterscheiden. Die Erstern sind rußfarbig, das Haar etwas kraus, die Andern sind schwärzer, haben angenehmere Formen und Rollhaare. Die Philippiner wurden dieser Schwarzen nur mit großer Mühe Meister und vertrieben sie aus dem Flachlande. Diejenigen, welche die Spanier auf Luçon vorfanden, hatten einen Anfang von Bildung. Sie lebten unter einer Regierung, die zusammengesetzt war aus Häuptlingen, denen Greise zur Seite standen, welche über die Gesetze wachen sollten. Wie ehedem gehen auch jetzt noch die Aëtas nackt, bis auf ein Stück Zeug, das sie um die Hüften schlagen. Ihre Geschäfte sind Jagd, Fischfang und das Aufsuchen wilder Früchte. Bogen und Pfeile sind die einzigen Waffen, die sie besitzen und die sie mit Gewandtheit handhaben. Unter ihren Kindern trifft man übrigens Einzelne, die trotz ihrer schwarzen Aeltern fast ganz weiß sind; sie sind in Manila unter dem Namen Sonnensöhne bekannt. Die Regierung in Manila unterhält noch einige Missionen zur Bekehrung der Aëtas; allein da die Geistlichen wissen, daß jene bei erster Gelegenheit ihrem priesterlichen Ansehen sich entziehen, so taufen sie nur Kinder, welche die Spanier oder Mestizen in einem Alter taufen, in welchem ihnen die Lebensweise ihrer Väter noch nicht zur andern Natur geworden ist. Diesen Bergbewohnern ist es bei den Früchten eines ergiebigen Bodens so wohl, daß sie sich großer Trägheit hingeben. Sie wollten früher den Spaniern das Holzhauen in ihren Bergen wehren und ließen sich einen Tribut in Tabacd entrichten. Jetzt weniger zahlreich und furchtsamer geworden, lassen sie ihre Feinde sich ausbreiten, wo sie wollen, und nicht lange, so werden sie in ihrem Geburtslande ganz verschwunden sein, wenn sie sich nicht der Gesittigung in die Arme werfen, die sie von allen Seiten einengt.

Die Bewohner der Marianen.

Die Missionare schildern die Eingeborenen der Marianen als einen schönen, kräftigen Menschenschlag, dessen Grundzug Kindlichkeit, Liebe und Milde ist. Auch hier führten die Spanier sogleich nach ihrer Besitznahme der Marianen ihre vaterländischen Gesetze und das Christenthum ein; allein nach dem, was sich aus den Berichten der Reisenden schließen läßt, scheinen die Marianer ein beiweitem civilisirteres Volk gewesen zu sein, als die Spanier selbst. Sie sind auch körperlich gewandt und schwimmen und tauchen vortrefflich. Die Männer sind dunkelbraun, lang gewachsen, muskulös, mit starken Gliedmaßen, ausdrucksvollem Gesicht, jedoch mit einem Zug von Wildheit. Sie gingen sonst nackt, ohne Tätowirung oder Färbung; die Weiber nur trugen einen kurzen Schurz um die Hüften, einen Schmuck aus kleinen Muscheln um Hals und Arme, und auf

der Stirn war eine Zierath aus Schildpatt und der Gürtel mit ähnlichem Schmuck behangen. Ihre Wohnungen waren aus Palmenstämmen gebaut, mit Palmenblättern bedeckt und innen mit Matten von Bast belegt. Ihre Nahrung bestand aus Cocosnüssen, Brotfrucht, Yams und Reis, Vogel- und Fischfleisch; auch bereiteten sie ein geistiges Getränk (Taf. 299 *Fig.* 3 Branntweinzubereitung auf den Marianen). Sie lebten aber mäßig. Die Frauen genossen übrigens ein Ansehen, wie man es sonst nur bei den civilisirtesten Völkern findet. Sie sollen auch wirklich in Folge dieser Behandlung außerordentlich schön und zart gebaut gewesen sein. Frohsinn, Gutmüthigkeit und eine freundliche, angenehme Physiognomie zeichnete sie aus. Sie gaben die Lieder ihrer Dichter in süßen Gesängen und ausdrucksvollen pantomimischen Tänzen wieder, womit sie Alles zur Freude stimmten. Das Hausregiment war ausschließlich in ihren Händen. Ohne ein Gesetz gegen die Vielweiberei begnügte sich Jedermann mit einer Frau, welche die begangene Untreue des Mannes nicht selten rächte. Eine Frau, die von ihrem Gatten vernachlässigt oder mishandelt wurde, hatte das Recht, zu ihrer Familie heimzukehren und den ganzen Hausrath mitzunehmen; selbst im Falle einer Untreue durfte der Mann sich zwar an dem Verführer rächen, ihn sogar tödten, die Frau aber mußte mit Schonung behandelt werden. Verstieß der Mann sein Weib, so blieb dieses im Besitz des Vermögens und der Kinder. Unter den eingeborenen Marianern herrschte das malaiische Feudalsystem. Die Chamorris oder der hohe Adel, der Mittelstand und das gemeine Volk machten die drei Classen der Bevölkerung aus, welche sich nicht durch Heirathen vermischten, ja es aß nicht einmal eine höhere Kaste mit der niedern. Ihre Religion war sehr einfach, aber doch so weit ausgebildet, daß sie der Priester bedurfte. Ein höchstes Wesen, über Alles erhaben und Schöpfer des Alls, aber auch viele Mittelwesen, welche zwischen jenem und den Menschen — als Geistergewalt — standen, wurden anerkannt und verehrt. Wahrscheinlich war auch der Sabäismus einheimisch, und das Leben in der Natur war von ihnen überall individualisirt, und daher waren nach ihrer Meinung Sterne, Berge und Thäler, Flüsse und Bäume mit Geistern belebt. Auch die Grundidee eines guten und bösen Wesens hat man bei ihnen gefunden. Die Priester waren zugleich die Weisen, Aerzte und Sänger des Volkes. Ihre Begräbnisse waren sehr feierlich, Leichenfeste dabei üblich, kunstreich geschmückte Gräber Sitte, sowie das Begraben der Leichen in die Erde. Die weit verbreitete Sitte, durch Klageweiber die Todten bejammern zu lassen, fand man auch hier. Pater Gobien hat uns einige solcher Klagelieder aufbewahrt. Eins derselben lautete: „Mein Leben ist ohne Werth, meine Zukunft ein langsamer Tod; Trauer umhüllt meine Augen, Ueberdruß umwölkt mein Dasein. Mein Stern ist erloschen, das Licht meines Mondes, die Sonne meiner Freude auf ewig verfinstert. Nacht ist es um mich; der Abgrund des Elends, das Meer der Verzweiflung umwogt mich.“ Wie ein Refrain erwidert ein anderes Klageweib: „Auch ich habe Alles verloren, der Trost meiner Tage ist nicht mehr. Stocke, mein Herz, denn du schlägst nicht mehr in seiner Gegenwart! Siehe das Bild unsers Helden, die Ehre unsers Hauses ist erstarrt! Sein Arm beschützt nicht mehr unser Volk. Da er nicht mehr ist, was sollen wir hier thun? Was gilt uns das Leben ohne ihn?“ Diese Klaggesänge wurden in einem singenden Tone mit starker Modulation und gedehnten Accorden vorgebracht und mit lang ausgedehnten Heultönen geschlossen. Einen wahrhaft wehmüthigen Eindruck machen die Klagetöne des seinen Untergang voraussehenden Volkes am Ende des 17. Jahrhunderts: „Uns glücklich zu machen, versprachen diese Fremdlinge; ach, sie haben uns die Freiheit geraubt! Sie haben uns in Kleider eingeengt, die den Gebrauch unserer Arme lähmen; Krankheiten haben sie uns gebracht und abscheuliches Ungeziefer und schädliche Thiere! Unbekannte Plagen haben sie über uns ausgegossen; o, über die hungerigen Gäste! Wir führten ein unschuldiges Leben, voll Arbeit und Frieden; gesund waren wir und froh. Da brachten sie neue Bedürfnisse und neue Beschwerden; nicht mehr frei und fröhlich genießen wir das Leben; unser Verlust ist unersetzlich!“ Doch ihre Klage war zu spät, zu spät der Krieg gegen die Unterdrücker; sie unterlagen den europäischen Waffen, und 1817 fand Kotzebue nur noch ein einziges Paar des alten Urstammes vor. Jetzt bewohnen die Marianen Spanier und Mestizen, Mulatten, Philippiner, Sandwichinsulaner, Caroliner u. s. w. Alle Einwohner bekennen sich zur christlichen Religion und tragen ein Kreuz am Halse, wie auch in jedem Orte ein steinernes Kreuz aufgerichtet ist.

Die Bewohner der Freundschaftsinseln.

Diese sind im Allgemeinen groß und von schönem, regelmäßigem Wuchse, kräftig und fleischig, ohne so dick wie die Bewohner der Gesellschaftsinseln zu sein. Nur einige Häuptlinge sind etwas wohlbeleibt. Ihre Gesichtsbildung ist wie bei den Europäern verschieden, und wenn man einigen Abbildungen trauen kann, ist sie sogar schön zu nennen. Viele haben glatte Haare, nicht sehr dicke Lippen, und Mehre eine gebogene Nase. Die Augen sind etwas schmal und schiefliegend. Die Hautfarbe, vorzüglich der Vornehmen, ist nicht sehr dunkel, etwa wie bei den Bewohnern des südlichsten Europas. Die vornehmen Frauen haben oft einen schönen Wuchs und eine fast ganz weiße Farbe. Im Allgemeinen haben die Tongaer (Bewohner von Tonga-Tabu) eine gute Gesundheit, doch bekommen sie zuweilen eine Art Aussatz. Im Verkehr mit Europäern zeigen sie sich anfangs gar liebenswürdig und freundlich, nach einigem Umgang bemerkt man jedoch gerade entgegen

gesetzte Eigenschaften. Sie sind habsüchtig, verwegen und Meister in der Verstellungskunst, zeigen sich dagegen aber auch wieder gastlich, gefällig und großmüthig, sehr tapfer und stark von Charakter, ohne dabei prahlerisch zu sein. An geistigen Fähigkeiten scheinen sie den Neuseeländern gleich zu stehen. In ihren Häusern sind sie sehr sanft und liebreich und ihren Oberhäuptern, Fremden und Angehörigen sehr ergeben.

Die Wohnungen sind reinlich und sehr fest gebaut, meist eirund, 30 Fuß lang, 30 Fuß breit und 12—15 Fuß hoch, wenn sie Vornehmern gehören. Die Hütten der niedern Classen sind viel kleiner. Sie bestehen aus einem Gerüste von Pfählen und Balken, welche sehr künstlich zusammengefügt und mit Nägeln von Cocos zusammengenagelt sind. Auf beiden Seiten reicht das Dach bis auf 4 Fuß auf die Erde hinab, an beiden Enden berührt es aber den Boden. Bei den Vornehmern ist es mit Zuckerrohrblättern, bei den Aermern mit Matten von Cocos bedeckt. Die Geräthschaften sind einfach und nicht sehr mannichfaltig. Die Häuser sind gewöhnlich zu kleinen Dörfern vereinigt, von denen mehre befestigt sind. Ihre Mahlzeiten bestehen aus Bananen, Brotfrucht, Cocosnüssen, Fischen, Muscheln u. s. w. Auf die Tafeln der Vornehmern kommt Schweinefleisch, Geflügel und Schildkröten. Das gemeine Volk verzehrt auch Ratten. Die Kleidung der Männer besteht, wie die der Frauen, aus einem Stück Zeug oder einer Matte um die Hüften gehüllt und mit einem Gürtel befestigt. Die Aermern haben oft nur einen Schurz. Zur Kopfbedeckung tragen sie eine Mütze, oder eine Art Turban oder eine Federkrone u. s. w. Die Haare lassen Einige lang wachsen und herabhängen, Andere schneiden sie ganz oder zum Theil kurz. Sie schmieren dieselben mit Pomade und allerlei fetten Dingen ein und geben ihnen mit ungelöschtem Kalk oder durch andere Dinge eine rothe, weiße oder blonde Farbe. Sie baden sich oft, und da die Vornehmen sich häufig ganz mit wohlriechendem Cocosöl einreiben, erhält ihre Haut dadurch eine außerordentliche Weichheit und große Schönheit. Bei Festen reiben sie ihre Haare so übermäßig mit Oel ein, daß es fortwährend von ihnen herabtrieft und Denen, die nicht daran gewöhnt sind, durch den starken Geruch sehr lästig wird. Gern schmücken sie sich mit Halsschnuren von rothen Pandanusfrüchten, oder mit wohlriechenden Blumen, auch mit kleinen Muscheln oder Perlmutterstückchen, Vogelknochen u. s. w. Auch Armbänder tragen sie, und Glasperlen lieben sie leidenschaftlich. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, dem Bauen ihrer Häuser und Piroguen, Verfertigen der Kleidungsstücke, Hals- und Armbänder, im Tätowiren u. s. w. Sang und Tanz, sowie mancherlei Spiele dienen ihnen zur Unterhaltung. Ihre Musikinstrumente bestehen in einer Art Flöte und einer Art Trommel (Taf. 295 *Fig. 1* Häuptling der Tongaer, *Fig. 2* Weiberkampf, und *Fig. 3—5* Mädchenspiele bei denselben). Die Tongaer verehren eine Menge Götter, die den gemeinschaftlichen Namen Hatua haben. Zauberei und Zeichendeuterei gilt bei ihnen viel.

Die Bewohner der Schifferinseln.

Die Bewohner der Schifferinseln schildert man verschieden, doch sind sie sämmtlich Menschenfresser, und der Bogen von der Südspitze von Neuseeland über die Viti- (Fidschi-), Schiffer- und Tongainseln mag wol derjenige Strich sein, wo das Verspeisen des Menschenfleisches am allgemeinsten ist. Dennoch stehen die Bewohner dieses Theils keineswegs auf der niedrigsten Stufe der Cultur. Sie gehören zu den schönsten Ostoceaniern, sind oft bis 6 Fuß 6 Zoll hoch und herculisch gebaut. Die Weiber sind etwas kleiner. In manchen Künsten haben sie es weit gebracht und vor Allem sind sie vortreffliche Seeleute, die das Wasser fast nicht verlassen (Taf. 257 *Fig. 1* Tanz der Samoaninsulaner auf den Schifferinseln).

Die Australier oder Neuholländer.

Die Bewohner Neuhollands sind ein kleines und häßliches Volk, das sich vorzüglich, wie wir schon oben bemerkten, durch sehr lange, magere Arme und Beine, mit denen die großen Hände und Füße contrastiren, eben nicht vortheilhaft auszeichnet. Das Knie ist dick und die Waden sind dünn, vorzüglich ist dies aber bei Denen der Fall, welche in den Wäldern leben und nur wenig Nahrung haben, welche sie von den Bäumen, die sie sehr geschickt zu erklettern verstehen, herabholen müssen. Das Aeußere der Männer ist hart und zurückstoßend; die Nase unten sehr breit, der Mund groß, der Bart ziegenartig, das Haar struppig. Die schwarzen Augen sind tiefliegend, die Augenbrauen dick, die Lippen dick und aufgeworfen, die Zähne jedoch gut gereiht, weiß und gesund, die Kinnbacken oft sehr weit vortretend. Das Gesicht ist im Ganzen geistlos. Viele haben einen leidenden, dabei aber tückischen Blick. Die Hautfarbe ist bei den verschiedenen Stämmen sehr abweichend, bald tiefschwarz, bald schwarzbraun, bald sogar gelbbraun, je nachdem sie dem Aequator näher oder ferner wohnen. Beide Geschlechter reiben ihre Haut mit Fischthran ein, wodurch sie gar übelriechend, aber doch gegen die Stiche der Mosquitos geschützt wird. Vom Putze haben sie seltsame Begriffe. Einige schmücken die Haare mittels Gummis mit Gräten, Vögelknochen, Känguru- und Haifischzähnen, Federn, kleinen Stücken Holz und Hundsschwänzchen, oder sie bedecken ihr Haupt mit Moos. Im Süden von Botanybai werden die Haare so geflochten, daß sie die Gestalt kleiner Stricke erhalten. Rüsten sie sich zum Kampfe, so beschmieren sie sich mit rothem Harze; gehen sie aber zum Tanze, bemalen sie sich mit Muschelkalk. Um die Augen malen sie einen weiten Kreis, wellenförmige Striche aber um Arme, Schenkel und Füße. Narben gelten bei beiden Geschlechtern als die größte Zierde, und deshalb reißen sie sich das

Fleisch der Wunden auf, halten sie so lange offen, bis sie anschwellen, und lassen sie erst dann zuwachsen. Schon bei Kindern bringt man diese sonderbare Zierde an. Bei den Frauen fehlen die beiden Gelenke am kleinen Finger der linken Hand. Das obere Gelenk des kleinen Fingers wird nämlich bei den kleinen Kindern weiblichen Geschlechts mit einem starken Haar unterbunden, dadurch wird der Blutumlauf gehemmt und die beiden vordern Gelenke faulen ab. Man glaubt allgemein, daß die Neuholländer diese Operation vornehmen, weil diese Gelenke der Finger die Frauen am Halten der Angelruthe hindern würden. Den Männern, wenigstens denen, welche in der Nähe der bekannten Küsten wohnen, schlägt man einen Vorderzahn aus, der an den oberherrschenden Volksstamm als ein Zeichen der Untergebenheit abgeliefert wird (Taf. 295 *Fig. 10*). Man nennt dies die Ceremonie des Gna-lung; dadurch tritt der Jüngling in die Mannesrechte und ist nun verpflichtet, sich fortwährend im Gebrauche der Waffen und in Erduldung von Schmerzen zu üben.

Die Waffen der Neuholländer bestehen in Lanzen, Wurfstöcken, Schilden, Aexten und Keulen. Der Wurfstock ist etwa 3 Fuß lang und wird zum Werfen der Lanzen, worin sie sehr geschickt sind, gebraucht. Die Schilder sind von Baumrinde oder von festem, am Feuer gehärtetem Holze. Mit ihren steinernen Aexten fügen sie den meisten Schaden zu. Das Schnitzwerk an den Waffen ist bei jeder einzelnen Abtheilung eines Volksstammes nicht dasselbe, und sie erkennen sich daran. Ebenso sind auch die Angelruthen, die Netze und die Tänze bei den einzelnen Horden verschieden. Da es ihnen schwer wird, Feuer anzumachen, tragen sie fast immer welches bei sich. Haben sie aber keins bei sich und brauchen sie doch welches, so stellen sich Mehre von ihnen in einen Kreis, reiben in einem Loche, das in ein Bret gemacht ist, ein Stück Holz schnell, und lösen einander ab, da diese Arbeit sehr schwer ist.

Die Wohnungen sind sehr einfach. Die Bewohner der Wälder stellen Stücke von Baumrinde zusammen und bedecken den Fußboden mit Seegras. Das Hausgeräthe besteht aus einigen Körben von Baumrinde oder aus ausgehöhlten Baumstücken. Die Bewohner der Meeresküsten haben größere Hütten als die der Wälder. Viele leben auch in Felshöhlen oder Grotten. Da sie sehr fest schlafen, suchen sie von den europäischen Ansiedlern Hunde zu bekommen, um diese als Wächter zu gebrauchen. Einige Eingeborene, welche mit den Engländern umgehen, hüllen sich in Lumpen oder bedecken sich mit einem Stücke Tuch, um nicht ganz nackend zu sein; die Uebrigen gehen nackt, nur Mädchen tragen bis zu ihrer Mannbarkeit einen Schurz.

Die Neuholländer scheinen keinem Gegenstande, nicht einmal dem Feuer eine göttliche Verehrung zu erweisen, eine Fortdauer nach dem Tode jedoch zu ahnen. Die Bewohner an der Küste, die man am besten kennt, leben von Fischen. Ihre zerbrechlichen Kähne sind von Baumrinde. Die Waldbewohner bereiten eine Art Teig aus Wurzeln und zerstoßenen Ameisen, wozu dann noch zuweilen Ameiseneier kommen. Würmer, Raupen und was ihnen sonst in den Weg kommt, genießen sie ebenfalls, da sie sich vor nichts ekeln.

Ihr Charakter bietet die grellsten Gegensätze dar: Grausamkeit und Edelmuth, Freigebigkeit und Eigennutz, Versöhnlichkeit und Rachsucht, Muth und Trägheit, Aufrichtigkeit und Verschlagenheit, Zutrauen und Eifersucht. Die Blutrache üben sie auf das strengste, und ihre Weiber behandeln sie barbarisch. Schmerz ertragen sie mit großer Geduld und Ausdauer. Das Alter wird hochgeehrt, und die größte Ehrfurcht erweisen sie alten Leuten, welche blind sind. Niemand darf sich vor solche stellen, und selbst beim Fahren im Kahne muß der Ruderer hinter dem Alten sitzen. Gegen Bewaffnete sind sie demüthig, Unbewaffnete aber laufen Gefahr, von ihnen angegriffen zu werden. Im Nachahmen sind sie sehr geschickt. Wenn die Kinder vier bis sechs Wochen alt sind, gibt man ihnen ohne alle Ceremonie einen Namen, welchen man von einem Gegenstande entlehnt, den man täglich vor Augen hat. Von klein auf lehrt man sie Lanzen zu werfen und den Würfen auszuweichen. Im zwölften oder funfzehnten Jahre sticht man ihnen die Scheidewand in der Nase durch, damit sie einen Knochen oder ein Stück Schilf darin zur Zierde tragen können. Gewöhnlich wählt der Mann seine Lebensgefährtin aus einem andern und zwar feindlichen Stamme, und raubt sie in Abwesenheit ihres Beschützers mit Gewalt. Dafür braucht ihre Horde, sobald sich Gelegenheit bietet, das Gegenrecht. Die so Gewonnene fügt sich, trotz aller grausamen Behandlung, bald in ihr Schicksal (Taf. 295 *Fig. 7*). Der eigenthümliche Tanz der Neuholländer ist *Fig. 6* u. *9* abgebildet.

Die Aeltesten der Familie sind die Oberhäupter und werden Biannai, d. h. Vater, genannt. Stirbt der Neuholländer, so wird ihm die Haut abgezogen, der Leichnam verbrannt, die Haut aber getrocknet, eingepackt und aufbewahrt (*Fig. 8*).

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heck, Johann Georg

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste ; in zehn Abtheilungen

Bd.: 4,[2]

Leipzig 1860